[B]IBLIOTHEK DER [UN]TERHALTUNG UND DES WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •


Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus
THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
REGENTS
OMNIBUS ARTIBUS

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**


Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Erzählung „Die Lügenmarie“ von Luise Westkirch. (S. 99)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Achter Band



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

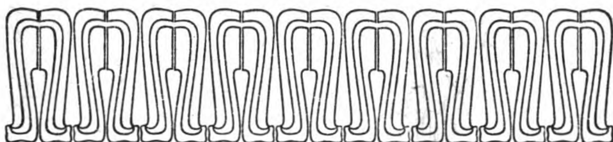
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.







Die Briefe der Königin.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zur festgesetzten Stunde ging von Athen aus ein Mann nach Pitsermi ab. Er brachte ein Schreiben und hundertvierzigtausend Franken nach dem Hause unter den Kastanien. Es war zunächst eine Beschwichtigungssumme. Sie setzte sich aus den neunzigtausend Franken, welche Deronges Vermögen darstellten, und aus den fünfzigtausend zusammen, die Frau Wilkins geopfert hatte. Die ihr telegraphisch angewiesenen zehntausend Dollars hatten ja etwas mehr als fünfzigtausend Franken ergeben, aber Deronge war der Meinung gewesen, daß sich eine runde Summe besser mache, und so ging diese ab.

Von Serbien her konnten die durch Herrn Kaljewitsch erbetenen zweihunderttausend Franken, welche zur Auslösung von Frau Gerald nötig waren, im besten Falle erst im Verlaufe des heutigen Tages, des 5. Oktober, eintreffen, und wenn Jane es richtig anfing, und überhaupt Geld da war, dann konnte auch die Auslösungssumme für Ralph noch rechtzeitig eintreffen.

Freilich, wenn sie gut unterrichtet gewesen war, als sie ihren letzten Brief geschrieben hatte, dann konnte man von drüben aus vielleicht überhaupt kein Geld erhalten und dann —?

Selbst die Wilkins verlor in dieser Zeit ihre Ruhe. Es war zu allem anderen am Morgen des gestrigen Tages eine Depesche aus Pullman eingetroffen, in welcher Ralph gebeten wurde, sofort heimzukommen, denn Onkel Robin sei aufs neue schwer erkrankt. Die Depesche war aus irgendwelchen Gründen verspätet angelangt. Sie war nämlich bereits am 1. Oktober Nachmittags in Pullman aufgegeben worden.

— — — — — — — — — — — —

Am Morgen des 5. Oktober traf ein Reiter, von Osten kommend, in Athen ein. Er hielt vor dem Hotel d'Angleterre. Ein Doppelruf froher Überraschung empfing ihn. Im nächsten Augenblick half Doktor Lange dem vergnügt Lächelnden aus dem Sattel, und wieder einen Moment später umfingen ihn weiche Arme, und ein von Freudentränen überströmtes Gesicht drückte sich an das seinige.

„Vater, o Vater, wie viele Angst haben wir um deinetwillen ausgestanden!“ schluchzte Martha.

Lange fragte aufgeregt: „Ja, wo waren Sie denn, wo haben Sie denn diese ganze Zeit zugebracht?“

Professor Herland schaute bald auf seine Tochter, bald auf seinen künftigen Schwiegersohn. Er war sichtlich verwundert. „Ja, habt ihr es denn nicht gewußt, daß ich bei Kephas war?“

„Und er hat dich ohne Lösegeld ziehen lassen?“

„Ich brauche ihm für meine Freilassung nur etliche meiner Schriften über Griechenland zu schicken.“

„Na, das hat er billig getan!“ dachte Lange und zog den guten Professor schon die Treppe hinauf.

„Sind denn die anderen auch schon hier?“ erkundigte

sich Herland und wurde unruhig, als er erfuhr, daß für Taylor, Frau Gerald und Ladány das Lösegeld noch nicht beisammen sei.

„Nun, wir werden sie sicherlich gesund wiedersehen," tröstete er dann sich und die anderen. „Dieser Kephas ist ein famoser Mensch, und Vaterlandsliebe besitzt er — Kinder, das ist einfach rührend. Er wußte freilich noch nicht viel über die Vorgänge bei Marathon. Nun, darüber habe ich ihn aufgeklärt und habe ihm den ganzen Gang der Schlacht vom Tale von Avlona aus erklärt. Kinder, ich sage euch, Kephas war wie toll vor Freude und Stolz, als er hörte, daß dieser glänzendste Sieg der Griechen nur mit einem Verluste von hundertzweiundneunzig Kämpfern bezahlt werden mußte. O, ich habe unter seiner Führung Marathon gründlich kennen gelernt, und ich wurde gehalten wie ein vornehmer lieber Gast. Aber freilich, Kephas hätte nicht vergessen dürfen, euch das zu melden. Die arme Mutter, gelt, Martha, die hat sich recht geängstigt?"

„O, wie sehr!"

„Und — das fällt mir jetzt auf," fuhr Herland sorgenvoll fort, „es muß irgend etwas bezüglich der Gefangenen nicht in Ordnung sein. Kephas erhielt gestern nachmittag eine Nachricht über sie. Er hatte einen seiner Leute mit Lebensmitteln zu ihnen geschickt, der kam damit wieder zurück und machte Kephas einen langen Bericht, der diesen außerordentlich aufregte."

„Du weißt nicht, was der Mann berichtete?" fragte Martha ängstlich.

„Nein, ich weiß nur, daß Kephas danach nicht mehr so freundlich war wie früher, und, jetzt fällt es mir ein, er sagte, ehe er fortritt, ich solle froh sein, daß er mir bereits sein Wort gegeben habe, mich freizulassen."

„Es reute ihn also seine Gastfreundlichkeit schon!“ rief Lange grimmig aus.

Sie waren im Korridor oben angelangt, und die Professorin kam aus ihrem Zimmer gestürzt. Ein Schrei und sie lag an der Brust ihres Gatten.

Gleich darauf waren die in Athen anwesenden Teilnehmer dieser so vielfach gestörten Vergnügungsfahrt wieder im Lesezimmer des Hotels versammelt, und Herland berichtete, was er über den Verlauf der Entführung wußte. Als er schwieg, herrschte eine Zeitlang Stille. Dann erhob sich Deronge, der ein paar Worte mit der Wilkins gewechselt hatte, und sagte: „Meine lieben Reisegenossen! Die Freunde, an die wir alle jetzt denken, befinden sich seit zwei Tagen in der Gewalt dieses Kephas. Gestern abend erhielt jener eine ihn unangenehm aufregende Nachricht, welche sich auf seine Gefangenen bezog; ich schließe daraus, daß diese sich selbst befreit haben.“

„Es ist gewiß so, wie Herr Deronge vermutet,“ pflichtete Frau Wilkins ihm bei, „und da wir mit gutem Grund diesen Fall annehmen können, werden wir zwei“ — sie nickte wieder Deronge zu — „unsere Ungeduld nicht länger zügeln.“

„Was meinen Sie mit diesen Worten?“ Christensen war aufgestanden. Man sah es ihm an, daß er sehr erregt war. „Sie wollen nicht nur Ihr Geld, Sie wollen auch Ihr Leben für Ihre Freunde wagen?“

„Nun, es wird so schlimm hoffentlich nicht werden,“ entgegnete die Wilkins ruhig. „Jedenfalls halten wir es hier nicht länger aus, und so haben wir beschlossen, unsere Freunde zu suchen. Heute nacht sind die Gendarmen, welche die hiesige Polizei uns zur Verfügung gestellt, zurückgekehrt. Sie sind unverrichteter Sache heimgekommen. Man wird uns andere Leute mitgeben, und so Gott will werden wir die — Entflohenen finden.“

Das Gesicht der jungen Frau war plötzlich sehr ernst geworden. Sie hätte fast noch etwas gesagt, aber sie unterdrückte das schlimme Wort. Den Gedanken aber, den konnte sie nimmer unterdrücken, den Gedanken, daß Taylor und Frau Gerald und der — andere vielleicht die Flucht nur versucht hatten und dabei ums Leben gekommen waren. Taylors Leben war aber sicherlich das gefährdetste. Christensen, Lange und Clarke reichten ihr gleichzeitig die Hände, und einer wie der andere riefen eifrig: „Ich gehe mit."

„So eile ich zur Polizei." Deronge war schon an der Tür, er wollte soeben nach der Klinke langen, da wurde diese von draußen niedergedrückt.

Als sie sich auftat, sah man Manil ganz erschöpft draußen an der Wand lehnen. Der Hotelier stützte ihn und führte ihn dann mit Hilfe Langes in das Zimmer. Lange befreite ihn von seinem Rock, dessen linker Ärmel von Blut durchtränkt war, Frau Wilkins gab ihm rasch herbeigeschafften Tee zu trinken. Als seine Lebensgeister wieder ein wenig aufgefrischt waren, berichtete Manil, was vorgefallen war.

Die beiden, welche unter den zwei gleichzeitigen Schüssen zusammenbrachen, waren der noch übrig gebliebene Bandit und — Ladány, den seine sinnlose Angst, mit der er hinter dem Tisch Deckung suchen wollte, in die Fluglinie der Kugel gebracht hatte, welche für Taylor bestimmt gewesen war.

Natürlich verließen die Befreiten sofort den Schlupfwinkel der Banditen. Taylor und Manil trugen den schwerverwundeten Ladány, den zurückzulassen sie nicht übers Herz brachten, unter großen Mühen durch den Wald. Sie hatten ihn auf eine ausgehängte Tür gelegt. Auch die Waffen und Munition der drei gefallenen Banditen hatten sie mitgenommen.

Das Gewitter hatte indessen für sie zu recht ungünstiger Zeit aufgehört; denn seit die Blitze fehlten, herrschte so tiefe Finsternis, daß der Waldweg fast nicht zu unterscheiden war. Schließlich hatten sie sich auch richtig verirrt und waren von dem Weg, der sie zu dem Häuschen geführt, abgekommen. Der Morgen, welcher dieser in jeder Beziehung häßlichen Nacht folgte, fand die Flüchtenden auf einer eigenartigen, von starren Felsen umgebenen Stelle, bezüglich derer sie nur das eine wußten, daß sie ziemlich weit von dem Orte sein mußte, an dem sie sich Nachts befunden. Die Tatsache, daß sie stets bergab gegangen waren, hatte ihnen diese Sicherheit gegeben.

Total erschöpft hielten sie in dieser unheimlichen Wildnis Rast. Ladány schien ein Sterbender zu sein. Das Wundfieber schüttelte ihn, daß seine Zähne aufeinanderschlugen, und wenn er in seiner halben Bewußtlosigkeit stöhnte oder zu jammern begann, trat blutiger Schaum auf seine Lippen. Aber man konnte ihm nicht helfen, nicht einmal Wasser konnte man ihm geben, denn so genau auch Taylor die Umgebung dieses trostlosen Erdenfleckes absuchte, es fand sich nirgends eine Quelle. An ein Weiterkommen mit dem Sterbenden war nicht zu denken, denn auch Manil war in dem Kampfe mit dem Banditen verwundet worden und konnte sich, als man die seltsame Bahre niedergelassen, nicht mehr erheben.

„Sie ließen mich einschlafen," berichtete Manil weiter, „und als ich endlich wieder erwachte, funkelten die Sterne über mir. Am Morgen ging mein Herr fort, und als er nach Stunden wieder kam, brachte er einen alten Mann mit. Wir konnten uns mit ihm nicht eigentlich verständigen, aber das begriff er von selber, daß Herr Ladány unter Dach kommen müsse. Mein Herr und der Mann trugen ihn. Frau Gerald

und ich folgten. Sie mußte mich stützen, denn oft kam ein Schwindel über mich. Wir gingen etwa eine Stunde, dann hatten wir des Mannes Hütte erreicht. Er ist ein Harzsammler und sehr, sehr arm, aber gutmütig ist er und begriff, wie es um uns stand. Als Herr Taylor ihm den Namen Kephas nannte, zeigte er große Furcht und deutete uns an, daß wir seine Hütte nicht verlassen dürften. Er brachte uns Milch und Brot und schüttete frisches Laub auf sein Lager, darauf Ladány jetzt wahrscheinlich schon als Toter liegt. Als es gestern dämmerig wurde, führte mich der Alte fort und zeigte mir unfern der Hütte ein Flüßchen und wies nach der Richtung, in der das Wasser floß. Als die Nacht anbrach, machte ich mich auf den Weg. Es war ein mühevoller Weg, aber er hat mich zu einem Örtchen geführt, wo man mir die Straße wies, auf der ich hierher gelangte."

Das war Manils Bericht.

Eine Stunde später ritten die Wilkins, Deronge, Lange, Clarke und Christensen, begleitet von sechs Polizisten, aus der Stadt. Sie hatten die Straße nach Pitsermi eingeschlagen, denn auf dieser war nach seiner klaren Beschreibung Manil nach Athen zurückgekehrt.

Pitsermi war derzeit ein gefährlicher Ort, denn dort mußte ja die Loskaufsumme hinterlegt werden, deren einer Teil schon abgegangen war. In der Nähe von Pitsermi war also jetzt ganz bestimmt der Sammelplatz etlicher Banditen.

Das wußte jeder einzelne im Zuge, aber trotzdem ritten sie ohne Zögern weiter, denn sie dachten an die zwei, welche in des Harzsammlers Hütte durchaus noch nicht sicher waren, die der gereizte Kephas ganz bestimmt ermorden würde, sobald er ihr Versteck entdeckte.

Was jeder von ihnen vorausgesetzt, geschah jedoch nicht. Vor und in Pitsermi blieb es ganz still, aber

als die Reiter des verödeten Dorfes letzte Mauern hinter sich hatten, jagte plötzlich ein Reiter vor ihnen her. Er hatte sich vor ihren Augen auf ein Roß geschwungen, das außerhalb des Dorfes an einen Baum gebunden gewesen.

„Das ist Antipas!“ rief einer der Polizisten und griff nach seinem Revolver. Aber er hatte es nicht mehr notwendig, ihn zu gebrauchen, denn die Wilkins hatte schon geschossen, und soeben sank der lange Schurke aus dem Sattel; sein Pferd raste allein weiter.

„Schuft, du bedrängst kein Weib mehr,“ rief die Wilkins zornig aus, als sie an dem Gefallenen vorübersprengte.

In nächster Nähe verschwand die sich krümmende Straße hinter Bäumen, aber trotzdem wußte man schon, daß es jetzt zu dem erwarteten Zusammenstoß kommen würde, denn hinter den die Straße verbergenden Felsen war es laut geworden. Eilige Hufschläge und zornige Rufe ließen sich hören.

Deronge griff nach dem Zügel des Pferdes, das Frau Wilkins ritt. „Wir bleiben hübsch beisammen, meine liebe Freundin,“ sagte er ruhig, „und ich bitte, denken Sie jetzt auch ein bißchen an Herrn Neville, von dem Taylor mir allerlei berichtete.“

Er sah noch, wie eine leichte Röte in die Wangen der hübschen Frau stieg, dann sah er auf der nun wieder frei vor ihnen liegenden Straße einen Reiterschwarm heransprengen und vor diesem das laut wiehernde, nun herrenlose Pferd des Antipas.

Jetzt fiel, und zwar von drüben, der erste Schuß, dann gab es ein kurzes Kreuzfeuer, und dann stoben die Banditen plötzlich auseinander, wandten ihre Pferde und sprengten davon. Drei von ihnen waren aus dem Sattel gesunken, und einer von diesen war das Haupt

der gefürchteten Bande, der schöne Kephas. Lange und Clarke, sowie einer der Polizisten waren durch Streifschüsse getroffen worden, der Wilkins war der Hut vom Kopfe geschossen, und Deronge der linke Unterarm verletzt worden.

Die unverletzt gebliebenen Polizisten waren abgestiegen, fingen die Pferde der Gefallenen ein und legten dann die Leichen an den Rand der Straße. Christensen hatte eine gute Idee gehabt. Er begab sich zu der Stelle, an welcher Antipas lag. Er brauchte nicht lang in den Kleidern des Toten zu suchen, um zu finden, was er bei ihm vermutet hatte: den Brief, welchen Deronge an Kephas geschrieben und das Päckchen mit dem Geld. Christensen war hoch erfreut darüber, daß die so großmütig geopferte Summe nun wieder an ihre Eigentümer kam. Er überreichte das Päckchen dem Franzosen. Auch die Wilkins hatte den kleinen Vorgang beobachtet. Er ließ sie jedoch ganz kalt. Diese Frau hatte wirklich keinen Sinn für Besitz. Sie hatte jetzt anderes zu tun, sie mußte die Verwundeten verbinden.

Eine Stunde später trennte sich die Gesellschaft in zwei Partien. Alle, die verwundet waren, kehrten nach Athen zurück, die anderen setzten ihren Weg fort. Die Gefallenen hatte man vorher nach Pitsermi gebracht. Sie lagen jetzt in dem Gemache, aus welchem Antipas vor wenigen Stunden das Päckchen geholt hatte.

Deronge war es sehr unangenehm, daß auch er umkehren mußte. Er hatte einen harten Kampf mit sich bestanden, denn es zog ihn mächtig dorthin, wohin die anderen sich wandten, aber er gab den Vorstellungen der Wilkins und seines eigenen Verstandes nach und trennte sich von ihr, um seinen schon vorausreitenden Unfallsgenossen zu folgen. Während er so ein paar hundert Schritte allein dahinritt, wurde es ganz still in ihm, lauschte er in seine eigene Seele hinein, und

dabei stieg eine brennende Röte in sein Gesicht. Sein Mund öffnete sich zu einem Seufzer, und aus seinen Augen schaute eine große, traurige Sehnsucht.

Als er jedoch die anderen erreichte und hörte, wie Clarke soeben den Doktor damit neckte, daß er sich diesmal nicht einmal selber hatte helfen können, sondern sich auch von so einem „emanzipierten Frauenzimmer“ den Notverband hatte anlegen lassen müssen, da war auch er wieder der alte und half durch manch guten Scherz, sich und den anderen den Weg zu kürzen.

— — — — — — — — — — — —

Um eben die Zeit, zu welcher die Verwundeten in Athen ankamen, reichten die Wilkins und Christensen den beiden Entführten zu froher Begrüßung die Hände. Eine Stunde vorher war Ladány gestorben. Noch ehe die Nacht des 5. Oktober herankam, saßen Lavinia und Taylor an der Seite ihrer Freunde an der Tafel des Hotel d'Angleterre.

Doktor Lange freilich und die Familie des Professors, sowie Clarke mit seinen Damen waren nicht heruntergekommen, aber Deronge saß neben Lavinia und plauderte so witzig und heiter, als seien die Ereignisse der letzten Tage gar nicht so tragischer Natur gewesen. Und die schöne Freundin war ihm dankbar dafür, denn so lenkte er ihre Seele am besten von den schrecklichen Vorstellungen ab, die bis jetzt nicht hatten von ihr weichen wollen. Aber schließlich legte sie doch ihre kühle Hand in die seinige und bat: „Lieber Freund, strengen Sie sich nun nicht mehr an. Ich werde schon über diese Schrecken hinwegkommen. Ich merke nämlich, daß Sie übel aussehen. Die Verwundung hat Sie doch mitgenommen.“

Er küßte ihr lächelnd die Hand.

Frau Wilkins hatte Taylor den Brief und das

Telegramm seiner Schwester bereits übergeben, und so wußte jener, wie übel es in jeder Beziehung daheim stehe. Natürlich war er sehr betroffen über Janes Mitteilungen, aber die schöne Ruhe, die er besaß, solange ihm nicht Unersetzliches verloren war oder verloren schien, hatte ihn auch jetzt nicht verlassen. Er wußte, daß am nächsten Tage ein Dampfer den Piräus verlassen werde, und daß man am Abend des 8. Oktober in Triest sein konnte. Es war bald vereinbart, daß er und seine Braut, Frau Wilkins und Deronge morgen abreisen würden. Christensen, der auch an der Besprechung teilnahm, verpflichtete sich, die Ordnung der noch schwebenden Angelegenheiten auf sich zu nehmen und ihnen Bericht darüber zu erstatten.

Bis gegen Mitternacht saßen die fünf beisammen, und eben als sie den Lesesaal verließen, erschien ein Beamter der serbischen Gesandtschaft und berichtete, daß das Lösegeld angewiesen und am nächsten Morgen zu beheben sei. Schon der Hotelier aber hatte es dem Herrn mitgeteilt, daß die Entführtgewesenen sich befreit hätten und bereits zurückgekehrt seien. So konnte er seiner Meldung gleich eine Gratulation hinzufügen, worauf er sich mit dem Bewußtsein zurückzog, daß die wunderschöne Frau, für die sein König und auch seine Königin sich so sehr interessierten, dem Gesandten Kaljewitsch zu einer frühen Stunde des nächsten Vormittags einen Besuch abstatten werde.

Als der Abgesandte gegangen war, begaben sich alle auf ihre Zimmer.

Deronge stand in dem seinigen noch lange vor dem Spiegel. Es schaute ihm ein Gesicht entgegen, darin sich schwermütiger Humor ausdrückte.

„So, du Liebe, ich sehe also übel aus?“ sagte er leise. „Du irrst, alt sehe ich aus — alt, aber das hast

du freundlich umschrieben. Und nicht die Verwundung hat mich so mitgenommen, das haben die Jahre getan, die nehmen einem die Frische, die nehmen einem die Widerstandskraft. Aber ich habe doch immer noch so viel Kraft, um mich beherrschen zu können. Nein — lächerlich werde ich mich nicht machen."

* * *

Um neun Uhr am nächsten Morgen hielt die Hotelequipage vor dem Hause des serbischen Gesandten.

Der sehr elegante und sehr liebenswürdige Herr Kaljewitsch war ein wenig verwundert darüber, daß Frau Gerald in Gesellschaft eines Herrn den Besuch abstattete, und seine Verwunderung legte sich erst, als sie diesen Herrn als ihren Bräutigam vorstellte.

Auch Lavinia hatte Ursache, ein wenig verwundert zu sein, denn nun erfuhr sie, daß die zweihunderttausend Franken, die man für ihre Loskaufung angewiesen hatte, zur Hälfte von der Königin kamen. Mit Tränen in den Augen und Bewunderung und Mitleid im Herzen bat sie den Gesandten, ganz besonders Ihrer Majestät einstweilen in ihrem Namen zu danken. Dann erfuhr Herr Kaljewitsch, daß das Brautpaar schon in den nächsten Stunden die Fahrt nach dem fernen Westen antreten werde.

Und so geschah es. Nachdem noch einmal ein festliches Frühmahl die bisherigen Reisegenossen vereint hatte, nachdem manch inniger Dank geäußert und ein herzlicher Abschied genommen war, fuhren die Scheidenden, begleitet von Manil und der Morris, nach dem Piräus, wo sie gerade zur Abfahrt ihres Schiffes zurechtkamen.

Erst während dieser Fahrt teilte Deronge seiner Freundin schonend den Tod ihres Bruders mit. Sie war dabei bleich geworden, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihr Mund lächelte bitter, als sie sagte:

„So ist er doch wenigstens nach außen hin als ein Ehrlicher gestorben.“

Ach, es gibt ihrer viele, die auch nur einen solchen Nachruf verdienen.

Deronge blieb bis Wien bei seinen Freunden, dort trennte er sich von ihnen, die nach Hamburg weiterfuhren. Er selbst schlug den Weg nach Budapest ein.

Dies war das Ende einer Vergnügungsfahrt, welche den meisten ihrer Teilnehmer gar wenig Vergnügen geboten, aber etliche Geschicke entschieden hatte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen des 4. Oktober ging über Pullman und dessen Umgebung ein dichter Regen nieder. Die ganze Natur war wie mit einem Trauerschleier überzogen. Kein Wunder, daß auch die Menschen trüb gestimmt waren — gar die kranken.

Ein solch recht trüb gestimmter Kranker war Robinson Taylor. Jane und Doktor Stanhope weilten, wie dies jetzt so oft geschah, bei ihm, und soeben kam auch die Smith herein und brachte eine Schale Bouillon, welche der Doktor für den Kranken bei ihr bestellt hatte. Diese Fleischbrühe war, wie auch alles andere, das Robinson Taylor jetzt genoß, im Gärtnerhause bereitet worden. Dort kochte die gute Smith in ihrer blitzblanken Küche alles, was der Kranke bedurfte. Es war ihr bezüglich dieser immerhin seltsamen Anordnung keinerlei Erklärung gegeben worden, dennoch war die brave Alte nicht im Zweifel darüber, warum Stanhope gerade ihre Dienste in Anspruch nahm, und sie hielt, besonders seit auch Fräulein Janes Korrespondenz mit Ralph durch ihre Hände ging, die Augen weit offen.

Soeben hatte sie wieder eine Wahrnehmung gemacht.

„Seit gestern hat Frau Taylor auffallend viel Sehnsucht, im Freien zu sein,“ bemerkte sie leise, als sie beim Eintreten in das Zimmer auf Stanhope stieß.

Er stutzte. „Wie meinen Sie das?“ fragte er.

„Ich möchte darüber mit Ihnen allein reden.“

„Gut. Ich warte im Korridor auf Sie.“

Die Smith übergab ihre Fleischbrühe Fräulein Jane, dann ging sie zu Stanhope hinaus. Sie fand ihn in einer der tiefen Fensternischen. Es mündeten beiderseits eine ganze Reihe von Zimmern in den langen Korridor. Gerade dem Fenster gegenüber, an welchem Stanhope die alte Frau erwartete, befand sich die Tür von Frau Taylors Wohngemach.

„Nun?“ fragte der Doktor gespannt.

Die Smith seufzte. „Diese Frau wird mir unheimlich.“

„Das ist sie mir schon ziemlich lang,“ sagte Stanhope trocken. „Sie haben mir aber vermutlich auch noch etwas anderes sagen wollen.“

„Gewiß. Frau Taylor hat gestern eine Depesche erhalten, welche sie in mächtige Aufregung versetzte.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich habe es von meinem Fenster aus gesehen, daß der Telegraphenbote durch die Allee herkam, und sie ihm die Depesche abnahm. Frau Taylor muß übrigens schon vorher Nachrichten erwartet haben. Sie paßte schon seit Tagen die Ankunft des Briefträgers ab und ließ sich von ihm jedesmal die ganze Post zeigen, die er ins Haus brachte. Für sie war aber immer nichts darunter. Das scheint sie in hohem Grade aufgeregt zu haben. Sie suchte nach des Briefboten Weggehen zwar gleich immer wieder ihr Zimmer auf, aber sie verließ fast nicht mehr das Fenster. Von dort aus kann man, wie Sie wissen, das Tor und einen Teil

der Allee überblicken, und jenseits dieser sieht man ja auch noch eine große Strecke der Straße."

„Wissen Sie, ob sie eine Nachricht erhalten hat?" drängte der Doktor.

„Ja, gestern hat sie, wie gesagt, ein Telegramm bekommen."

„Weiter."

„Es muß ihr sehr Schlimmes verkündet haben. Beim Lesen ist sie ganz weiß im Gesicht gewesen, und ihre Züge waren arg verzerrt. Ihre Seele muß ganz und gar von etwas Furchtbarem erfüllt sein, und sie muß noch irgend eine Nachricht erwarten, denn seit gestern weicht sie fast nicht mehr aus der Nähe des Tores. Sogar in diesem Regen geht sie in der Allee auf und nieder."

„Jetzt tut sie das nicht mehr," bemerkte Stanhope und deutete auf den Vorplatz des Hauses, den Frau Taylor soeben mit einer gewissen Hast überschritt.

„O, sie kommt," sagte die alte Frau, „da gehe ich."

Stanhope lächelte. „Fürchten Sie sie denn?"

„Für mich nicht, aber sie ist sehr gereizt, auch gegen mich gereizt, seit sie nicht mehr bei dem Herrn bleiben darf. Am liebsten ginge ich überhaupt aus dem Hause, das ja jetzt die reine Hölle ist, wovon auch Fräulein Jane zu erzählen weiß."

„Nun, ich will ein paar Worte mit Frau Taylor reden — dann wird sie wohl Ruhe geben."

In Stanhopes Schläfe war das Blut gestiegen, und seine Augen funkelten.

In der Halle unten war es laut geworden. Frau Taylor zankte mit dem Kammermädchen. Man hörte jedes Wort deutlich herauf. Das Mädchen hatte irgend etwas zu tun vergessen. Es entschuldigte sich, aber Frau Taylor war tatsächlich in sehr gereizter Stimmung. Sie nahm die Entschuldigung nicht an, sondern schloß

ihre wütende Rede mit der Bemerkung, daß bald alles anders werden würde, wenn sie zu befehlen hätte, denn dann würde sie, von Jane angefangen, alles Unbotmäßige aus dem Hause entfernen.

„Frau Taylor," rief in diesem Augenblick Stanhope, sich über das Treppengeländer lehnend, hinunter, „bitte, kommen Sie herauf, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Frau Dorothea war zusammengefahren. Sie redete nichts mehr, sondern ging ziemlich eilig die Treppe hinauf. Dabei strauchelte sie, weil sie auf ihr Kleid getreten war, und als sie nach dem Geländer griff, entfiel ihr ein zusammengelegtes Papier, das sie in der Hand getragen hatte. Sie raffte es eilig wieder auf, steckte es, ehe sie weiterging, in ihre Tasche, und dabei überzeugte sie sich durch einen raschen Blick, ob Stanhope noch herunterschaue. Er schaute noch herunter, und der kleine Vorfall war ihm nicht entgangen; aber er dachte sich weiter nichts dabei, als daß sie wahrscheinlich gerade wieder eine Nachricht von ihrem Sohne erhalten habe. Er mochte ihr nichts Gutes gemeldet haben, sonst wäre sie wohl nicht so ergrimmt gewesen. Sie warf der Smith einen bitterbösen Blick zu, dann wandte sie sich steif an ihn. „Sie wünschen?"

Er verbeugte sich ironisch. „Ich wünsche Sie in Ihrem Zimmer zu sprechen."

„Und wenn ich nun keine Zeit für Sie hätte?"

„Sie haben Zeit! Bitte also!"

Es lag, das fühlte Frau Taylor, eine versteckte Drohung in seinen Worten, und er zwang sie auch mit seinen Augen, vor denen sie sich plötzlich fürchtete.

Sie entgegnete nichts mehr und ging an ihm vorbei nach ihrem Wohnzimmer. Erst als er ihr dort gegenüberstand, fragte sie noch einmal, aber diesmal recht sanft: „Also, was wünschen Sie von mir?"

„Zuerst, daß Sie mir einen Sitz anbieten.“

Sie schaute ihn eine Weile verdutzt an, dann wies sie auf einen Sessel. Zugleich setzte sie sich selber. Sie war sehr bleich.

Er zog sich den Stuhl ganz nahe zu ihr heran und betrachtete sie mit großer Aufmerksamkeit, so etwa, wie ein Forscher eine Abnormität betrachtet, als Forscher interessiert, als Mensch angewidert.

„Sie sind sehr aufgeregt!“ begann er. „Ich meine, Sie sollten irgend etwas Beruhigendes nehmen.“

„Herr Doktor —!“

„Lassen Sie mich ausreden. Sie sollen nicht denken, daß ich gar zu sehr um Sie besorgt bin.“

„Wem also gilt Ihre Besorgnis?“

„Wem meine Besorgnis gilt? In erster Linie Ihrem Gemahl und dann meiner Braut, die Sie auch zu Ihrem unbotmäßigen Dienstpersonal zu zählen scheinen.“

„Haha —“

„Lachen Sie nicht, Frau Taylor. Ihre Lage ist nicht so, daß Sie heiter sein dürfen.“

„Was wissen Sie von meiner Lage?“

Er ignorierte ihre Frage. „Und auch darüber gestatte ich Ihnen kein Lachen, wenn ich Jane, die mir das Teuerste auf Erden ist, vor Ihrem Grimm schützen will. Sie behandeln nicht nur Ihre Mägde, sondern auch diese junge Dame seit jüngster Zeit sehr übel.“

„Warum nehmen Sie denn diese junge Dame, die Ihnen das Teuerste auf Erden ist, nicht aus dem Hause fort, darin sie so übel behandelt wird?“ erkundigte Frau Dorothea sich hämisch.

Da neigte der Doktor sich zu ihr und sagte zwar leise, aber dennoch schrecklich deutlich: „Das tue ich aus einem ganz bestimmten Grunde nicht. Meine liebe Jane muß nämlich — ebenso wie Frau Smith — in

den Stunden, in denen ich selbst nicht hier sein kann, dafür sorgen, daß Herrn Taylor nicht wieder etwas verabreicht wird, das ihm — schaden könnte."

Frau Dorothea wurde, von den Umständen dazu gezwungen, zur vollendeten Komödiantin. Blitzschnell bedachte sie, daß er wohl schon früher gesprochen haben würde, wenn er Sicheres gewußt hätte, und daß er jetzt nur eine Vermutung gegen sie ausspielte, weil er Janes wegen zornig über sie war. Da konnte nur Keckheit helfen und auch sofort Klarheit darüber schaffen, ob sie wirklich nichts zu fürchten habe. Mit der Miene einer, die nicht völlig versteht, die aber zu verstehen glaubt, daß man ihr eine Niedrigkeit zumutet, erhob sie sich und fragte: „Doktor Stanhope, woran denken Sie? Was deuten Sie da an?"

Er lachte laut auf. „Andeuten?" sagte er. „Habe ich wirklich nur angedeutet? Nun, ich kann mit Ihnen auch ganz offen reden. Ihren Gatten und Ihre Dienerschaft ließ ich bei dem Glauben, daß er abermals einen Schlaganfall erlitten hat, aber Jane weiß, und die Smith ahnt es, daß er — vergiftet wurde."

„Doktor! Hüten Sie sich!"

„Wovor denn?"

„Das ist eine Anklage!"

„Selbstverständlich!"

„Und zwar gegen mich!"

„Wissen Sie das schon so genau?"

Frau Dorothea biß sich auf die Lippen, dann murmelte sie: „Warum hätten Sie mich sonst von der Pflege meines Mannes ausgeschlossen?"

Stanhope nickte zustimmend. „Ein ganz richtiger Schluß," bemerkte er trocken.

„Aber," fuhr die Frau fort, „Sie vermuten eben nur, daß Robin Gift nahm —"

„Nicht nahm, sondern bekommen hat!“ setzte Stanhope den Satz fort. „O nein, das vermute ich nicht, das weiß ich, denn er hat es zum großen Teil wieder von sich gegeben.“

Jetzt wußte sie, daß sie in großer Gefahr sei, sie gab sich jedoch noch nicht verloren. Aber setzen mußte sie sich, denn ihre Füße waren plötzlich schwer geworden. „Warum haben Sie mich denn nicht verhaften lassen, wenn Sie Ihrer Sache so sicher sind?“ forschte sie mit Anstrengung.

„Weil Ihr Gemahl jetzt noch geschont werden muß, weil ihm noch eine Weile der Glauben erhalten bleiben muß, daß wenigstens sein Weib keines Verbrechens fähig ist. Weil es ihm jetzt den Tod bringen könnte, wenn er erführe, daß beiden Taylors deshalb nach dem Leben gestrebt wird, damit John Rustin endlich einmal schrankenlos in ihrem ja immerhin noch sehr großen Vermögen schwelgen kann. — Wissen Sie jetzt, Frau Taylor, warum ich bis heute schwieg und warum ich noch eine Zeitlang schweigen werde — allerdings nur so lang, bis Ihr Mann es wird bestimmen können, ob er auch gegen Sie Gnade üben, oder euch beide dem Gerichte übergeben wird?“

Nach diesen Worten herrschte eine gute Weile Stille zwischen den beiden. Dann erhob die Frau den Kopf und schaute zu dem Mann auf, der ihr Herr geworden war.

„Wer hat Ihnen das — von John — gesagt?“

„Ihr Gemahl natürlich.“

Sie knirschte vor Grimm. „Er gibt ihn also preis!“ zischte sie zwischen geschlossenen Zähnen hervor. „Er gibt ihn also preis!“ Zugleich mußte ihr ein Einfall gekommen sein. Sie griff in ihre Tasche und zog das Papier heraus, welches ihr auf der Stiege entfallen war. Stanhope erkannte jetzt, daß es ein Telegramm war, ein noch nicht eröffnetes Telegramm.

Jetzt riß Frau Taylor es auf. Ein häßliches, boshaftes Lächeln verzog dabei ihren Mund. Es vertiefte sich, während sie las, aber plötzlich veränderte sich ihr Gesicht. Und es veränderte sich auf schreckliche Art. Ganz grau wurde es und ganz starr. Ein schauerliches Stöhnen entrang sich der jetzt wild keuchenden Brust des sichtlich gemarterten Weibes, und die Augen quollen ihr förmlich aus dem Kopfe.

Stanhope war einen Augenblick lang fassungslos, dann drückte er die Unglückliche an die Lehne des Sessels und nahm die Depesche aus ihrer kraftlos gewordenen Hand. Sein erster Blick fiel auf die Adresse. Jetzt verstand er das boshafte Lächeln dieser schlechten Frau. Sie hatte sich diese Depesche widerrechtlich angeeignet. Das Telegramm war an Jane gerichtet und kam aus Athen. Es lautete: „Ralph von Räubern entführt. Sofort zweihunderttausend Franken Lösegeld an amerikanischen Gesandten Athen senden."

Aber das war nicht alles.

Diese Nachricht hatte Frau Taylor offenbar eher erfreut als geängstigt. Der Doktor begriff blitzschnell, daß sie die Nachricht erwartet und sie nur aufgefangen hatte, um die Befreiung Ralphs zu hintertreiben. Wenn nur diese Meldung gekommen wäre, hätte wohl kein anderes Auge als das ihre sie gelesen. Aber die weitere Nachricht, welche das Telegramm enthielt, hatte die Frau willenlos gemacht. Ohne auch nur einen Versuch zu machen, es festhalten zu wollen, hatte sie sich das Papier nehmen lassen, denn jetzt — jetzt war ihr, falls sie überhaupt noch denken konnte, wohl alles Fernere gleichgültig.

Der Schluß des Telegramms lautete: „John heute durch Selbstmord geendet." Unterzeichnet war es mit Deronge.

Stanhope faltete das Papier wieder zusammen und steckte es ein, dann beugte er sich über die unselige Frau.

Sie stieß ihn von sich. Ihre Augen funkelten, ihr Gesicht färbte sich dunkelrot. Dann lachte sie rauh auf. Ihr Geist verwirrte sich augenscheinlich. „Mein John tot! Es ist nicht wahr!“ sagte sie heiser. „Nicht wahr ist’s! Sie wollen mich nur strafen mit dieser Angst. — Aber für dich, mein Junge, leide ich auch das gern. Was täte ich nicht für dich! Hab’ ich doch zu allem geschwiegen! Und — zur Mörderin bin ich für dich geworden. — Und, mein Liebling, ich hab’ dich nicht verraten. Nein! Nein! Dein Stiefvater hat’s getan. Dem Doktor hat er’s gesagt, und Jane weiß es auch. Aber es tut nichts. Ich habe getan, wie du wolltest. Das Telegramm wird keiner sehen, und keiner wird Ralph auslösen, und so wird er sterben — wie sein Onkel. Dafür habe ich gesorgt. O — Robinson wird dir auch nicht mehr im Wege sein. — Aber John, o mein John — ich — ich muß jetzt nachdenken. Es ist etwas geschehen — etwas Fürchterliches ist geschehen!“

Im Gesichte bis zur Unkenntlichkeit entstellt, starrte sie dem erschütterten Doktor ins Gesicht. Jetzt langte sie nach der Kante des Tisches, an dem sie stand. Aber zu spät hatte sie nach einer Stütze gesucht. Wie ein von der Axt gefällter Baum stürzte sie zu Boden.

Stanhope legte sie auf das Sofa, dann klingelte er ihrer Jungfer. „Frau Smith soll sogleich herkommen!“ rief er der Eintretenden zu.

„Was ist’s, Doktor?“ fragte angstvoll Lydia, die soeben aus ihrem Zimmer kam.

Im nächsten Augenblick kniete sie totenbleich neben der starr Daliegenden, und wenige Minuten später brachte man die noch immer Bewußtlose zu Bett.

Einige Stunden darauf zeigte es sich, daß Frau Taylors Verstand umnachtet sei. Sie war wohl wieder zum physischen Leben erwacht, machte auch keinerlei

Vorsichtsmaßregeln notwendig, denn sie war ganz still, aber sie redete fort und fort mit John. Anfangs meinte Stanhope, daß sie den Wahnsinn nur simuliere, aber der Angstschweiß, der wieder und wieder bei ihr ausbrach, widersprach dieser Annahme.

Nach einer längeren Besprechung mit Jane verließ der Doktor das Haus. Dem ohnehin wegen Ralphs Schweigen aufgeregten Kranken mußte der Inhalt der Depesche natürlich verborgen bleiben, und so blieb Stanhope nichts übrig, als auf eigene Faust zu handeln. Er ritt also nach der Stadt hinüber, wo er Mister Pullman selbst aufsuchen wollte. Der Millionär war jedoch nicht anwesend. Er jagte auf der Besitzung eines seiner Freunde, wurde aber für den nächsten Vormittag zurückerwartet. Es blieb also nichts übrig, als auf seine Rückkehr zu warten. Diese verzögerte sich bis zum nächsten Nachmittag. Stanhope war noch nicht ernstlich unruhig geworden, nun aber doch recht froh, daß er durch Pullman die Versicherung erhielt, daß noch im Verlaufe der Nacht, mindestens aber im Verlaufe des nächsten Tages dem amerikanischen Geschäftsträger in Athen die verlangte Summe angewiesen werden würde.

Er wäre nun am liebsten sofort nach der Villa hinausgeritten, aber die Pflicht hielt ihn zurück. Er hatte einen schwerkranken Patienten in der Stadt, und diesen mußte er besuchen. So kam es, daß er erst am nächsten Abend eintraf. Schon in der Allee kam Jane ihm entgegen und schwang freudig ein Papier in der Hand.

„Was gibt es?“ rief er schon von weitem.

„Ralph ist frei, ist schon wieder in Athen!“ rief die junge Dame ihm entgegen. „Soeben ist vom Konsulat ein Telegramm angelangt.“

Der Doktor sprang vom Pferde und schloß Jane ebenso ungeniert als zärtlich in seine Arme. „Gott sei

Dank, daß wir um ihn nicht mehr sorgen müssen!" sagte er herzlich. Aber noch viel herzlicher setzte er hinzu: „Jetzt möchte ich mich aber auch um dich nicht mehr sorgen müssen, du Liebe. Du bist ja ganz schmal geworden in dieser schrecklichen Zeit."

„O Richard, denke jetzt nicht an uns!" bat sie mit Tränen in den Augen. „Tante verdient nun unser ganzes Mitleid."

„Verdient?" meint er die Stirne faltend. „Ach nein, sie verdient es nicht; wenn du es ihr aber schenken willst, dann habe ich nichts dagegen. Wie steht es mit ihr?"

„Erbarmenswert. Sogar die Smith wird ganz weich, wenn sie von der Armen redet. Ich fürchte, Tante wird diesen Schlag nicht lang überleben."

„Das wäre das beste für sie und für uns alle!" meinte der Doktor ernst.

Als er bald danach an dem Lager Frau Taylors stand und ihr verfallenes Gesicht und die gräßlichste Angst in ihren Augen sah, und als er sie wieder und wieder Johns Namen mit heißer Sehnsucht murmeln hörte, da wurde auch sein Herz warm und weich, und er betete bei sich: „Herr Gott, verzeih ihr ihre Sünden um ihrer wahnwitzigen Liebe willen und — nimm sie bald fort von hier!" —

Und wieder ging ein Tag vorüber, da kam endlich die langersehnte Antwort von Ralph. Er telegraphierte: „Meine Braut und ich treffen Mitte Oktober dort ein. Weiß alles. Vergebe alles. Genese nur. Herzlichst Dein Ralph." Die Depesche war an Robinson Taylor gerichtet. Sie wurde dem Kranken erst gegeben, nachdem man ihn auf den letzten Teil ihres Inhaltes vorbereitet hatte. Sie regte ihn zwar immer noch auf, aber die Freude schadet ja nicht.

Von Robinson Taylors Seele war die schwerste

Last gefallen. Er lebte neu auf und ertrug es verhältnismäßig leicht, als man ihm mitteilen mußte, daß man seine Gemahlin in eine Irrenanstalt gebracht hatte. Er erfuhr jetzt auch, was die Ursache ihrer Nervenerschütterung gewesen war, aber Johns Tod ließ ihn nur freier aufatmen.

— — — — — — — — — — — —

Die Ankunft Ralphs und seiner Braut erfolgte am 16. Oktober. Jane und ihr Verlobter erwarteten sie im Bahnhofe.

„Doktor! Jane! Wie lieb von euch, daß ihr gekommen seid!“ rief Ralph diesen entgegen. „So kann ich euch gleich mit meinem Glück bekannt machen. Hier meine Braut.“

„Und hier Ihre alte Bekannte!“ sagte, zwischen Ralph und Lavinia auftauchend, die Wilkins.

Es waren überaus warme Begrüßungen, die an diesem schönen Oktobertage im Bahnhofe von Pullman ausgetauscht wurden. Ralph hatte noch einen dritten Gast mitgebracht, Bob Neville, der nur zu gern von New York mitgekommen war, nachdem Ralph ihm erklärt hatte, daß Frau Wilkins nach dieser „Lustreise“ einiger Erholung bedürfe und etliche Wochen in der Villa am See zubringen werde. Die ganze Gesellschaft traf bald darauf vor dem schönen alten Herrenhause ein, dessen Eingang die Smith reich bekränzt hatte, und auf dessen Schwelle ein blasser Mann in tiefer Bewegtheit die Arme ausstreckte, als Ralph die Stufen hinaufstieg.

Robinson Taylor fand keine Worte. Scham und Pein schlossen ihm den Mund, aber die Tränen, die ihm über die Wangen liefen, die redeten recht deutlich.

„Lieber, lieber Onkel!“ rief der junge Mann und lag schon an seiner Brust. „Sei ruhig,“ flüsterte er dem Zitternden zu, „ich denke jetzt an nichts als daran,

daß wir von nun an wieder beisammen sein werden in Frieden, in Ruhe und in Glück!"

Er küßte den alten Mann und schaute ihm so warm, so freundlich in die Augen, daß Robinson Taylor es endlich sicher wußte, daß ihm verziehen sei.

In dieser Stunde war die Traulichkeit wieder in den schönen Besitz der Taylors eingezogen.

Es war ein guter Gedanke gewesen, Gäste mitzubringen. Ihre Gegenwart half über manches hinaus, das sonst trüb und peinlich gewesen wäre, und durch die Bemühung, ihnen den Aufenthalt in der Villa angenehm zu machen, gewannen alle.

Eine nur blieb scheu und traurig, es war die kleine, einst so lustige Lydia. Man hatte ihr nicht verbergen können, welch schreckliche Rolle sowohl ihr Bruder als auch ihre Mutter in dem Leben der Taylors gespielt hatten. Ihrer Mutter Reden hatten es ihr verraten, und so war das liebe Mädchen ganz gebrochen. Wiewohl jeder im Hause ihr liebevoll begegnete, wagte sie es kaum, die Augen aufzuschlagen, und blieb, wenn es nur irgend anging, in ihrem Zimmer. Gerade an dem Tage, an welchem Ralph heimkam, hatte sie ihrem Liebsten geschrieben, daß er frei sei, denn sie könne ihm nun nimmer zumuten, sie zur Frau zu nehmen. Ganz offen schrieb sie ihm, was vorgefallen war, und nahm allen Ernstes Abschied von ihm.

Bob Warren befand sich seit Wochen schon auf einer Vermessungsreise, und Lydia hatte durch seinen letzten Brief erfahren, daß er bald wieder in Pullman eintreffen werde. „Ende Oktober sehe ich Dich wieder, und dann wirst Du endlich mein sein, denn länger halte ich es einfach ohne Dich nicht aus!" Mit diesen Worten schloß der Brief ab.

Das arme Ding hatte ihn unzähligemal geküßt und

hatte furchtbar geweint, und dann hatte sie Warren geantwortet, wie sie antworten mußte. Die kleine Lydia war ein sehr wackeres Mädchen. Daß ihr fast das Herz brach, das brauchte niemand zu wissen. Ihr einziger Wunsch war es, das Haus zu verlassen, wo man berechtigt war, den Namen Rustin und alles, was mit ihm zusammenhing, zu hassen. Sie hatte viel gelernt. Es war ihr nicht sehr bang vor dem Leben. Sie konnte irgendwo in einer großen Stadt unter den Arbeitenden verschwinden. Sie hatte auch schon eine Stelle zugesagt erhalten. Die Vorsteherin des Instituts, in welchem sie selber erzogen worden, war bereit, sie als Hilfskraft zu engagieren. Aber Bob kam erst Ende Oktober zurück, da konnte sie bis dahin noch frei sein.

Frei! Lydia trennte sich recht schwer von der Freiheit.

Am 20. Oktober war's. Da kam ihr plötzlich der Gedanke, Bob könne es irgendwie möglich machen, seine Dienstreise abzukürzen. Vielleicht hatte er ihr auf ihren letzten Brief nicht geschrieben, weil er ihr darauf mündlich antworten wollte. Lydia begann zu packen. Wenn sie selbst schon fort war, dann würde man ihr ihre Sachen schon nachsenden. Ein Wiedersehen mit Warren mußte sie jedenfalls vermeiden. Soeben verschloß sie den letzten Koffer. Sie trug ein dunkles Reisekleid, ihre Überkleider lagen auch schon bereit, wie die kleine Reisetasche, in welche sie das Nötigste gepackt hatte. Mit einem leisen Seufzer verließ sie ihr Zimmer, das sie hinter sich verschloß. Als sie das Speisezimmer betrat, in welchem die anderen schon versammelt waren, sah sie ganz wie gewöhnlich aus. Ihre Augen waren ja jetzt immer trüb, ihr Wesen immer gedrückt. Sie hatte ihren Platz — Lavinia hatte das so eingerichtet — zwischen ihr und Ralph. Die beiden beschäftigten sich immer ungemein herzlich mit ihr. Sie taten dies auch heute,

aber es schien ihnen, daß das arme Ding diesmal ganz und gar gedankenabwesend sei.

Man war soeben beim Fisch. Da sagte Frau Wilkins, die Lydia schon eine Weile beobachtet hatte: „Aber Herzchen, was haben Sie denn nur heute? Es ist ja gerade, als sähen Sie ein Gespenst!"

Es sah auch wirklich so aus. Ganz blaß geworden, starrte Lydia ins Weite. Oder starrte sie nicht ins Unbestimmte? War das Ziel ihrer Blicke vielleicht ganz nahe? Dieser Gedanke ließ die Wilkins sich umwenden zur Tür, wohin jetzt auch die Augen der anderen sich richteten.

Ein junger Mann stand dort, ein Reisemantel hüllte ihn ein, ein vom Regen schwerer Reisemantel, und der Hut, den er in der Hand hielt, triefte. Es war ein bißchen rätselhaft, daß er wohl eine Minute lang dort stehen blieb — nur er selber wußte, was ihn dazu zwang. Nicht Beklommenheit, nein, nur der Umstand, daß seine Augengläser angelaufen waren.

Jetzt aber sah er wieder, und nun trug sich wieder etwas Ungewöhnliches zu — der junge, sehr kurzsichtige Mann hatte die gefunden, die er suchte. Er lief schnurstracks auf Lydia zu, schloß sie — naß, wie er war — in die Arme, küßte sie herzhaft, und dann sagte er: „Aber Maus, wie kannst du mir so einen dummen Brief schreiben! Mich freigeben! Durchgehen! Ja, was fällt dir denn ein? Gibt es denn etwas, das mich von dir trennen kann?"

Lydia wieder auf ihren Sitz drückend, verbeugte er sich vor der Tafelrunde und erklärte: „Meine Damen und Herren, ich bin Bob Warren und Lydia ist meine Braut!"

Ralph stand schon neben ihm, hielt schon seine Hand. „Warren, seien Sie willkommen, doppelt willkommen als der künftige Mann unserer lieben Lydia!" sagte er warm und fuhr dann lächelnd fort: „Aber nicht wahr,

ehe Sie in unserer Mitte Platz nehmen, legen Sie freundlichst Hut und Mantel ab. Wir schwimmen ja sonst noch alle davon."

„So darf ich bleiben? So sieht man mich gern hier?" fragte der wackere Mensch, und seine Augen blieben auf Robinson Taylor haften.

Der war ein bißchen verwirrt, und so nickte er ihm bloß freundlich zu und reichte ihm die Hand.

„Aber ich habe eine vierundzwanzigstündige Fahrt hinter mir und komme direkt vom Bahnhof hierher. Die Damen müssen —"

„Die Damen bitten Sie, so wie Sie sind, Platz zu nehmen," unterbrach Lavinia seine Rede, lächelte ihm liebenswürdig zu und küßte die schluchzende Lydia.

Während man noch ein Gedeck auflegte, und Warren im Vorsaale seine Oberkleider ablegte, sagte die Wilkins zu ihrem Nachbar: „Was zählen Sie denn da ab?"

Neville hatte nämlich langsam einen Finger nach dem anderen erhoben und hielt nun sechs Finger gespreizt. Er schaute die Fragende lächelnd an. „Können Sie es mir wehren, die Glücklichen an diesem Tische zu zählen?"

Er fing von neuem damit an. Jedesmal einen Finger hebend, sagte er: „Der Doktor und Fräulein Jane, Ralph und Frau Gerald, Herr Warren und Fräulein Lydia —" Tief aufseufzend hielt er inne, aber seine Augen und sein Mund lächelten, während er wieder seine hübsche Nachbarin betrachtete.

Da geschah es, daß deren Wangen sich merklich röteten, und allen vernehmlich sagte die Wilkins: „Nun, so zählen Sie doch weiter!"

Und Neville zählte weiter. „Bob Neville und Ruth Wilkins. Ja, Bob Neville und Ruth Wilkins," wiederholte er frohgemut, „das macht sich sehr gut. Aber, liebe Ruth, Sie haben mich recht lang warten lassen!"

Er küßte trotz dieses Vorwurfes überaus zärtlich ihre Hand.

Diese nicht unerwartet, aber doch überraschend schnell gekommene Verlobung löste eine in diesem Hause selten gewordene Heiterkeit aus, und Stanhope feierte in einer gelungenen Rede den seltenen Umstand, daß eine Tischgesellschaft, die nur aus neun Personen bestand, vier Brautpaare umschloß, noch dazu vier Brautpaare, welche wirkliche Liebe zusammengeführt hatte. Der Vorschlag, den er machte, daß die vier Hochzeiten zugleich gefeiert werden sollten, wurde von der frohgestimmten Tafelrunde einstimmig angenommen. Der seltene Hochzeitstag aber wurde bereits für den letzten Tag des Oktober festgesetzt.

An demselben Tage hielt zur Zeit der Dämmerung ein Fiaker vor dem Hotel Sacher in Wien. Diesem Fiaker entstieg Deronge. Er war im Gesellschaftsanzug.

Man führte ihn, nachdem er seinen Namen genannt, nach einem der separierten Zimmer, wo er noch einmal feierlich angemeldet wurde. Der Herr, der, am Fenster stehend, auf die belebte Kärntnerstraße hinuntergeschaut hatte, wandte sich um und kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. „Mein lieber Deronge!“

„Majestät, verzeihen Sie, daß ich mich verspätete.“

„Tut nichts. Das bin ich gewohnt. Zu mir kommt alles Gute zu spät.“ König Milan hatte das recht schmerzlich gesagt, er sah auch gar nicht gut aus und müde, recht müde. Er schaute seinen Freund aufmerksam an. „Was ist das?“ fragte er. „Sie sind an den Schläfen grau geworden, seit wir uns zum letzten Male gesehen haben, und das war doch erst vor ein paar Wochen!“

Deronge lächelte trüb. „Sire, man wird zuweilen in ein paar Wochen um ein paar Jahre älter.“

„O, was ist denn Ihnen geschehen?“

„Nichts, Sire. Nur daß mich jetzt gar niemand mehr braucht. — Aber nicht von mir will ich reden.“

„Nein — von Lavinia!“ Des Königs Gesicht war jetzt sehr belebt.

Desto ruhiger war dasjenige des Franzosen. „Davon später,“ sagte er trocken. „Ich komme nämlich von Nisch.“

„Ah ja! Sie kommen von Nisch!“

„Und bringe tausend Grüße von Sascha.“

„Von Sascha!“ Milans Stimme war jetzt weich, in seinen Augen war ein feuchter Glanz. Er ließ sich in der Plauderecke des hübschen kleinen Salons nieder und zog Deronge auch auf das violettsamtene Sofa. „Erzählen Sie mir von meinem Buben!“

Deronge berichtete, wie lieb und herzig der Knabe sei, welch kluge Fragen er gestellt und welch kluge Antworten er gegeben, und dann sagte er: „Auch die Königin gab mir viele Grüße an Eure Majestät mit.“

„So — so!“ Milan gähnte.

„Viele innige Grüße.“

„Also hat sich der „Bergstrom“ wieder einmal beruhigt?“ spöttelte der König.

Deronge blieb ernst. „Es hat ihn eben nichts aufgewühlt.“

„So sind Sie noch immer ein Verteidiger der Eifersucht?“ fragte Milan.

„Ja, Sire, denn sie ist unter gewissen Umständen etwas Selbstverständliches.“

„Na — reden wir nicht weiter darüber.“

„Wie Majestät wünschen.“

„Was haben Sie denn eigentlich bei der Königin zu tun gehabt? In Ihrem Brief stand davon nichts.“

„Ich drückte Ihrer Majestät noch einmal Frau Geralds Dank aus.“

„O noch einmal! Sie hat uns ja schon schriftlich gedankt. Also deshalb waren Sie in Nisch?"

„Nicht nur deshalb."

„Es führte Sie also auch noch anderes dahin? Darüber schrieben Sie nichts."

„Weil ich mich nicht berechtigt fühlte, das Geheimnis der Königin in meinem Schreiben zu berühren."

„So — also hat sie tatsächlich Geheimnisse vor mir?"

„Sire, haben Sie vielleicht keine Geheimnisse vor Ihrer Frau?"

„Ich! Ich bin ein Mann!"

Deronge lächelte ironisch. „Dieses Wort hat heute kein sehr großes Gewicht mehr. Seit die Frauen wissen, daß auch sie Rechte haben, Menschenrechte, und mehr und mehr nur diese anerkennen, haben wir bedeutend von dem Nimbus verloren, mit dem wir früher das Weib blendeten."

„Sie sind also auch ein Frauenrechtler?"

„Nun, die wissenden Frauen sind mir immer lieber gewesen als die anderen, die uns ja doch seit jeher überlistet haben, denn dazu ist die dümmste nicht zu dumm. — Aber wir sind von unserem Thema ganz abgekommen. Majestät fragten, was mich zur Königin geführt hat."

„Nun — dürfen Sie es jetzt sagen?"

„Also zuerst der Dank, den Frau Gerald ihr durch mich ausdrücken ließ dafür, daß Ihre Majestät so großmütig jene hunderttausend Franken anwiesen, weil —"

„Sagen Sie es nur heraus: weil ich damals augenblicklich auch nur über hunderttausend Franken verfügen konnte," setzte Milan die ein wenig stockende Rede Deronges fort. „Sie können es sich wohl denken, wie bitter es mir wurde, in dieser Angelegenheit zu meiner Frau kommen zu müssen."

„Ja, das kann ich mir vorstellen," entgegnete der

Franzose trocken. „Ich habe jedoch auch die Überzeugung, daß Königin Natalie dieses Opfer lächelnd brachte, frohlächelnd, denn eben in dieser Zeit — so hat sie mir gesagt — war mehr als je der Drang in ihr, Eure Majestät versöhnlich zu stimmen."

„War sie sich vielleicht einer Schuld bewußt?"

Deronge zögerte einen Augenblick lang, dann sagte er langsam, jedes Wort überlegend: „Ich wurde von der Königin ermächtigt, in ihrem Namen Eurer Majestät ein Geständnis zu machen."

„Das wird ja immer schöner!"

„Ehe ich nach Nisch ging, war ich in Budapest. Dort holte ich die Briefe, welche in der Nacht vom 23. auf den 24. August der Königin entwendet worden waren."

„Es wurden ihr also richtig Papiere entwendet? Und Sie holten diese? — Hat Lavinia — hat Frau Gerald —?"

„Ja, diese hat mich in das Geheimnis eingeweiht."

„Das nicht ganz so verborgen vor mir blieb, wie Sie denken, lieber Deronge," sagte Milan lebhaft. „Ich weiß, daß Ladány und Sadramowitsch mit in die Sache verwickelt waren."

Deronge nickte. „Ja — Sadramowitsch hat, von Ladány dazu verleitet, die Schriften gestohlen, um sie zu verwerten," gab er zu, „und Lavinia hat sich in ihren Besitz gesetzt, um sie zu verbergen, denn die Schriften — ich darf dies jetzt sagen — waren nicht ganz harmloser Natur. Ihnen, Sire, wollte Lavinia sie nicht ausliefern, denn sie wollte Ihnen keine Waffe gegen Ihre Frau in die Hand geben, und der Königin stellte sie die Papiere damals nicht zurück, um ihr die Hände zu binden, um sie zur Vorsicht und zum Nachdenken zu zwingen. Dies ist gelungen. Ihre Majestät

bereut, sich jemals in politische Machinationen eingelassen zu haben."

„Sie hat sich also tatsächlich in solche eingelassen!" rief Milan und erhob sich zornig. „Sie hat mich also verraten wollen!"

Auch Deronge hatte sich erhoben. Aug' in Auge stand er dem König gegenüber, als er tiefernst sagte: „Ja, Majestät, ich stehe hier, um Ihnen dies im Namen der Königin zuzugestehen, die Ihnen die Schriften nur deshalb nicht auslieferte, weil auch andere, jetzt gleich ihr gewarnt und zu sich gekommen, dadurch Ihrem Zorne ausgesetzt wären. Die verhängnisvollen Briefe, Majestät, sind vernichtet. Die Königin aber will nicht schuldlos erscheinen. Sie vertraut jedoch Ihrer Gnade, „denn etwas" — so sagte sie mir weinend beim Abschied — „etwas wird in seinem Herzen vielleicht doch noch für mich sprechen". — Majestät, lassen Sie Ihr Herz zu Worte kommen, es kann ja nicht ganz kalt geworden sein für diese Frau!"

So innig hatte Deronge gebeten, daß er völlig zurückfuhr, als Milan ihm grimmig antwortete: „Diese Frau ist eine Landesverräterin! Bitten Sie also nicht für sie."

Der Franzose hatte es wohl von allem Anfang her gewußt, daß seine Rolle eine schwierige und undankbare sei, daß aber Milans Abneigung gegen die Königin sie so gar schwierig machen werde, das hatte er nicht angenommen. Und nicht angenommen hatte er ferner, daß dieser sonst ja nicht auf den Kopf gefallene Mann so völlig blind sein könne gegen seine eigenen Fehler, die ja die ganze Welt kannte und verurteilte. Wie er da umherrannte, voll Verachtung und Wut gegen die Frau, deren Liebe er zertreten hatte! Deronge konnte nur bitter lächeln über solchen Irrwahn.

Und als Milans Zorn sich ein wenig gelegt hatte, sagte er ruhig: „Majestät werden Ihrer reuigen Gemahlin, die an Ihre Großmut appelliert, ja doch verzeihen — schon Saschas wegen und um die Königin nicht völlig zur Verzweiflung zu treiben. Bedenken Sie: die Königin hat sich, von der Zartheit ihres Gewissens getrieben, jetzt freiwillig in Ihre Hand gegeben. Sie will ja büßen, aber Ihr Herz, Ihr Vertrauen will sie wiedergewinnen."

„Die Verräterin!" grollte König Milan. „Sie wissen es wohl besser als ich, was ich ihr zu verzeihen hätte?"

Da lächelte Deronge: „Weiß ich nicht auch ziemlich genau, was Königin Natalie ihrem Gatten zu verzeihen hat? Und was bedeutet in den Augen einer Frau Landesverrat gegenüber dem Verrat an ihrem Herzen? O Sire, Sie selbst haben Hochverrat an der begangen, die Sie ja doch freiwillig zu Ihrer Gemahlin erwählten, und — schon viele politische Hochverräter sind von ihrem König begnadigt worden. Majestät sollten also mild sein, denn Ihre Königin ist ja gern bereit, auch Sie ob Ihres Hochverrates zu begnadigen."

Unwillkürlich hatte der König die Augen gesenkt und verfiel in Nachdenken.

Deronge nickte befriedigt. „Irgend ein Weg wird doch zu seiner Vernunft führen," dachte er. Und als Milan langsam den Kopf erhob und nun ganz sanft aussah, sagte der Franzose: „Die Königin erwartet eine Nachricht. Sie weiß, daß ich heute die Ehre habe, Eurer Majestät Gast zu sein, und daß ich mich, ihrem Wunsche gemäß, ihres Auftrages sofort entledigen werde. Sie erwartet heute noch eine Nachricht. Wenn Majestät versöhnlich gestimmt sind, erwartet die Königin die Anzeige Ihrer Abreise nach Nisch — im gegenteiligen

Fall habe ich den Auftrag, zu telegraphieren: Quos Deus perdere vult, prius dementat!" *)

Milan war in einen der Lehnstühle gesunken; er stützte die Arme auf die Kniee und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Sein Gast, der in einer der Fensternischen lehnte, zog sein Notizbuch heraus und begann zu schreiben. Ein Lächeln kräuselte dabei seinen Mund.

Eben als er den Bleistift wieder in das Büchlein schob, schaute Milan auf. Er sah aus wie einer, der einen ihn nicht ganz befriedigenden Entschluß gefaßt hat.

„Nun, Majestät?" fragte Deronge näherkommend.

„Also schreiben Sie in Gottes Namen, daß ich morgen von hier abreisen werde."

„Nach Nisch?"

„Ja, ja — nach Nisch. Dort auf dem Kamin finden Sie Papier."

„Nicht nötig, Sire. Ich habe schon geschrieben."

Milan stand auf. „Was haben Sie denn geschrieben?"

Deronge öffnete das Notizbuch. Der König beugte sich darüber und las: „Ich treffe am ... in Nisch ein. Milan."

„Ich kann also schreiben: Montag?"

„Ja, das können Sie auch noch hineinsetzen," sagte der König süßsauer lächelnd. „Aber gar so sicher war es nicht, daß eben dieses Telegramm abgehen würde."

„O doch, Sire. Für mich war das ganz sicher, denn ich kenne das Herz Eurer Majestät."

Trotz dieser Versicherung beeilte sich Deronge sehr, die Depesche ihrer Bestimmung zuzuführen. Er rief einen Bediensteten des Hauses herbei, dem er die sofortige Besorgung des Telegramms auftrug.

---

*) Die, welche Gott verderben will, verblendet er vorher.

Sacher selber, der sich in der Nähe seines königlichen Gastes aufhielt, verbürgte sich, daß jenes sogleich an das Haupttelegraphenamt abgeliefert werden würde.

Deronge kehrte daraufhin zu Milan zurück, der ihn mit den Worten empfing: „Aber jetzt erzählen Sie mir endlich etwas von Lavinia!"

Und während man im Nebenzimmer den Tisch deckte und all die raffinierten Vorbereitungen traf, welche einem Feinschmecker, wie König Milan es war, die Tafelfreuden so köstlich machen, berichtete Deronge dem Serbenfürsten über jene so wenig vergnügliche Vergnügungsfahrt und deren aufregungsreiches Ende. Schließlich dankte er dem König in Frau Geralds Namen noch einmal für seine Hilfe.

„Ah, reden Sie nicht mehr darüber!" lehnte Milan diesen Dank ab. „Es war mir ja leider nicht einmal gegönnt, diese Frau durch das Gefühl der Dankbarkeit an mich zu fesseln."

„O doch, Sire. Sie wird Ihrer und der Königin Natalie, solange sie lebt, in Dankbarkeit gedenken."

Milan nickte verdrossen. „Na ja," sagte er, herb lächelnd, „sie wird unser beider noch recht lang gedenken, das glaube ich schon. — — Ah — kommen Sie jetzt zu Tisch! Man trägt eben auf."

Sie gingen hinaus. Es schlug sechs. Der silberne Ton der Kaminuhr schien, so freundlich er war, doch Deronge ernst zu stimmen. Er hatte nicht viel Eßlust und versank, statt seinen königlichen Freund zu unterhalten, mehr und mehr in Schweigsamkeit.

Das fiel Milan auf, und da er selber auch nicht der besten Laune war, herrschte schließlich eine Zeitlang überhaupt Stille an der glänzenden kleinen Tafel.

Der König aber hatte auf die Dauer nicht Lust, sich zu langweilen. Das Glas, das er sich soeben ge-

füllt hatte, erhebend, sagte er ironisch: „Mein Lieber, wenn wir nicht einschlafen sollen, müssen wir doch wenigstens ein bißchen plaudern. Sie aber, so scheint es, träumen schon.“

Deronge fuhr empor. Er sah tatsächlich wie einer aus, der soeben erwacht. „Verzeihung, Majestät! Ich war jetzt wirklich weit, weit weg von hier.“

„O,“ lächelte Milan trüb, „ich weiß auch, wo Sie im Geiste waren — bei Lavinia. Glauben Sie nur nicht, daß ich blind bin. Sie sehnen sich gerade so nach ihr wie ich selber.“

Der Franzose beugte sich weit vor, seine Hand, seine eiskalte Hand legte sich auf die des Königs, und aus seinem Gesichte, das sehr bleich und doch wie von innen her durchleuchtet war, schauten Augen voll leidenschaftlichen Schmerzes. „Sire, Sie irren!“ sagte er mühsam. „Sie sind ja doch nur verliebt gewesen in diese Frau — ich aber, ich liebe Lavinia.“

Milan lachte herb auf. „Schließen Sie daraus, daß ich dieser Frau sogar meine Krone anbot, daß ich sie nicht liebe?“ fragte er zornig. „Und was haben denn Sie getan, um sie zu erringen? Nicht einen Finger haben Sie gerührt, und Sie hätte Lavinia nicht zurückgewiesen. Warum also haben Sie sich nicht um sie bemüht?“

„Aus Liebe!“ entgegnete ernst Deronge. „Wie hätte ich sie an mich fesseln sollen, sie, so jung, so schön!“

„Ah, jeder ist sich selbst der Nächste!“ rief Milan. Es war wie ein Trinkspruch. Er leerte sein Glas danach.

Deronge lächelte sanft. „Mir ist das Glück dieser Frau das Wichtigste,“ sagte er; „aber trotzdem tut mir diese Stunde weh.“

„Diese Stunde? Weshalb?“

Der Franzose hatte sich erhoben. Schweigend füllte er die Gläser, dann sagte er: „Sire — das Glück ist

an uns vorübergegangen, es hat für uns beide eine und dieselbe Gestalt gehabt: die liebliche Gestalt Lavinias, die in dieser Stunde mit dem Manne, den sie liebt, vor dem Altare steht. Möge ihr aller Segen von dem Bunde kommen, den sie soeben schließt. Sire, auf das Glück Lavinias, die uns beiden verloren ist!“

Auch Milan hatte sich erhoben. Erst bei der Ankündigung, daß Lavinia eben jetzt vor dem Altare stehe, war er aufgefahren und starrte Deronge eine Weile verwirrt an. Dann besann er sich und langte nach dem Glase, das jener ihm hinschob. „Lavinias Glück!“ wiederholte er leise und trank langsam das Glas leer.

Aber dann schleuderte er es plötzlich zu Boden, so daß es in hundert Scherben zersprang.

„Ich kann nicht — ich kann nicht,“ rief er zornig, „denn ihr Glück ist ja auch das Glück dieses Menschen, der mir im Wege stand und der vielleicht um nichts mehr wert ist als ich!“

Deronge entgegnete: „Sie liebt ihn. Um das ist er jedenfalls mehr wert als jeder andere Mann, und darum kann ich auch neidlos auf sein Glück trinken.“

Milan achtete dieser Worte nicht mehr. Er war in den Sessel gesunken und preßte die Hände vors Gesicht.

Deronge blickte trüb lächelnd eine Weile auf den armen König, dann trat er tief aufatmend an das Fenster und schaute zum Abendhimmel hinauf, von welchem eben die letzte Helligkeit schwand.

Die Augen des Mannes aber wurden wieder hell. Er hatte überwunden.

Ende.





Zu feig!

Roman von Reinhold Ortmann.



(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Die matte Helligkeit eines trüben Wintermorgens erfüllte das hübsche Zimmer, dessen Fenstervorhänge weit zurückgezogen waren, als kümmere sich die Bewohnerin wenig um die neugierigen Blicke, die von der gegenüberliegenden Straßenseite her in ihr trauliches Mädchenheim geworfen werden mochten.

Zu verbergen gab es da freilich nichts, so wenig in der Ausstattung des behaglichen, nach Frauenart mit allerlei anmutigem Kleinkram geschmückten Gemaches als in der äußeren Erscheinung der jungen Dame, die, in der Nähe des Fensters sitzend, eifrig damit beschäftigt schien, irgend einen kleinen Schaden an einem buntseidenen Rock auszubessern.

Das knapp anschließende Straßenkostüm verriet eine schlanke, feingliedrige Gestalt von noch sehr jugendlichen Formen, und das zarte, nur etwas zu schmale und blasse Gesichtchen war von einem ganz eigenen Liebreiz. Niemand hätte die fleißige Näherin, deren feine Finger die Nadel so geschickt zu führen verstanden,

ihrem Aussehen und ihrer Umgebung nach für etwas anderes halten können als für die Tochter eines gut bürgerlichen Hauses, die sich's im Vorgenuß erwarteter Freuden nicht nehmen ließ, ihre Gesellschaftstoilette eigenhändig in Stand zu setzen. Nichts um sie her deutete auf einen bestimmten weiblichen Beruf — nichts in ihrer Kleidung und ihrem Gebaren ließ vermuten, daß sie etwa gar einer mit den Merkzeichen der Bohême behafteten Gesellschaftsschicht angehören könnte.

An die Tür der Wohnstube wurde geklopft, und eine sauber gekleidete ältere Frau trat auf die Aufforderung der jungen Bewohnerin über die Schwelle.

„Ich bringe Ihr Frühstück, liebes Fräulein. Warum haben Sie sich denn noch gar nicht gemeldet? Hätte ich nicht eben zufällig gesehen, daß die Schlafstube leer ist, so dächte ich wahrhaftig, Sie lägen noch im schönsten Morgenschlummer."

„Seit wann gelte ich Ihnen für eine solche Siebenschläferin, Frau Roßwein? Ich bin schon lange auf; das Frühstück aber hatte ich, offen gestanden, über meiner Arbeit ganz vergessen. Sie ist nämlich furchtbar eilig, denn ich muß das Kostüm heute abend anziehen."

„Na, am Ende hätte ich's Ihnen doch auch machen können. Ich habe draußen recht leise herumhantiert, weil ich meinte, es sollte Ihnen gut tun, einmal ordentlich auszuschlafen. Alle Abend im Theater und dazu noch jeden Vormittag Probe — das können Sie ja gar nicht aushalten. Als Sie im Herbst hier einzogen, sahen Sie viel frischer und blühender aus als jetzt."

„Das kommt nur von den dummen Kopfschmerzen, die mich seit vorgestern plagen. Sind die erst vorüber, bin ich wieder munter wie ein Fisch im Wasser."

„Wollen's wünschen! Denn mit diesen durchsichtigen Backen gefallen Sie mir gar nicht. — Aber — beinahe

hätte ich's vergessen: da ist auch ein Briefchen für Sie, Fräulein! Ein Dienstmädchen hat es schon vor einer halben Stunde gebracht. Sie meinte, auf Antwort brauchte sie nicht zu warten."

Sie hatte das kleine, mit einem prahlerischen Monogramm geschmückte Billett aus der Schürzentasche gezogen und dem jungen Mädchen überreicht.

„Das ist die Handschrift der Rätin Herter! Und durch ein Dienstmädchen — in aller Frühe? Was kann sie mir denn so Eiliges mitzuteilen haben?"

Die schlanken Finger hatten den Umschlag gelöst und das darin befindliche Briefblatt entfaltet. Ein unverkennbares Erstaunen prägte sich auf dem Gesicht der Lesenden aus, während sie den Inhalt überflog.

Es waren nur wenige Zeilen, und sie lauteten:

„Geehrtes Fräulein!

Unvorhergesehene Umstände zwingendster Natur berauben meinen Mann und mich des Vergnügens, Sie heute abend nach dem Theater in unserem Hause zu begrüßen.

Mit der Bitte, die späte Benachrichtigung zu entschuldigen, empfehle ich mich Ihnen

ergebenst

Frau Gerda Herter."

„Wie sonderbar! Ich war zu einem kleinen intimen Familienfest im Herterschen Hause geladen, und nun macht man die Einladung rückgängig, ohne auch nur einen Grund anzugeben. Es wird sich doch hoffentlich nichts Schlimmes ereignet haben — ein plötzlicher Krankheitsfall oder ein anderes Unglück! Am liebsten möchte ich nachher auf dem Wege ins Theater für einen Moment bei Melitta vorsprechen, um mich zu erkundigen."

„Wollen Sie mich den Absagebrief mal lesen lassen, Fräuleinchen?"

„Warum nicht? Es steht wirklich nichts weiter darin als eine trockene Entschuldigung.“

„Ja,“ bestätigte die Frau mit merkwürdig ernster Miene, „eine sehr trockene sogar! Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, liebes Fräulein, so erkundigen Sie sich nicht — wenigstens nicht persönlich und nicht gleich heute.“

„Wie sonderbar Sie das sagen, Frau Roßwein! Melitta Herter ist doch meine beste Freundin, und man würde es mir mit Recht verübeln, wenn ich so wenig Anteil nähme an dem, was in ihrer Familie geschieht.“

„Ich glaube nicht, daß man es Ihnen verübeln wird — nach diesem Briefe glaube ich es nicht. Ich bin ja nur eine einfache Frau und verstehe nicht viel von dem, was bei vornehmen Leuten Brauch ist. Aber man hat doch auch so seine Gedanken, und ich sage Ihnen, Fräuleinchen, dahinter steckt was anderes als eine Krankheit in Fräulein Melittas Familie. Davon, daß die Festlichkeit überhaupt nicht stattfindet, steht doch kein Wort in dem Briefe, und ich kann beim besten Willen nichts anderes herauslesen, als daß man nur Sie nicht dabei haben will.“

Eine heiße Röte war für einen Moment über das bleiche Gesicht des jungen Mädchens geflogen, aber noch ehe sie antworten konnte, schlug draußen die Glocke an, und Frau Roßwein mußte hinaus, um zu öffnen.

„Fräulein Linda noch zu Haus?“ erklang eine helle jugendliche Stimme, die noch etwas atemlos schien vom raschen Treppensteigen. „Sagen Sie ihr, bitte, ich müßte sie auf der Stelle sprechen.“

Es bedurfte keiner Anmeldung, denn die, der der Besuch zugedacht war, stand schon in der offenen Tür.

„Melitta! Du selbst? O, ich wußte wohl, daß ich noch eine nähere Erklärung erhalten würde.“

Die elegante junge Dame mit dem kecken Stumpfnäschen und den lebhaften braunen Augen schien bei dem Anblick der Freundin wie in plötzlicher Verlegenheit ein wenig zu zaudern. Dann aber mußte irgend ein starker natürlicher Antrieb über ihre Bedenklichkeit gesiegt haben, denn sie flog auf sie zu und schlang beide Arme um ihren Hals.

„Eva! Meine liebe süße Eva! Nein, nein, es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein! Es ist alles nur Lüge und Verleumdung!“

Dabei liefen ihr die hellen Tränen über die Wangen, und sie war so erregt, daß die Freundin den stürmischen Schlag ihres Herzens fühlte.

„Aber, um des Himmels willen, Melitta, was soll das bedeuten? Was ist denn geschehen?“

Sie hatte die Besucherin vollends ins Zimmer gezogen und die Tür hinter ihr geschlossen, während sich Frau Roßwein in die hinteren Regionen der Wohnung zurückzog, die ihr eigentliches Herrschgebiet bildeten.

„Was geschehen ist? Ach, du weißt es doch schon! Mama hat ja bereits in aller Frühe an dich geschrieben.“

„Allerdings! Der Brief wurde mir eben übergeben. Euer Familienfest findet also nicht statt. Aber aus welchem Grunde hat man es verschoben?“

Ratlos sah Fräulein Melitta vor sich nieder. „Es ist ja gar nicht verschoben worden,“ stieß sie nach einem kurzen Zaudern hervor. „Ach, es ist so schrecklich, davon zu reden. Aber ich bin es dir schuldig, Eva, ich wäre nie deine wahre Freundin gewesen, wenn ich es nicht täte.“

Aus dem Gesicht der anderen schien jetzt auch der letzte Blutstropfen gewichen.

„Frau Roßwein hätte also recht gehabt mit ihrer Vermutung? Nur mir allein galt die Absage? Nur mich will man nicht in der Gesellschaft haben?"

„Du darfst es meinen Eltern nicht übelnehmen, Eva! Sie konnten nicht anders nach dem, was Onkel Theodor ihnen gestern abend erzählt hat. Aber du wirst alles aufklären, und ich bürge dir dafür, daß du dann jede Genugtuung erhalten wirst, die du nur verlangst."

„Ich verstehe dich nicht. Was war es, das dein Onkel von mir erzählt hat?"

„Ich kann es nicht so gerade heraus wiederholen und würde es ja auch gar nicht wissen, wenn ich nicht an der Tür gehorcht hätte, als ich deinen Namen hörte. Sage mir nur eins, liebste Eva: kennst du einen Rittmeister a. D. v. Lettow?"

„Gewiß — ich kenne ihn sehr gut. Er hat sich mir in der ersten Zeit meines Hierseins als ein uneigennütziger Freund erwiesen, dem ich für manche Gefälligkeit zu Dank verpflichtet bin."

Fräulein Melitta machte ein bestürztes Gesicht, und halb unwillkürlich wich sie ein wenig von der Freundin zurück.

„Du kennst ihn wirklich? Und du — du selbst nennst ihn deinen — Freund?"

„Warum sollte ich es nicht tun? Ich habe nicht die geringste Ursache, ein Hehl daraus zu machen."

„Ja — dann freilich! Und ich war so sicher, Onkel Theodor müßte sich verhört haben, oder dieser Herr v. Lettow hätte schändlich gelogen."

„Möchtest du mir nicht vor allem mitteilen, liebe Melitta, was denn nun eigentlich über mich gesprochen worden ist — und von wem?"

„Ach, wenn es doch Wahrheit ist, weshalb soll ich es dann erst wiederholen?"

„Wahrheit oder Lüge — dein sonderbares Benehmen und dieser Brief deiner Mutter geben mir ein Recht darauf, es zu verlangen.“

„Nun, wenn du darauf bestehst — —! Onkel Theodor hatte gestern ein Herrenessen in seinem Klub, und er sagte, sie seien am Schlusse alle etwas angeheitert gewesen. Da hätte dann, als sie angefangen hätten, von den Theaterdamen zu sprechen, und als zufällig auch dein Name genannt worden wäre, Herr v. Lettow allerlei zweideutige Bemerkungen gemacht. Aber, nein, ich kann es nicht wiederholen. Ich bitte dich, Eva, laß mich lieber gehen! Mama dürfte es ja doch nie erfahren, daß ich noch einmal bei dir gewesen bin.“

Sie wollte zur Tür, aber die junge Sängerin vertrat ihr den Weg. „Bleib! Was dein Onkel da gesagt hat, war eine abscheuliche Lüge. Solche Äußerungen hat Herr v. Lettow nicht getan.“

„O, ich leide nicht, daß du in solchem Ton von dem Bruder meiner Mutter sprichst. Wenn jemand gelogen hat, so war es einzig dein Freund, der Herr Rittmeister. Und du wirst ja selbst wissen, ob es wahr ist, daß du alles nur seiner Freigebigkeit zu verdanken hast — deine Einrichtung, deine Toiletten — kurzum alles.“

Unwillkürlich hatte Eva beide Hände zur Brust erhoben. „Das — das sollte er gesagt haben? Aber das wäre ja die ungeheuerlichste Unwahrheit! Ich habe nie ein Geschenk oder einen Pfennig Geld von ihm erhalten und würde auch eher Hungers gestorben sein, ehe ich dergleichen von einem Manne angenommen hätte.“

„Aber du sagtest doch eben selbst, daß du ihm zu Dank verpflichtet seist, und daß er dir Gefälligkeiten erwiesen hätte. Schließlich kannst du ja auch tun und lassen, was dir gefällt. Und ob deine Gage aus der

Kasse des Theaterdirektors oder aus der Tasche des Herrn v. Lettow kommt, geht keinen etwas an als dich selbst."

Eine sekundenlange Stille folgte ihren letzten Worten. Eva hatte sich an den Tisch gelehnt. In stürmischen Atemzügen hob und senkte sich ihre Brust. Ihr Gesicht aber schien völlig versteinert in einem Ausdruck namenlosen Entsetzens. „Verzeih, wenn ich deinen Onkel beleidigt habe," sagte sie endlich mit ganz veränderter, fast tonloser Stimme. „Aber wenn du mich jemals liebgehabt hast, so laß mich alles wissen. Was du da sprichst, ist ja unfaßbar. Die Gage, die ich beziehe, sollte aus der Tasche des Herrn v. Lettow fließen? Und er — er selbst hätte das erzählt?"

„Jawohl — er selbst! Bei deiner kleinen Stimme und deinem zimperlichen Spiel würde es natürlich keinem Theaterdirektor der Welt eingefallen sein, dich mit dreihundert Mark Monatseinkommen zu engagieren — das waren seine eigenen Worte. Und was er hinzugefügt haben soll, als man ihn wegen seiner Großmut neckte, das — das konnte ich durch das Schlüsselloch nicht verstehen. Aber es muß wohl etwas sehr Häßliches gewesen sein, da es meine Mutter veranlaßt hat, dir den Absagebrief zu schreiben und mir jeden weiteren Verkehr mit dir auf das strengste zu verbieten."

„Ich danke dir, Melitta, daß du trotzdem zu mir gekommen bist. Ich hätte das Fürchterliche ja sonst vielleicht niemals erfahren."

Zweifelnd sah die andere zu ihr auf. „Du hast es also gar nicht gewußt? Es war kein abgekartetes Spiel zwischen dir und dem Rittmeister?"

Die großen Augen der Künstlerin starrten die Fragende erst eine Weile wie verständnislos an. Dann plötzlich schlug sie beide Hände vor das Gesicht, und ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihren zarten Körper.

In neu erwachender, mitleidiger Zärtlichkeit wollte Melitta ihren Arm um sie legen. Aber beinahe heftig wehrte Eva die Liebkosung ab.

„Rühre mich nicht an! Ich bin es ja nicht wert! Und geh, geh — ich bitte dich — geh! Deine Mutter hatte vollkommen recht, dir den Verkehr mit mir zu untersagen.“

„Aber ich verstehe dich nicht, Eva! Wenn du es doch nicht gewußt hast — —“

„Als wenn es darauf ankäme! Als wenn die Schmach dadurch eine geringere würde! Nein, nein, nein, Melitta, sage nichts mehr! Sprich kein Wort mehr zu mir! Wenn du mir noch einen Freundschaftsdienst erweisen willst, so laß mich allein! Ich kann jetzt keinen Menschen sehen — auch dich nicht. Es ist mir eine Qual, eine unsägliche Qual.“

„Wenn dir meine Gegenwart so unangenehm ist, muß ich dich allerdings wohl davon befreien. Ich hatte es gut gemeint, als ich hierher kam. Aber es scheint ja, daß dir selbst sehr wenig an einer Fortdauer unserer Freundschaft gelegen ist.“

Eva schüttelte den Kopf. „Ich will keines Menschen Freundschaft mehr. Ich will nur allein sein — allein.“

„Also ein Lebewohl für immer? Nun, wie du willst. Ich dränge mich niemandem auf. Und vielleicht ist es auch so am besten.“

Sie zögerte wohl noch ein paar Sekunden lang; da ihr aber keine weitere Antwort zu teil wurde, ging sie mit trotzig zurückgeworfenem Kopfe hinaus.

— — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später verließ auch Eva ihre Wohnung. Ein dichter dunkler Schleier verhüllte ihr Gesicht, als schäme sie sich, es noch irgend einem Menschen zu zeigen, und eilenden Fußes, wie wenn unsicht-

bare Verfolger hinter ihr wären, lief sie durch die zu dem vielbesuchten Operettentheater führenden Straßen.

Sie warf keinen Blick auf die Zettel der Anschlagsäulen, auf denen auch der Name Eva Linda — ihr Theatername — unter den Mitwirkenden bei der Aufführung der neuen Operette verzeichnet war. Ohne nach rechts oder links zu sehen, strebte sie ihrem Ziele zu. Der Herr Direktor in seinem eleganten Privatbureau erhob fast erschrocken den Kopf, als sie plötzlich unangemeldet vor ihm stand, und als unter dem emporgeschobenen Schleier ein so totenbleiches Antlitz, ein so verzweifelnd zuckender Mund und zwei so unnatürlich große Augen, in denen sich die ganze Qual einer todwunden Seele spiegelte, zum Vorschein kamen.

So groß war seine Bestürzung, daß die gewohnte Schlagfertigkeit ihn völlig im Stich ließ, und daß sie schon nach Verlauf weniger Minuten alles von ihm erfahren hatte, was sie zu wissen begehrte.

„Allbarmherziger Himmel, liebes Fräulein, wie sehen Sie denn nur aus? Sie müssen krank sein — ernstlich krank. Es ist ja gar nicht anders möglich.“

„Nein, nein, mir fehlt nichts. Ich habe nur eine schlimme Aufregung gehabt, Frau Roßwein und muß sogleich eine Reise antreten. Bitte, helfen Sie mir, das Allernotwendigste an Wäsche und Kleidungsstücken einzupacken.“

„Verreisen wollen Sie? In diesem Zustande? Aber das darf man doch unmöglich zugeben. Sie zittern ja am ganzen Leibe, und Ihre Hand glüht wie im Fieber. Fragen Sie doch wenigstens erst den Theaterarzt! Sie könnten ja den Tod davon haben.“

„O, das wäre wohl das Fürchterlichste nicht. Aber machen Sie sich um meinetwillen keine Sorge! Ein bißchen Migräne — weiter nichts! Ich kann meine

Reise nicht aufschieben. Glauben Sie mir: es ist unbedingt notwendig, daß ich noch in dieser Stunde fahre."

„So sagen Sie mir wenigstens, weshalb und wohin? Vor zwei Stunden haben Sie doch noch gar nicht daran gedacht."

„Nein — die Veranlassung kam ganz plötzlich. Und, nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, wenn ich nicht weiter darüber sprechen kann? Ich werde Ihnen später alles in einem ausführlichen Briefe schreiben."

„Ja, wollen Sie denn etwa längere Zeit fortbleiben? Sie sind so sonderbar, Fräuleinchen, so wirr und verstört, daß einem ganz unheimlich dabei werden kann."

Die junge Operettensängerin zwang sich zu einem Lächeln, das freilich traurig und gequält genug ausfiel.

„Ich sage Ihnen doch, daß ich meine Migräne habe, und daß mir etwas Unangenehmes widerfahren ist. Wie lange ich fortbleiben werde, weiß ich in diesem Augenblick noch nicht. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß ich inzwischen gut aufgehoben sein werde, denn ich gehe ja zu einer Schwester."

Frau Roßwein fragte nicht weiter, denn sie merkte wohl, welche Qual jedes Wort dem jungen Mädchen bereitete. Aber es beruhigte sie ein wenig, daß Eva die einfachsten Stücke aus ihren Wäsche- und Garderobevorräten aussuchte, und daß sie in der Tat nur das Allernotwendigste mit auf die Reise nahm. Mit einer längeren Dauer ihres Fernseins also konnte sie selber doch wohl unmöglich rechnen.

Wenn dann nur die Art ihrer Verabschiedung nicht eine so seltsame gewesen wäre!

„Auf Wiedersehen, liebe Frau Roßwein!" zwar hatte sie gesagt, als sie, nachdem der Koffer hinabgetragen worden war, mit ihrem Handtäschchen in der Tür stand,

aber ihr Gesicht hatte dabei einen so merkwürdigen Ausdruck, und ihre Stimme hatte einen so seltsamen Klang gehabt — mit einem so sonderbaren Blick hatte sie noch einmal das trauliche Stübchen umfaßt, daß die brave Frau der bedrückenden Empfindung nicht ledig werden konnte, es sei vielmehr wie ein Abschied auf Nimmerwiederkehr gewesen, wie ein schmerzliches Lebewohl auf alle Zeit.

Zweites Kapitel.

Sobald sich die Tür des Salons hinter den letzten der fortgehenden Gäste geschlossen hatte, riß Frau Fanni Eggers hastig ein Fenster auf und sog ein paar Sekunden lang in tiefen Atemzügen die kühle Nachtluft ein, die zu ihr hereindrang.

Die altertümliche Stadt lag bereits in tiefem Schlafe. In malerischer Zickzacklinie zeichneten sich die Giebeldächer der eng aneinandergedrängten Häuser gegen den klaren Nachthimmel ab. Von dem verwitterten Turm der alten Katharinenkirche schlug es Mitternacht, und in leisen, verschwimmenden Tönen setzte das ferne Glockenspiel von Sankt Marien mit der getragenen Choralmelodie ein, die Frau Fanni nun schon so oft, so unendlich oft gehört hatte.

Jetzt knirschte unten das schwere Haustor in seinen Angeln, und die junge Frau trat rasch vom Fenster zurück. Sie wollte nicht, daß die Fortgehenden ihrer hier oben ansichtig wurden. Ein Durcheinander lauter, fröhlicher Stimmen drang von der Straße zu ihr herauf. Sie unterschied deutlich das tiefe, klangvolle Organ ihres Gatten, der sich's nach kleinbürgerlicher Sitte nicht nehmen ließ, seinen Gästen bis an die Schwelle des Hauses das Geleit zu geben. Ein tiefer Atemzug

hob wie ein Aufseufzen Frau Fannis Brust. Zwischen ihren Brauen bildete sich eine kleine feine Falte, während sie den Blick durch das von dem Kronleuchter und von mehreren Säulenlampen erhellte Gemach wandern ließ.

Es zeigte alle Spuren der spießbürgerlichen Geselligkeit, der es während der letzten Stunden als Schauplatz gedient hatte. Halbgeleerte Biergläser, hie und da der Rest einer halbgerauchten Zigarre oder ein achtlos abgestrichenes Aschenhäufchen, auf dem kleinen, kostbaren Stutzflügel in unordentlichem Gewirr die Noten der trivialen Musikstücke, mit denen sie eine Stunde lang ihre Gäste zu unterhalten versucht hatte.

Vielleicht war es die kalte Winterluft, der sie sich in ihrem dünnen Gesellschaftskleide so leichtsinnig aussetzte, vielleicht war es aber auch ein Gefühl des Ekels, das Frau Fanni wie fröstelnd erschauern ließ. Noch einmal sah sie im Geiste die breiten, behäbigen, kleinstädtischen Gestalten, wie sie sich in sichtlichem Unbehagen auf den zierlichen englischen Sesselchen herumdrückten, noch einmal hörte sie alle die platten Scherze und das überlaute Lachen.

Sie trat vor einen Spiegel, und nachdem sie das Ebenbild ihrer herrlichen Gestalt mit einem prüfenden Blick vom Kopf bis zu den Füßen überflogen, drückte sie beide Hände gegen die klopfenden Schläfen.

Unten auf der Straße war es still geworden, und nur ein einzelner schwerer Schritt hallte noch, sich langsam entfernend, auf dem Pflaster wider.

Im Haustor kreischte der Schlüssel, und gleich darauf ging in dem anstoßenden Arbeitszimmer des Baumeisters die Tür. Fanni warf sich in den nächsten Sessel, um nicht von ihrem Manne vor dem Spiegel überrascht zu werden. Die Hände hinter dem Kopfe

faltend, lehnte sie sich mit halbgeschlossenen Augen in das Polster zurück, in ihrer ungesucht anmutigen Haltung von bestrickender Schönheit.

Und so oft er in den elf Monaten ihrer Ehe den berauschenden Anblick seines holden jungen Weibes hatte genießen dürfen, er mußte auf Rudolf Eggers heute trotzdem wie eine ganz neue Offenbarung wirken. Denn er blieb leuchtenden Antlitzes eine kleine Weile stumm auf der Schwelle stehen, um sich daran zu weiden.

Hätte er es doch vor wenig mehr denn Jahresfrist kaum noch für möglich gehalten, daß ihm ein so köstliches Besitztum beschieden sein könnte. Wohl war er trotz seiner fünfundvierzig Jahre mit seiner hohen, stattlichen Gestalt, seinem langen braunen Vollbart und seinem blühenden Gesicht noch immer von einer gewissen Jugendlichkeit der äußeren Erscheinung. Aber das Haar auf seinem Scheitel war doch schon stark gelichtet, und bei schärferem Hinsehen mochte man wohl die verräterischen Fältchen in seinen Augenwinkeln und manches andere kleine Anzeichen des sich leise anzeigenden Alters erspähen. Wenn er überhaupt noch daran gedacht hatte, sich zu verheiraten, so hatten sich seine Träume gewiß nicht bis zu einem jungen weiblichen Wesen von so bezauberndem Liebreiz verstiegen, wie er es jetzt sein eigen nennen durfte, und noch immer kamen ihm Augenblicke, wo ihn sein spätes Liebesglück anmutete wie ein holder Traum, der plötzlich mit der schmerzlichen Enttäuschung eines jähen Erwachens enden müsse.

Da Fanni sich noch immer nicht rührte, ging er auf sie zu und berührte mit den Lippen zärtlich ihre Stirn.

„Dank für den schönen Abend, mein Liebling! Du hast deine Hausfrauenrolle wirklich ganz hinreißend gespielt.“

Sie hatte eine kleine, halb unwillkürliche Bewegung gemacht, als ob sie seine Liebkosung abwehren wolle. Wie ein ironisches Lächeln zuckte es um ihre schöngeschwungenen Lippen, und es war nicht gerade überschwengliche Liebe, was aus ihren jetzt voll zu ihm aufgeschlagenen Augen sprach.

„Du nennst es beim rechten Namen. Ja, es war eine Rolle, die ich gespielt habe, und sie ist mir wahrhaftig nicht leicht geworden."

Betroffen von dem herben Ton ihrer Erwiderung sah er sie an. „So war es natürlich nicht gemeint. Eine bloße Redensart. Du hast dich also nicht unterhalten?"

„Welche Frage! Ich glaube, wenn sie noch eine Stunde länger geblieben wären, so hätte ich ersticken müssen in diesem Dunstkreis von stumpfer Beschränktheit und engherzigem Philistertum, den diese Leute um sich verbreiten."

„Du tust den trefflichen Menschen bitteres Unrecht, Fanni! Es sind ausnahmslos tüchtige, achtungswerte Leute, von denen jeder seinen Platz mit Ehren ausfüllt, und sie haben sich mir alle als treue, zuverlässige Freunde bewährt."

„Mag sein. Es ist eben mein Unglück, daß ich nicht im stande bin, sie mit deinen Augen anzusehen."

„Und doch bist du von so bezaubernder Liebenswürdigkeit gewesen. Nicht einen Augenblick ist mir die Empfindung gekommen, daß dies alles nur eine Komödie sein könnte."

„Sollte ich diesen boshaften Kleinstädterinnen etwa zu allem anderen auch noch Veranlassung geben, mich wegen meiner schlechten Manieren, wegen meines Hochmuts, oder was weiß ich, zu verlästern? Ich lege keinen Wert darauf, mir ihre Freundschaft zu gewinnen, aber

sie sollen wenigstens keinen Vorwand haben, über mich herzuziehen."

„Und was bringt dich auf die Vermutung, daß sie dergleichen tun? Ich will doch nicht hoffen, daß irgend jemand dir zu nahe getreten ist, seitdem du meinen Namen trägst."

„O nein, man ist mir mit aller schuldigen Höflichkeit begegnet. Aber ich bin nicht so naiv und kurzsichtig, um nicht auch die wahren Gesichter zu sehen, die sich hinter der Larve einer sauersüßen Artigkeit verbergen. Alle deine tüchtigen, ehrenwerten Freunde und noch mehr natürlich ihre in dieser Kleinstadtatmosphäre aufgewachsenen Frauen sind im innersten Herzen empört über die Wahl, die du bei deiner Verheiratung getroffen. Ich bin sicher, daß sie irgend eine von den tugendhaften Jungfrauen dieser Stadt, deren Vergangenheit ihnen bis zum Tage ihrer Geburt bekannt war, für dich bestimmt hatten. Daß du eine Fremde hierher brachtest, von der sie obendrein wissen, daß sie eine Person in abhängiger Stellung, eine bezahlte Gesellschafterin gewesen ist, hat ohne Zweifel einen Sturm der Entrüstung in ihren Kreisen hervorgerufen, und ich mache mir durchaus keine Illusionen darüber, daß sie mit Begierde den Augenblick erwarten, wo sie den dunklen Punkt in meiner Vergangenheit entdecken, oder wo mein Benehmen ihnen Anlaß gibt, über mich herzufallen."

Mit wachsendem Erstaunen hatte er ihrer Rede gelauscht, die aus dem ironischen Ton allmählich in einen fast leidenschaftlich heftigen übergegangen war. „Mein Gott, Fanni, ich erkenne dich gar nicht wieder. Es ist ja, als ob du dich hier kreuzunglücklich fühltest."

„Konntest du glauben, daß ich glücklich sei? In solcher Umgebung?"

Sein Gesicht wurde plötzlich tiefernst. „Es ist ein

schlimmes Wort, das du da gesprochen hast. Es wäre bitter traurig, wenn ich es ganz ernst nehmen müßte. Denn wenn eine Frau ihrem Manne nach elfmonatlicher Ehe sagt, daß sie sich unglücklich fühlt — —"

Sie mochte einsehen, daß sie sich zu weit hatte hinreißen lassen, denn sie gab ihm nicht Zeit, den begonnenen Satz zu vollenden. „Ach, was hat das mit unserer Ehe zu schaffen? Daß nicht du es bist, der mich unglücklich macht, weißt du recht gut. Es mag ja auch sehr anspruchsvoll und sehr undankbar sein, daß es mir noch nicht gelungen ist, mich in diese neuen Verhältnisse zu finden. Aber es ist gegen meine Natur; alle meine guten Vorsätze helfen mir nichts. Ich kann mir vorstellen, daß ich in einer Einsiedelei mit dir glücklich sein könnte. Unter diesen Menschen aber ist es unmöglich. Alles in mir lehnt sich gegen sie auf."

Der Baumeister rückte sich eines der gebrechlichen Chippendalestühlchen neben ihren Sessel und legte seinen Arm liebevoll um den Nacken der erregten jungen Frau. „Und doch hoffe ich, daß du die Menschen deiner Umgebung gerechter und freundlicher beurteilen wirst, wenn du dir nur erst einmal rechte Mühe gegeben hast, sie im Kern ihres Wesens kennen zu lernen. Wir müssen doch nun einmal mit ihnen leben, denn ich bin nicht unabhängig genug, um dir zuliebe hier meine Zelte abbrechen und nach Berlin oder in eine andere Großstadt ziehen zu können. Seit mehr als hundert Jahren haben die Eggers hier ihre angesehene und festgegründete soziale Stellung. Es ist nicht leicht, sich aus einem Boden herauszureißen, in dem man so starke Wurzeln geschlagen hat, von der Existenzfrage gar nicht zu reden. Hier bin ich der meistbeschäftigte Architekt und kann mich eines behaglichen, kampflosen Daseins freuen. Anderswo müßte ich mir erst einen Platz zu erobern suchen, und

du begreifst, liebe Fanni, daß man sich in meinem Alter dazu nicht gern mehr entschließt."

„Natürlich — ein solches Opfer darf ich dir unter keinen Umständen zumuten," stimmte sie zu. Aber es war aus dem Klang ihrer Worte nicht recht zu erkennen, ob sie ganz ernsthaft oder ein wenig ironisch gemeint waren. „Es wird mir also wohl nichts anderes übrig bleiben, als mich für den Rest meines Lebens in das Unabänderliche zu finden, so gut oder so schlecht ich eben kann. Du brauchst auch nicht etwa zu fürchten, daß ich dir mit meinen Klagen beständig das Leben sauer machen werde. Es war nur eben ein bißchen viel, das an diesem Abend auf mich eindrang. Es hat mich wohl etwas nervös gemacht, stundenlang nach allen Seiten auf meiner Hut sein zu müssen wie ein Wachtposten, der sich rings von heimlich heranschleichenden Feinden umgeben weiß."

Der Schatten war schon wieder von dem Gesicht des Baumeisters verschwunden. Er lächelte, wie man überlegen und gütig über die Phantasien eines Kindes lächelt. „Wenn ich nur begriffe, wie diese Furcht vor der vermeintlichen Feindschaft unserer Bekannten in dir entstehen konnte. Ich bin gewiß, daß sie eine ganz und gar ungerechtfertigte ist."

„Verzeih — aber das weiß ich besser. Eine Frau wird in dieser Hinsicht von ihrem Gefühl niemals betrogen. Jetzt, da sie noch keine Handhabe gegen mich besitzen, halten diese wackeren Leute sich weislich zurück, aber in jedem Blick, den sie mir zuwerfen, in jeder scheinbar unverfänglichen Frage, die sie an mich richten, lese ich das Übelwollen und das argwöhnische Mißtrauen, von dem sie gegen mich erfüllt sind. Ich bleibe ihnen eben die verhaßte Fremde, gegen die sie im geheimen alle miteinander verschworen sind. Der Tag,

an dem sie in meinem vergangenen Leben etwas aufspüren könnten, das ihnen endlich die ersehnte Waffe liefert, würde sie alle im offenen Kampfe gegen mich sehen."

Jetzt lachte Rudolf Eggers sichtlich belustigt auf. „Nun, so lassen wir es also in Gottes Namen darauf ankommen, denn, wenn du mit deinen Vermutungen recht hättest, würden sie ja bis an das Ende ihrer Tage vergebens darauf warten müssen, diese Waffe zu erhalten. In dem vergangenen Leben meiner süßen kleinen Frau gibt es doch wohl nichts, dessen Aufspürung ihren Feinden eine Handhabe gegen sie gewährte."

Fanni bückte sich plötzlich, um irgend etwas vom Teppich aufzuheben. Als sie sich wieder emporrichtete, war ihr, wohl infolge der Bewegung, das Blut heiß ins Gesicht gestiegen.

„Nein!" bestätigte sie mit einem merkwürdig harten Klang in der Stimme. „Obwohl ja am Ende niemand gegen die Verleumdung gesichert ist. Aber laß uns nicht weiter davon reden. Es tut mir ohnedies leid genug, daß ich dir deinen schönen Abend so verdorben habe. Einmal freilich mußte ich meinem Herzen Luft machen, doch ich verspreche dir, daß es nicht sobald wieder geschehen wird."

„Von einem solchen Versprechen will ich gar nichts wissen, mein Liebling! Du sollst mir immer und ohne jede Rücksicht alles sagen, was dich bedrückt oder beängstigt. Wer anders wäre denn berufen, dich davon zu befreien als ich? Übrigens wird vielleicht schon die allernächste Zukunft etwas Abwechslung und Erheiterung in das Einerlei unseres Lebens bringen, das doch am Ende einzig die Schuld an diesen Grillen trägt. Mein Vetter Helmut wird dir ohne Zweifel besser gefallen als meine bedauernswerten Freunde, die so wenig Gnade vor deinen Augen finden. Er war wenigstens als Stu-

dent ein flotter, liebenswürdiger Bursche, dessen Herz weit mehr an allen schönen Künsten als an seiner ärztlichen Wissenschaft hing, und ich glaube nicht, daß er sich inzwischen sehr verändert hat. Die Briefe wenigstens, die er mir während seiner Tätigkeit als Schiffsarzt aus allen möglichen Weltgegenden geschrieben, lassen nichts Derartiges vermuten. Da seine hiesige Praxis ihm vermutlich für den Anfang Zeit genug dazu lassen wird, kannst du nach Herzenslust mit ihm musizieren und über alle die schöngeistigen Themata plaudern, für die du in unserem sonstigen Umgangskreise vielleicht wirklich etwas zu wenig Verständnis findest."

Fanni hatte den Kopf zurückgeworfen. Auf ihrem beweglichen Gesicht, das immer einen ziemlich getreuen Spiegel ihrer Seele abgab, war deutlich zu lesen, wie wenig Vertrauen sie trotz der warmen Schilderung in die genialen Eigenschaften eines Mannes setzte, der den Familiennamen der Eggers trug. Aber sie wollte ihren Gatten nicht verletzen, und sie erheuchelte deshalb für diesen unbekannten Doktor, dessen Person hier in der letzten Zeit so oft erwähnt worden war, ein Interesse, das sie in Wahrheit durchaus nicht fühlte.

„Er wird also nun wirklich hier eintreffen — dein Vetter?" fragte sie.

Der Baumeister sah auf seine Taschenuhr. „Er ist wohl schon hier. Der Berliner Kurierzug kommt gerade um Mitternacht durch, und wenn ich gewußt hätte, daß unsere Gäste uns schon so frühzeitig verlassen würden, hätte ich mir nicht nehmen lassen, ihn auf dem Bahnhofe zu begrüßen. Helmut ist ja um sechzehn oder siebzehn Jahre jünger als ich, aber es hat trotz des Altersunterschiedes immer ein sehr herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen uns bestanden. Ich freue mich aufrichtig, ihn wieder zu haben."

„Natürlich wird er bei seiner Mutter, der Frau Stadträtin, wohnen?"

„Vorläufig jedenfalls. Aber ich glaube nicht, daß die beiden auf die Dauer miteinander auskommen werden. Sie haben sich gewiß von Herzen lieb, aber ihre Naturen sind zu verschieden, als daß es im beständigen engen Zusammenleben ohne empfindliche Reibungen abgehen könnte. Die gute Stadträtin hat ihren von Haus aus sehr energisch geratenen Charakter während der Ehe mit einem vielleicht allzu schwachen und nachgiebigen Gatten bis zu ausgesprochen despotischen Neigungen entwickelt, und Helmut dürfte heute noch weniger als in seiner Knabenzeit geneigt sein, sich, wenn auch in der allerbesten Absicht, tyrannisieren zu lassen. Ich bin in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Besorgnis."

Jetzt erst fing der vielgenannte junge Arzt an, Fanni sympathisch zu werden. In einem Menschen, der sich gegen die Tyrannei jenes engherzigen Kleinstadtgeistes auflehnte, unter dem sie selber so schwer zu leiden hatte, konnte sie vielleicht doch einen geistesverwandten Bundesgenossen finden.

„Wie kommt er denn dazu, sich nach der beneidenswerten Ungebundenheit seiner bisherigen Tätigkeit gerade hier niederzulassen?" fragte sie. „Geschieht es vielleicht auch nur deshalb, weil der Eggersche Stamm in diesem Boden so feste Wurzeln geschlagen hat?"

„Wahrscheinlich. Der Wunsch seiner Mutter mag auch das Seinige dazu beigetragen haben, und schließlich ist es doch kein Wunder, wenn es ihn in seine Vaterstadt zurückzieht. Er hat sich in seinen Briefen ja manchmal über den begrenzten Horizont seiner engeren Landsleute rechtschaffen lustig gemacht, aber es war dabei doch immer etwas wie Sehnsucht zwischen den Zeilen zu lesen. Vielleicht lernst du von ihm schneller

als von mir, Menschen und Dinge hier mit wohlwollenderen Blicken zu betrachten."

Fanni kam nicht mehr dazu, ihm zu antworten, denn in diesem Augenblick schlug zu ihrer und des Baumeisters nicht geringer Verwunderung die Haustürglocke an.

„Wer kann das sein?" fragte Rudolf verwundert. „Sollte einer unserer Gäste zurückgekehrt sein, um etwas Vergessenes zu holen?"

Er trat an das noch immer offene Fenster und blickte hinab. Auf den Giebeldächern lag heller Mondschein, die schmale Gasse aber war in desto tieferes Dunkel gehüllt. Undeutlich nur sah er die Umrisse einer menschlichen Gestalt, die auf der zur Haustür emporführenden vierstufigen Treppe stand. Aber er glaubte doch zu unterscheiden, daß es die Gestalt eines weiblichen Wesens sei.

„Wenn mich nicht alles täuscht, ist es eine Dame," sagte er, sich ins Zimmer zurückwendend. „Das ist ja äußerst merkwürdig — zu solcher Stunde! Da die Mädchen wohl schon zu Bett gegangen sind, will ich selbst hinunter, mich nach ihrem Begehr zu erkundigen."

Fanni rührte sich nicht aus ihrem Sessel, ihre unerfreulichen Gedanken beschäftigten sie so lebhaft, daß es wenig Interesse für sie hatte, zu erfahren, wer da eine halbe Stunde nach Mitternacht Einlaß begehrte. Nach einigen Minuten schon würde sie es ja wissen, und es war ihr darum nicht der Mühe wert, zum Fenster zu gehen.

Der Baumeister aber nahm von seinem Arbeitstisch in dem anstoßenden Gemach die Lampe, mit der er vorhin seinen Gästen die Stiege hinabgeleuchtet hatte. Der Schlüssel knirschte in dem alten kunstvoll geschmiedeten Schloß, und kreischend öffnete sich der schwere Türflügel.

Nun erkannte Rudolf Eggers, daß er sich nicht getäuscht hatte. Der Lichtschein der erhobenen Lampe fiel auf eine schlanke, offenbar noch sehr jugendliche Frauengestalt in einfacher dunkler Kleidung und knapp anschließendem pelzbesetzten Jäckchen. Sie trug eine kleine Reisetasche in der Hand, und ihr Gesicht war hinter einem dichten schwarzen Schleier verborgen. Als hätte ihr die plötzliche Helligkeit weh getan, war sie, als sich die Tür vor ihr öffnete, mit einer halb unwillkürlichen furchtsamen Bewegung um einen Schritt zurückgewichen.

Auch ohne ihre Gesichtszüge deutlich unterscheiden zu können, wußte der Baumeister sogleich, daß sie nicht zu dem Kreise seiner Bekannten gehöre, und er zweifelte darum nicht, daß sie sich in dem von ihr gesuchten Hause geirrt habe. „Guten Abend!“ sagte er artig. „Hier wohnt der Baumeister Eggers. Wünschen Sie zu dem?“

Eine leise, aber jugendlich helle Stimme gab ihm Antwort: „Nicht zu dem Baumeister, mein Herr, aber zu seiner Frau. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich zu einer so späten Stunde lästig falle. Aber ich konnte keinen anderen Zug benützen als diesen, und ich wußte nicht, wo ich bis zum Morgen in der fremden Stadt Unterkunft suchen sollte.“

Ihre äußere Erscheinung wie ihre Ausdrucksweise waren die einer Dame der guten Gesellschaft. Höflich trat Eggers zurück, um ihr den Eintritt in das Haus freizugeben.

„Bitte, wollen Sie hereinkommen! Meine Frau ist zufällig noch wach, und ich werde sie sogleich benachrichtigen. Vielleicht aber darf ich fragen, wessen Besuch ich ihr zu melden habe?“

Zögernd war die Fremde über die Schwelle getreten. Jetzt, wo sie in der engen Türnische ganz dicht vor ihm

stand und sich den Lichtfluten der Lampe nicht mehr entziehen konnte, gewahrte der Baumeister, daß sie wunderschönes goldblondes Haar hatte, dessen locker aufgesteckte Masse in üppigen schimmernden Wellen unter dem barettartigen Hütchen hervorquoll. Auch die Profillinie ihres Antlitzes konnte er jetzt durch das Gewebe des Schleiers hindurch erspähen, und sein künstlerisch geschultes Auge war entzückt von ihrer wunderbaren Feinheit.

Die Antwort auf seine Frage ließ merkwürdig lange auf sich warten. Scheu war der Blick der jungen Fremden an den dunkelgetäfelten Wänden der altertümlichen Hausdiele dahingeglitten, ehe sie endlich — noch leiser als zuvor — sagte: „Ich heiße Eva Lindholm — und ich bin ihre Schwester."

Nichts in der Welt hätte den Baumeister mehr überraschen können als diese Auskunft, denn er mußte doch am besten wissen, daß seine Frau nie eine Schwester gehabt hatte. Sie selbst hatte ihm ja gesagt, daß sie das einzige Kind ihrer längst verstorbenen Eltern gewesen. Er begriff nicht, was diese Unbekannte veranlassen konnte, sich unter einer falschen Angabe, deren Unwahrhaftigkeit doch sogleich an den Tag kommen mußte, in sein Haus einzuführen. Aber als er dann wieder einen prüfenden Blick über ihre anmutige Erscheinung hingleiten ließ, hielt irgend ein Unerklärliches ihn ab, ihr ins Gesicht zu sagen, was er über ihre Erklärung dachte.

Er öffnete die zur Rechten befindliche Tür, die in den großen Arbeitsraum der von ihm beschäftigten Architekten und Zeichner führte, und indem er die Lampe auf den mächtigen Tisch niedersetzte, der sich fast durch die ganze Länge des Gemaches dehnte, deutete er einladend auf einen Stuhl.

„Bitte — nehmen Sie einstweilen Platz, mein Fräulein! Ich werde meine Frau sogleich benachrichtigen.“

Wenn er wirklich seine Schwägerin vor sich gehabt hätte, wäre sie wohl berechtigt gewesen, diese Art der Begrüßung sehr sonderbar zu finden. Aber er war ja gewiß, daß sie nicht sein konnte, wofür sie sich ausgab. Nicht einen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß Fanni ihn möglicherweise ein Jahr lang belogen hatte. Was in aller Welt hätte sie denn auch bestimmen sollen, ihm das Dasein einer Schwester zu verheimlichen, der er doch sicherlich mit herzlichster verwandtschaftlicher Freundlichkeit entgegengekommen wäre!

Aber er befand sich doch in begreiflicher Erregung, als er eine Minute später oben die Tür des Salons öffnete, wo Fanni noch immer in der nämlichen, halb liegenden Stellung in ihrem Sessel ruhte.

„Es ist eine junge Dame da, liebes Herz, die dich sprechen möchte. Sie ist mit dem Nachtzuge hier eingetroffen und offenbar vom Bahnhof aus direkt hergekommen.“

Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, war die junge Frau aufgefahren. Ihr Gesicht hatte sich verfärbt, und in ihren weitgeöffneten Augen flimmerte es wie der Ausdruck einer tödlichen Angst. „Wo ist sie?“ stieß sie hastig hervor. „Ich hoffe, du hast sie nicht auf der Straße stehen lassen.“

„Nein, sie ist unten im Zeichensaal. Aber vielleicht ziehst du es vor, mich mit ihr reden zu lassen, denn ich fürchte beinahe, es ist mit ihrem Geisteszustand nicht ganz in Ordnung. Als ich sie nach ihrem Namen fragte, nannte sie sich Eva Lindholm und erklärte, deine Schwester zu sein.“

Ein Laut des Schreckens und des Zornes kam von Fannis Lippen. In raschem Wechsel kam und ging die

Farbe auf ihren Wangen. Dann aber, den Kopf zurückwerfend, wie immer, wenn irgend etwas ihren Widerstand herausforderte, sagte sie mit klarer, stahlhart klingender Stimme: „Sie ist darum nicht unzurechnungsfähig, denn, was sie dir gesagt hat, ist die volle Wahrheit. Laß mich jetzt hinunter, daß ich mit ihr spreche. Und folge mir, bitte, nicht. Später will ich dir jede Aufklärung geben, die du verlangen kannst."

Damit war sie aus dem Zimmer, und fassungslos, halbbetäubt von diesem Unbegreiflichen, das ihm sein angebetetes Weib nach ihrem eigenen Geständnis plötzlich zur Lügnerin machte, blickte ihr der Baumeister nach.

Drittes Kapitel.

Ungestüm riß Fanni die Tür des Zeichensaales auf, aber sie hatte trotz ihrer Aufgeregtheit noch Überlegung genug, den Riegel hinter sich vorzuschieben, ehe sie sich der nächtlichen Besucherin zuwandte.

Die aber hatte von ihrem geräuschvollen Eintritt offenbar gar nichts vernommen. Sie hatte beide Arme auf den Rand des Tisches gelegt und das Gesicht darin verborgen. Wie auf fein ausgesponnenem Golde spielten die Reflexe des Lampenlichtes auf ihrem seidigen Haar.

Frau Eggers trat auf sie zu und erfaßte mit hartem Griff ihre Schulter. „Hältst du so deine Versprechungen? Habe ich dir nicht geschrieben, daß du nie — niemals hierher kommen dürftest? Es ist unverzeihlich, was du mir mit diesem theatralischen Überfall angetan hast."

Die so unfreundlich Begrüßte war erschrocken aufgefahren. Mit einer halb mechanischen Bewegung, als wäre sie aus tiefem Schlafe geweckt worden, schob sie den Schleier über das Gesicht empor und legte die

Hand an die Stirn. Ein angstvoller Blick aus schönen dunklen, aber tief in ihren Höhlen liegenden und bläulich umschatteten Augen suchte das erregte Gesicht der Schwester.

„Vergib,“ stammelte sie. „Ich wußte nicht — ich hatte ja niemanden, zu dem ich mich flüchten konnte. Aber wenn ich so ungelegen komme — wenn du mich nicht aufnehmen kannst, so will ich dir gewiß nicht zur Last fallen. Auf der Stelle werde ich wieder gehen.“

Etwas so rührend Demütiges und zugleich so verzweifelt Hoffnungsloses war in dem müden Klang ihrer Worte, daß nur ein steinernes Herz davon hätte unbewegt bleiben können. Frau Fannis zornige Erregung schien sich schon in demselben Augenblicke gesänftigt zu haben, als sie in das liebliche, aber erschreckend bleiche und verhärmte Antlitz der höchstens Neunzehnjährigen geblickt hatte.

Nicht rauh und brutal, wie ihr erster Griff gewesen war, sondern mit sanfter Gewalt drückte sie das junge Mädchen, das sich hatte erheben wollen, auf den Stuhl zurück.

„Was für törichte Reden sind das! Da du einmal hier bist, wirst du selbstverständlich auch bleiben — unter allen Umständen wenigstens für diese Nacht. Aber wie soll ich mir dein Erscheinen erklären? Weshalb hast du mir nicht wenigstens vorher geschrieben?“

Die Gefragte strich sich wieder über die Stirn, als ob sie damit etwas Lästiges wegwischen oder ihre irrenden Gedanken zusammenbringen wolle. „Ich hatte keine Zeit dazu, Fanni — es kam alles so plötzlich. Ich wußte ja auch kaum, was ich tat. Ich habe unrecht gehandelt — jetzt sehe ich's ein, und ich bereue es auch sehr. Bitte — laß mich doch wieder fort!“

Doch Fanni schüttelte abermals mit Entschiedenheit

den Kopf. „Davon kann nicht die Rede sein. Wohin wolltest du denn auch gehen — jetzt, mitten in der Nacht? Und was sollte mein Mann davon denken? Nun, da er es doch erfahren hat, brauche ich dir auch nicht die Tür zu weisen. Aber was, um des Himmels willen, ist denn eigentlich geschehen? Ist dir ein Unglück widerfahren? Oder bist du krank?"

Es war nicht nur das Aussehen der Schwester, das sie zu dieser letzten Frage bestimmt hatte, sondern noch mehr die Fieberhitze der kleinen schmalen Hand, die sie in die ihrige genommen — eine Hitze, die sie durch das weiche feine Leder des Handschuhs spürte.

Eva aber machte eine verneinende Bewegung. „Krank bin ich wohl nicht. Du brauchst nicht zu fürchten, daß du durch mich Ungelegenheiten haben wirst. Nur der Kopf tut mir so weh, und ich bin müde — zum Umsinken müde."

Ein paar Sekunden lang noch sah die junge Frau sie forschend an, dann erklärte sie mit raschem Entschluß: „Ich glaube dir's, armes Kind! Du mußt wohl Schweres durchgemacht haben, daß du in solchem Zustande bist. Wir wollen deshalb auch heute nicht davon reden. Erst mußt du schlafen und wieder zu Kräften kommen, dann sollst du mir alles erzählen. Komm, ich werde dich in das Fremdenzimmer hinaufführen, das wir glücklicherweise immer bereit haben. Aber laß uns leise auftreten, ich möchte nicht, daß mein Mann dich in dieser Nacht noch einmal sieht."

Sie nahm mit der Rechten die Lampe vom Tische auf und bot der Schwester den freien Arm. Willenlos leistete das junge Mädchen ihrer Aufforderung Folge. Es war gut, daß Frau Fannis elastischer Körper über mehr als weibliche Durchschnittskraft verfügte, denn schon auf den ersten Stufen der unbequemen Wendel-

treppe stützte sich die Schwester so sehr auf ihren Arm, daß sie die zierliche Gestalt mehr tragen als führen mußte.

Bis in das zweite Stockwerk des alten Hauses stiegen sie empor, und Fanni machte ihren Arm frei, um eine der auf den Vorplatz ausmündenden Türen zu öffnen. Ein niederes, aber freundlich und anheimelnd ausgestattetes Giebelzimmer war es, das der milde Lichtschein der Lampe erhellte. Wie sie gesagt hatte, war hier alles zur Aufnahme eines Gastes bereit. Ein schmales eisernes Bett mit blütenweißen Bezügen stand an der einen Längswand des Zimmers, und auch sonst war alles vorhanden, dessen es zur Bequemlichkeit eines unvermutet erschienenen Besuchers bedurfte.

Unsicher, sich augenscheinlich nur mit Anstrengung aufrecht haltend, hatte Eva die wenigen Schritte bis zu dem ihr zunächst stehenden Stuhl zurückgelegt und war auf denselben niedergeglitten. Mit rückwärts gesunkenem Kopfe und geschlossenen Augen saß sie da, hastig atmend und offenbar einer Ohnmacht nahe.

Fanni ging zum Waschtisch, tauchte eines der Handtücher in das eiskalte Wasser und netzte Evas Stirn.

Das Mitleid hatte offenbar über jede andere Regung in ihrem Herzen den Sieg davongetragen, und wie sie jetzt auf die Leidende einsprach, hatte ihre vorhin so metallharte Stimme einen ganz veränderten, zärtlichen Klang.

Vielleicht war es noch mehr dieser gütige Zuspruch als die lindernde Kühle der Kompresse, was so wohltätig auf Eva wirkte. Die schmerzliche Spannung in ihren Zügen ließ allmählich nach, und als Fanni das Tuch von ihrer Stirn entfernte, in der Absicht, es von neuem anzufeuchten, schlang die Schwester plötzlich die Arme um ihren Hals. Ein paarmal ging es wie eine heftige

Erschütterung durch ihren Körper, dann löste sich die furchtbare Erregung, unter deren Druck sie so lange gestanden, in einem Strom von Tränen.

Fanni versuchte nicht, diesem herzbrechenden Weinen Einhalt zu tun. Sie hatte dem jungen Mädchen schon vorhin den Hut abgenommen und begnügte sich jetzt, sanft über die weichen Haarwellen zu streichen, hie und da ein liebevolles Kosewort sprechend.

Minutenlang verharrten sie so in zärtlicher Umschlingung. Dann endlich machte Fanni sich sanft aus den Armen der Schwester frei und begann die noch immer leise Weinende wie ein Kind zu entkleiden. Und hilflos wie ein Kind ließ Eva alles mit sich geschehen. Die nervöse Erregung war einer vollständigen Abspannung gewichen, es schien ihr ganz gleichgültig, was mit ihr geschah. Ein einziges Mal nur, als sie schon auf den Kissen des Lagers ruhte, und als Fanni sich über sie herabneigte, um zu fragen, ob sie noch irgend etwas zu ihrer Bequemlichkeit tun könne, ging es wie der Schatten eines Lächelns über ihr Antlitz, und sie bewegte verneinend den Kopf. In der nächsten Sekunde schon schloß sie die Augen, und es hatte den Anschein, als ob sie wirklich auf der Stelle eingeschlummert sei.

Eine kleine Weile noch blieb Fanni neben dem Bette stehen, um das schöne bleiche Gesicht des regungslosen jungen Mädchens zu betrachten. Dann stellte sie die Lampe so, daß ihr Lichtschein der Schlafenden nicht unbequem werden konnte, und verließ auf den Fußspitzen das Zimmer, die Tür leise und vorsichtig hinter sich ins Schloß drückend.

— — — — — — — — — — — —

Unablässig war Rudolf Eggers seit dem Augenblick, da seine Frau ihn verlassen hatte, inmitten des Salons auf und nieder geschritten, eine Beute beunruhigender

Vorstellungen. Mit unerträglicher Langsamkeit waren ihm die Minuten bis zu Fannis Wiederkehr verstrichen. Seinem scharfen Ohr war der Klang der Schritte draußen auf der alten knarrenden Stiege nicht entgangen; aber seine Frau hatte ja den Wunsch ausgesprochen, daß er sie nicht stören möge, und er war trotz seiner Spannung und Ungeduld rücksichtsvoll genug, diesen Wunsch zu respektieren.

Nun aber, als er Fannis leichten Schritt nebenan im Eßzimmer hörte, reckte er sich hoch auf und blieb unter dem Kronleuchter mitten im Gemache stehen, das tiefernste Gesicht, das einen Ausdruck fast finsterer Strenge angenommen hatte, der Eintretenden zugewendet.

Auf der Schwelle schien Fanni einen Augenblick zu zaudern, wie wenn sein Aussehen ihr Furcht eingeflößt hätte. Aber wenn sich wirklich eine derartige Empfindung in ihr geregt hatte, so gelang es ihr doch schnell genug, sie zu bemeistern, denn schon in der nächsten Sekunde ging sie erhobenen Hauptes auf ihren Gatten zu.

Und ihre berückende Schönheit, das leise Seidenrauschen ihrer Gewänder, der süße Duft des Veilchenparfüms, dessen sie sich ihm zuliebe zu bedienen pflegte, hatten seinen Unmut schon zum größten Teil entwaffnet, noch ehe sie das erste Wort gesprochen. War es ihm doch während dieses ganzen Abends gewesen, als hätte er sie niemals holdseliger und bestrickender gesehen wie gerade heute, und hatte er doch nur darum keinen Versuch gemacht, den frühzeitigen Aufbruch seiner Gäste zu verhindern, weil die Sehnsucht, endlich mit seinem schönen Weibe allein zu sein, ihn fast verzehrte.

Woher hätte er da die Kraft nehmen sollen, jetzt den gestrengen Richter zu spielen!

Fanni mußte sich der Macht, die sie über ihn besaß,

sehr wohl bewußt sein, da sie in so sicherer Haltung vor ihn hin treten und seinen Blick so ruhig aushalten konnte. „Ich habe meiner Schwester für diese Nacht das Fremdenzimmer eingeräumt — du bist doch wohl damit einverstanden? Ich habe sie gleich zu Bett gebracht, denn sie war zu Tode ermüdet.“

Diese Gelassenheit, die den Vorfall wie etwas ganz Natürliches und Gewöhnliches nahm, erregte nun doch von neuem seinen Unwillen. „Es ist selbstverständlich, daß du nach Belieben verfügen kannst, wenn es sich darum handelt, deiner — Schwester Gastfreundschaft zu erweisen. Aber ich darf wohl auch erfahren, woher dir so plötzlich diese Schwester gekommen ist, und was dich veranlaßt hat, mir bis zu diesem Augenblick ihr Dasein zu verheimlichen.“

Mit einem Seufzer und einer Gebärde, die nichts als die resignierte Ergebung in die unvermeidliche Widerwärtigkeit einer langen Erörterung auszudrücken schienen, ließ sich Fanni lässig in einen Sessel fallen, und indem sie unverwandt die Spitzen ihrer übereinandergeschlagenen zierlichen Füßchen betrachtete, erwiderte sie fast noch gleichmütiger als zuvor: „Ich habe dir das Unbehagen der Befürchtung ersparen wollen, daß sie eines Tages hier auftauchen und dich durch ihr Erscheinen vor deinen tugendsamen und sittenstrengen Mitbürgern kompromittieren könnte. Ich selbst hielt es freilich für ganz ausgeschlossen, daß sie jemals die Torheit begehen könnte, hierher zu kommen, und dieser Überfall bedeutet für mich keine geringere Überraschung als für dich.“

„Das ist keine Antwort, Fanni! Seit wann wäre es denn etwas Kompromittierendes, eine Schwägerin zu haben? Und ich soll mir deine Worte doch wohl nicht dahin deuten, daß deine Schwester — — daß sie nicht würdig ist, die Gastfreundschaft deines und meines Hauses zu genießen?“

Fannis Augen hingen noch immer an ihren anmutig gekreuzten Füßen. Ihr Gesicht war ganz ruhig, ihre Stimme aber hatte nicht mehr die vorige Festigkeit, als sie antwortete: „Sie ist dessen genau so würdig oder so unwürdig, als ich wert oder unwert war, deine Frau zu werden. Ich kenne deine Anschauungen in dieser Hinsicht noch zu wenig, um zu wissen, ob ich die Frage in deinem Sinne bejahen oder verneinen müßte. Aber es wird mir jetzt natürlich ein Verbrechen daraus gemacht werden, daß ich versäumt habe, mich rechtzeitig — das heißt vor unserer Verheiratung — darüber zu unterrichten, denn du hättest doch vielleicht Bedenken getragen — einer ehemaligen Schauspielerin deinen Namen zu geben."

In höchster Betroffenheit starrte der Baumeister auf die Frau, die etwas Ungeheuerliches so ruhig auszusprechen vermochte. „Einer ehemaligen — Schauspielerin?" wiederholte er. „Das — — das geht doch nicht etwa auf dich?"

„Allerdings! Ehe ich mich in der Not einer durch Krankheit herbeigeführten Engagementslosigkeit entschloß, die Stellung einer Gesellschafterin bei deiner Tante in Berlin anzunehmen, war ich unter dem Namen Linda zwei Jahre lang ausübende Künstlerin an verschiedenen Theatern gewesen."

Rudolf Eggers umkrampfte die Lehne eines vor ihm stehenden Stühlchens, daß das dünne Holzwerk unter dem Griff sehr bedenklich krachte. „Und das sagst du mir erst jetzt? Das konntest du mir verschweigen? So unerhört — so unverantwortlich konntest du mich hintergehen?"

Fanni warf den Kopf zurück; aber sie veränderte im übrigen ihre nachlässige Haltung nicht im mindesten. Mit einem kalten, festen Blick sah sie in das gerötete

Gesicht ihres Mannes. „Keine Szene, wenn ich bitten darf! Und keine Beleidigungen! Ich denke, wir sollten beide vernünftig genug sein, uns in aller Ruhe zu verständigen. Wenn es dir als ein so unerhörter Betrug erscheint, was ich getan, bin ich selbstverständlich nicht gesonnen, noch länger Nutzen daraus zu ziehen. Es kostet dich nur ein einziges Wort, dich von meiner — entwürdigenden Anwesenheit in deinem Hause zu befreien."

Sie hatte die Wirkung ihrer Erklärung vollkommen richtig berechnet. Noch machte die Gewalt, die ihre Schönheit über seine Sinne hatte, sie zur unumschränkten Herrin der Lage, und sie hätte nicht ein Weib sein müssen, um im ungewissen darüber zu sein, auf welche Art sie sich ihrer unwiderstehlichen Waffen zu bedienen habe.

Die bloße Vorstellung, daß er sie verlieren könnte, reichte hin, Rudolf Eggers' Zorn in Bestürzung zu verwandeln. „So soll ich mich vielleicht noch bei dir bedanken, daß du mir die Unwahrheit sagtest, daß du mich länger als ein Jahr in Unkenntnis deiner Vergangenheit erhieltest? Nicht darauf kommt es jetzt an, ob ich eine ehemalige Schauspielerin geheiratet hätte oder nicht, sondern darauf, daß du mich so viele Monate hindurch belogen, daß du mich um alles Vertrauen in deine Aufrichtigkeit gebracht hast. Kannst du dich gegen diesen Vorwurf verteidigen, so tu's — ich bitte dich inständig darum, denn der Gedanke, künftig nicht mehr an dich glauben zu dürfen, macht mich ja beinahe toll."

„Womit sollte ich mich verteidigen? Was könnte ich noch zu meiner Rechtfertigung sagen, wenn es in deinen Augen nicht Rechtfertigung genug ist, daß ich dir nicht eingestehen wollte, was mir möglicherweise

deine Liebe gekostet hätte? In der ersten Woche nach der Hochzeit hättest du mir's wahrscheinlich noch verziehen. Aber wenn man schon elf Monate verheiratet ist, findet man eine aus übergroßer Zuneigung begangene Sünde nicht mehr so leicht verzeihlich — nicht wahr?"

Die leichte Bitterkeit im Klange ihrer Frage berührte ihn wie ein Vorwurf, den er vollkommen verdient habe. Lag es denn nicht offen zu Tage, daß sie ihm ihre Vergangenheit nur deshalb verheimlicht hatte, weil sie ihn zu verlieren fürchtete? Und kam es ihm zu, sie deshalb zu verdammen — ihm, der ihr eine so unendliche Fülle nie geahnten Glückes verdankte und der sich ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorzustellen vermochte?

Er war schon besiegt, und daß sein Selbstgefühl sich noch ein wenig dagegen sträubte, die Niederlage einzugestehen, konnte die junge Frau, die jedes Stirnrunzeln und jedes Wimpernzucken an ihm kannte, nicht mehr darüber täuschen, daß ihr Triumph ein vollständiger sei. Es erregte sie nicht, daß er ihr die Antwort schuldig blieb und wieder im Zimmer umherzuwandern begann. Gelassen wartete sie, bis er das Schweigen brechen würde, und es kostete ihr sogar einige Mühe, ganz ernsthaft zu bleiben, wenn sie die ungewissen, fast zaghaften Seitenblicke gewahrte, die er von Zeit zu Zeit zu ihr hinüberwarf.

Endlich blieb er neben ihrem Sessel stehen. „Auch meiner Tante hattest du nichts von — von deiner Bühnentätigkeit gesagt?"

„Nein. Ich hatte keine Veranlassung dazu, denn als ich mich auf ihr Inserat meldete, befragte sie mich nur nach meiner Herkunft und danach, ob ich bereits eine ähnliche Stellung bekleidet habe. Ich war der Meinung, daß es für sie weniger auf meine Vergangenheit ankäme, als auf eine treue Erfüllung der über-

nommenen Pflichten. Und in dieser Hinsicht — denke ich — hätte ich mir dann auch nichts zu schulden kommen lassen.“

Ihr Gatte war sichtlich froh, daß sie ihm die Möglichkeit gab, ihr etwas Freundliches zu sagen. „Du hast hundertmal mehr getan als nur deine Pflicht — ich brauche dir das nicht erst zu bestätigen. Es war mehr die Aufgabe einer Krankenpflegerin als die einer Gesellschafterin, die dir bei der anspruchsvollen und grillenhaften alten Dame zugefallen war. Und während der letzten Wochen vor ihrem Tode, die ich auf ihren dringenden Wunsch in ihrer Nähe zubringen mußte, habe ich Gelegenheit genug gehabt, deine Aufopferung, deine Geduld, deine liebevolle Sorgfalt für die unbequeme launische Patientin, die dir doch nur eine Fremde war, immer aufs neue zu bewundern. Gerade das ist es ja gewesen, was mich gelehrt hat, dich zu lieben. Doch wozu sage ich dir das alles! Die Umstände, unter denen unsere Verlobung erfolgte, werden dir ja noch ebenso deutlich in der Erinnerung sein wie mir.“

Fanni nickte, indem sie wie traumverloren vor sich hin sah. „Ja, ich erinnere mich ihrer sehr gut,“ bestätigte sie. „Und ich erinnere mich auch an das, was du mir über deine Lebensanschauungen sagtest, als du um mich warbst. Eine so hohe Meinung hattest du von dem Beruf der Frau, und so streng waren deine Anforderungen an ihre makellose Reinheit, daß mir wohl der Mut entfallen mußte, dir von meiner Schauspielerinnenlaufbahn zu erzählen.“

Sie mußte irgend einen unglücklichen Ausdruck gewählt haben, denn dem Baumeister schoß plötzlich aufs neue das Blut ins Gesicht — diesmal bis in die Stirn hinauf, und so ungestüm, ja brutal erfaßte er das Handgelenk seiner Frau, daß sie erschrocken zusammenfuhr

und mit angstvoll erstauntem Blick zu ihm aufsah. „Hättest du — hättest du mir denn damit auch noch anderes gestehen müssen — Schlimmeres? Du weißt, was ich meine, Fanni! Sage mir die Wahrheit, sage mir wenigstens jetzt die ganze Wahrheit! Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich von nun an mit diesem fürchterlichen Zweifel umhergehen müßte. Herr Gott im Himmel, ich dürfte ja keinem anständigen Menschen mehr in die Augen sehen."

Fanni war bleich geworden. Diesen Leidenschaftsausbruch hatte sie nicht mehr erwartet. Und deutlicher als vorhin bei ihrem Eintritt las sie jetzt in Rudolfs Zügen etwas, das ihr Furcht einflößte.

„Laß doch meinen Arm los — du tust mir ja weh!" sagte sie, indem sie sich aus seinem eisernen Griff zu befreien suchte. „Möchtest du mich nicht vielleicht gar schlagen?"

Er gab sie frei, aber das beängstigende Feuer brannte noch immer in seinen sonst so ruhig blickenden Augen. „Nein, davor bist du sicher," brachte er mit heftig atmender Brust hervor und wie wenn er sich jedes Wort mühsam abringen müßte. „Aber ich — ich wäre vielleicht im stande, dich zu töten, wenn du mich auch — auch darin betrogen hättest."

Fanni lachte laut auf. Es hatte ein spöttisches Lachen sein sollen, aber es klang etwas gezwungen. „Weiter nichts?" sagte sie mit zuckenden Lippen. „Von dieser gewalttätigen Seite habe ich dich ja gar nicht gekannt. Und worin könnte deiner Vermutung nach mein todeswürdiges Verbrechen bestanden haben? Denn ich habe bis zu diesem Augenblick noch nicht das Vergnügen, dich zu verstehen."

Ihr Mienenspiel strafte die erheuchelte Sicherheit ihrer Rede Lügen. Aber der Baumeister sog nichts-

destoweniger die erlösende Hoffnung begierig ein, die ihre Worte in ihm weckten.

„Du verstehst mich nicht? Du hattest dir also nichts vorzuwerfen — merke wohl auf: ganz buchstäblich genommen — nichts? Es war keine Lüge, als du mir sagtest, daß dein Herz noch nie einem anderen Manne gehört habe?"

Seine Augen hingen an ihren Lippen, als erwarte er von ihnen ein Urteil über Leben und Tod. Die sonst kaum sichtbare Arterie an seinen Schläfen war hoch aufgeschwollen, und in seinem Gesichte zeigten sich Furchen, die Fanni bisher niemals darin wahrgenommen. Kaum je, selbst nicht in Momenten größter Abspannung, hatte er so alt ausgesehen wie in diesem Augenblick; dem blühenden jungen Weibe, das sein angstvoll flackernder Blick fast verzehrte, erschien er eine Sekunde lang wie ein Greis.

Und die Furcht, die sie vor ihm empfand, erzeugte in ihr zum ersten Male ein Gefühl des Widerwillens gegen diesen Mann, der sie mit seinen Fragen peinigen durfte, weil Gesetz und Sitte und ihr eigener Wille ihn zum Herrn über ihr Schicksal gemacht hatten.

„Ich antworte nicht, wenn man mich beschimpft," erklärte sie trotzig. „Wenn du dich berechtigt glaubst, mir alles beliebige Schlechte zuzutrauen, nachdem du erfahren hast, daß ich beim Theater gewesen bin, so erachte ich es unter meiner Würde, mich dagegen zu verteidigen."

(Fortsetzung folgt.)





Die Lügenmarie.

Erzählung von Luise Westkirch.

Mit Illustrationen von A. Wald.



Der Hof lag zwischen hohen Hinterhäusern, lang und tief, wie der Boden einer Zisterne. Der Rauch aus dem Schlot der Wachstuchfabrik hing als schwarzgelbe Wolke darüber und mischte seinen niederrieselnden Ruß mit dem der Herdfeuer, auf denen das Abendbrot kochte. Dennoch stand vor einer der Türen noch eine Gruppe müder Menschen, um die Abendkühle, den Feierabend zu genießen. Die kurze Pfeife im Munde, rieb Bäseke, der Tischler, behaglich seine Schulter am Pfosten der Tür. Er war verheiratet, selbständig, ein fleißiger Mann, der wohl hätte vorwärts kommen können, wenn der gesunde Hunger seiner Sechse ihm nicht jeden Groschen Verdienst aufgezehrt hätte. Das ewige Kaffeetrinken hatte ihn mager und hohlbackig gemacht.

Sein Gegenüber, der Schmied Petersen, war im Gegenteil rund und stämmig, er arbeitete in einer Fabrik, war ledig und ließ sich nichts abgehen. Trotzdem ein wortkarger, mürrischer und bei all seiner Massigkeit scheuer Patron. Seine Wirtin, Meiersch-Mutter, sagte von ihm, das Sprechen würde ihm wohl im „Kitt-

chen"*) abgewöhnt worden sein. Sie sagte das aber nur zu Vertrauten und wenn er weit weg war.

Jetzt hockte sie auf den Steinstufen vor dem Haus, die Arme in ihre blaue Schürze gewickelt, eine fuchsige Haube auf dem grauen Scheitel, an der Seite der blonden Dora aus der Federnfabrik, die auch bei ihr wohnte, und kreischte vor Lachen über die Witze, die der schöne Ede riß, ein überlanger, zappeliger Bursche mit einem dünnen Ziegenbärtchen, ehemaliger Friseurgehilfe, jetzt Spinner. In diesem Augenblick war er bemüht, mit der blonden Dora anzubandeln, die ihn mit unzerstörbarem Phlegma in Schach hielt.

Aber auf einmal wandten Männer und Weiber die Köpfe. Das Gespräch stockte.

„Die Marie! Da kommt die Marie! Guten Abend, Marieken!"

Über das ungleiche Pflaster des Hofes kam mit wiegenden Schritten ein junges Mädchen. Goldene Ringe schaukelten in ihren Ohren, keck saß der große Rosenhut auf ihrem schwarzen Haar, in dem von der Arbeit in der Fabrik noch einzelne Jutefäserchen hingen. Sie war groß und schlank, die Taille mit zwei Händen bequem zu umspannen, ihr billiges Kleid vom modernsten Schnitt. Das Gesicht war auffallend blaß, sehr schmal, mit kleinem, rotem Mund. Die Augenbrauen, wie mit dem Pinsel gezogen, wölbten sich bis in die Stirn hinauf. Die Augen waren grau, orientalisch geschlitzt und mit dichten Wimpern bestanden. Eine tolle Lustigkeit sprach daraus.

„Ja, Marie, wo steckst denn du seit Feierabend?" fragte Bäseke, der Tischler.

Das Mädchen stellte sich zu den plaudernden Männern. „Ich hab' meine Jugendfreundin getroffen, den-

*) Gefängnis.

ken Sie. Gerade wie ich aus der Fabrik kam. Fünfzehn Jahre hatten wir uns nicht gesehen."

„Ich meine, Sie sind selber erst zwanzig?" brummte Petersen, der Schmied.

Marie achtete nicht auf den Einwand. Sie schlug



schwärmerisch die Augen zum Himmel auf. „Sie fuhr in einer pikfeinen Equipage. Sie hat nämlich einen Grafen geheiratet, meine Freundin. Ja. Sowie sie mich sah, schrie sie: „Kutscher, anhalten!" Und dann 'raus, faßte mir bei der Hand und sagte: „Ich habe dir nie vergessen, liebe Marie." Und denn wollte sie mir gar nich wieder von sich lassen."

Meiersch-Mutter kicherte in ihre Schürze. „Eine

Gräfin! Eine Gräfin! — Nein, hören Sie doch, 'ne Gräfin!"

„Warum lügen Sie eigentlich immer so fürchterlich?" fragte der Schmied grob.

Sie fuhr auf. „Sie ungezogener Mensch, Sie! — Und meine Freundin ist doch 'ne Gräfin."

„Nee, so laß ihr doch," mahnte Bäseke, der Tischler, und hielt die Hand fest, die Peter ausstreckte, um das Mädchen zu schütteln. „Als unsere Frida an den Windpocken lag, und kein Mensch was mit ihr aufstellen konnte, hat die Marie sie still und zufrieden gekriegt bloß mit ihren Geschichten, und was ein Kind gern hört, da kann nichts Unrechtes bei sein. Laß du dir nicht stören, Marieken. Erzähl' nur weiter."

Das Mädchen lächelte schnell besänftigt. „Meine Freundin hat mir Grüße gebracht von einem Freund ihres Gatten. Das ist ein Offizier, ein bildschöner Mensch. Und nobel. Immer so 'n „Siehste mir auch-Glas" im einen Auge." Sie senkte die Lider. „Der mochte mir nämlich mal gern leiden."

„Na, dann sind Sie ja fein 'raus," sagte der Schmied. „Denn halten Sie den man feste. Der Weber schnappt Sie nächstens doch ab."

Die Lider des Mädchens schlugen ein paarmal. Es war ein eigenartiges Flimmern in den Augen darunter, aber sie schüttelte den Kopf, und ihre Lippen lächelten wegwerfend.

„Nee, ohne Spaß," bestätigte Stracks, der Friseur, dem es gelungen war, sich noch auf die Stufen neben die blonde Dora zu klemmen, „sehen Sie sich vor, Marieken. Der poussiert jetzt mit 'nem Sparkassenbuchmädchen. Die Sorte kenn' ich. Die schreit nach 'm Standesamt, legt sich 'nen Mann für ihr Alter fest wie ihren Monatslohn. Was ich Ihnen sage: sehen Sie sich man vor!"

„Nee, nee, nee.“ Sie hielt sich die Ohren zu und drehte sich übermütig um sich selbst.

„Eine Noble hat er sich ausgesucht, alles, was recht ist,“ meinte Meiersch-Mutter und sah mit grausam neuzierigem Blick auf Marie.

„Wen denn? Ja, wer soll denn das sein?“

„Kennen Sie die Neue von Geheimrat Prellers? Die Minna?“ Der ehemalige Friseurgehilfe fragte das. „Der Weber fährt immer die Kohlen hin. Neulich hat sie ihn in der Küche abgeküßt, schwarz wie er war. Der Briefträger sagt, sie hätte einen Schnurrbart gehabt bis an beide Ohren. Aber reich! — Zweitausend Mark! — Der Mann hat ihr Buch gesehen.“

Marie war etwas blasser geworden, aber sie lachte weiter in ihrer fahrigen Art. „Die Minna, ach so, die Minna von Prellers! — Ja, ich weiß, ich weiß wohl. Aber sie tut nur so. Der Karl tut auch nur so. Die hat einen anderen.“ Sie sah starr geradeaus und sprach eintönig, als läse sie die Worte irgendwo an der Hauswand gegenüber. — „Einen Dunkeln. Er kommt übers Wasser, hat einen blauen Anker auf der Hand und silberne Ringe in den Ohren. Den heiratet sie. Die anderen hat sie nur zum Narren — haha — zum Narren! Den Karl auch. Und der Karl denkt gar nicht an sie. — Ach, was schwatz' ich da mit euch! Ich weiß, was ich weiß. — Ist der Karl schon daheim? — Nich? — Das ist gut. Da muß ich mir ja tummeln. Ich will ihm Puffer backen.“

Mit raschelnden Röcken eilte sie ins Haus.

„Ist das ein Lügenmaul!“ entrüstete sich der Schmied.

Die blonde Dora, die noch kein Wort geredet hatte, tat zum ersten Male den Mund auf. „Wollt ihr wissen, wer der ihre Gräfin ist? Die alte Kartenschlägersche, die Pieske. Aus der ihrer Tür hab' ich sie schleichen

sehen. Von der hat sie's auch, daß der Minna ihr Zukünftiger übers Wasser kommen soll."

Die Männer lachten schallend.

Meiersch-Mutter schüttelte sich vor Vergnügen. „Die Piefke! Nee, nee, nee, die Piefke! Und lügt uns vor von 'ner Gräfin! — Nee, nee, nee! — Ja, die Manns-leut'! — Der Weber is nu so 'n solider anständiger Mensch, und hängt sich an so 'ne windige Person!"

„Guten Abend!" unterbrach der Schmied mit starker Betonung. Alle sahen auf. Durch den schmalen Hof kam der, von dem sie redeten. Er ging bedächtig, mit dem schweren Schritt eines, der vom Morgen bis zum späten Abend harte Arbeit verrichtet hat. Sein blauer Leinwandkittel war sauber. Er hatte sich, als er seinen Gaul einstellte, im Stall abgewaschen und umgekleidet. Aber ein letzter Rest von Kohlenstaub haftete beharrlich auf Stirn und Wangen. Und auf diesem schwärzlichen Grund erschien das Blau seiner Augen auffallend grell. Etwas Hochmütiges lag in seiner Erscheinung und in seinen Bewegungen — der Stolz darauf, Pferd und Wagen zu eigen zu haben und mit hartem Fleiß vorwärts zu kommen.

„Wirst schon erwartet, Karl," sagte der Schmied und deutete mit dem Daumen über die Schulter ins Haus.

„Laß dir aber auch was merken, Karl, wenn's zum Standesamt geht," witzelte der ehemalige Friseurgehilfe. „Keine Müdigkeit vorschützen. Ein Faß Aktienbier muß es schon sein."

„Er meint, wenn Sie mit der Marie Hochzeit machen," verdeutschte Meiersch-Mutter.

Unter der schwärzlichen Haut des Kohlenhändlers stieg langsam das Blut empor. „Mit der narrigen Person mach' ich keine Hochzeit."

„No, no, no," mahnte Bäseke, der Tischler. „Warum denn nich? Geld und Gut alleine machen's nich. Meine Frau hat doch auch weiter keine Aussteuer gehabt als ihr gutes Herz. Und 's geht, siehste, es geht — hart, aber man zwingt's. Und Spaß macht's einem obendrein. Ein gutes Herz hat die Marie auch."

„Und das nötige Bargeld flunkert sie dir dazu. Alle Tage tausend Mark," brummte der Schmied. „Mit Prellers Minna is es ja doch Essig."

„Denn die kriegt einen Seemann," sagte die blonde Dora und wollte vor Lachen ersticken.

„Was wissen denn Sie?" Karls Faust zuckte. Er war keiner, der Spaß verstand.

Die Weiber kreischten auf. „Ruhig, nur ruhig!" mahnte Meiersch-Mutter. „Wir wissen doch gar nichts, Herr Weber, gar nichts. Fragen Sie die Marie. Die weiß es, nicht wahr? Die hat's uns erzählt. Was die uns alles erzählt hat!"

Weber zog die Brauen zusammen und ging ohne ein weiteres Wort ins Haus.

Aber Bäseke, der gutmütige Tischler, war traurig. „Nee, Meiersch, so was muß man nich machen! Nu wird er die Marie verhauen."

Die Frau stand zornig auf. „Geschieht ihr recht, der affigen Person. Kann so 'n Mächen nich bei mich oder einer anderen ordentlichen Frau auf Loschi wohnen wie Fräulein Dora auch? Muß die wohl eine Kammer für sich haben? Nee, mit so einer hab' ich kein Mitleid." —

Inzwischen stieg Karl Weber die Treppen hinauf. Ein großer Zorn brannte ihm im Herzen. Er wollte die Minna heiraten und ihre zweitausend Mark, um dadurch seinen kleinen Kohlenvertrieb zu einer richtigen Kohlenhandlung mit Lagerplatz und Kontor zu erweitern,

denn er war ehrgeizig. Wenn der Bajaz, die Marie, sich unterstand, ihm da entgegenzutreten, Klatschereien zu machen, so mochte sie sich vorsehen. Er hatte schon lange die Absicht gehabt, mit ihr zu brechen, aber zu seiner eigenen Verwunderung noch nie den Mut dazu finden können. Jetzt war er wohl in der richtigen Stimmung.

Er stieg, solange es Treppen gab. Ohne anzuklopfen öffnete er eine Tür. Eine mäßig große Dachkammer lag vor ihm, von einer kuppellosen Lampe, die über dem Kochöfchen hing, dürftig erhellt. Auf Tisch und Stühlen lagen Kleidungsstücke und Eßvorräte durcheinander, eine Menge Dinge, die dort nicht hingehörten. Dennoch hatte das Zimmer etwas Behagliches. Vielleicht kam das von der weichen Stimme her, die leise summend, wie die zu Tönen gewordene Fröhlichkeit, es bis in die fernsten Ecken erfüllte. Marie stand, die Ärmel aufgestreift, eine Schürze über das Kleid gebunden, am Kochofen und stocherte in der Pfanne, in der die Kartoffelpuffer brieten und spritzten.

Beim Geräusch, das der Eintretende machte, wandte sie sich um und nickte ihm zu.

„Gleich sind sie fertig, Karl. Fein, fein! — Weißt du, als ich noch in Stellung war, hat die Frau Amtsrichter immer gesagt: „Die Marie muß bei uns bleiben. So 'ne Kartoffelpuffer wie die backt keine." — Aber wie konnt' ich denn bleiben? Haha! Ich wollt' doch zu dir."

„Zu mir oder zu einem anderen," sagte er höhnisch.

Sie wandte sich. Zornig schlug sie auf den Tisch. „Nein!" Aber dann lächelte sie wieder, trat zu ihm und streichelte seine Wangen. „Karlchen, Karlchen! Was denn nur? So hart hast du arbeiten müssen, daß du knurrig bist? Komm, komm."

Er stieß sie heftig zurück. „Was hast du Meiersch-Mutter und den anderen draußen wieder vorgelogen? He?“

Sie ward rot. Aber noch lachte der Schelm aus ihren Augen. „Die Leute fragen so viel —“



„Hast du mir versprochen, das Lügen zu lassen? — Ja oder nein!“

Da kroch sie in sich zusammen. In seiner Stimme klang etwas Fremdes. „Ich will's nicht wieder tun,“ sagte sie demütig.

„Wer dir noch glaubt!"

Sie sah ihn an mit ihren Schelmenaugen, in denen doch eine seltsame Tiefe war. „Du."

„Gepfiffen!" schrie er wütend. „Nicht ein Wort glaub' ich dir mehr, überhaupt — du hast dein Versprechen nicht gehalten. Nun halt' ich dir meins auch nicht. Verstehst du?"

„Karl — Karl! Sei doch gut! Ich will's gewiß, gewiß und gewiß nicht wieder tun," bettelte sie.

Er trat zurück. „Das hast du schon so oft versprochen. Ich mag's gar nicht mehr hören. Geradezu ekelhaft bist du mir mit deiner Verlogenheit. Aber jetzt ist's fertig. Wenn du mir auch noch so viel Lügen dazwischen bringst, ich heirate doch die Minna von Prellers. — So, jetzt weißt du's!"

Sie fuhr zusammen. „Die Minna!" Und dann lachte sie glucksend. „Siehst du, jetzt lügst du."

„Fällt mir gar nicht ein. Ich will ein rechtliches Mädchen zur Frau, keine Schlumpe, kein Lügenmaul, wie du eins bist."

Sie hielt sich mit der Hand am Tisch. Wieder war das eigenartige Flimmern in ihren Augen. „Dich hab' ich noch nie belogen," sagte sie langsam. Und dann stürzte sie zu ihm und hing sich an seinen Arm. „Nein, nein, nein, du tust das nicht! Du kannst mir das nicht antun! Du willst mich nur bange machen, strafen. — Aber so hau mich doch! Hau mich wie sonst. Das hab' ich verdient. Das andere — das hab' ich nicht verdient. — Du tust's auch nicht. Du tust's nicht, Karl! Sag, daß du's nicht tust!"

Es klang eine solche Angst in ihrer Stimme, daß er fast schwankend wurde, aber er fühlte, wenn er überhaupt loskommen wollte, mußte er diesen günstigen Augenblick benützen. Er biß die Zähne zusammen.

—

„Denkst du, ich red' in den Tag hinein wie du? — Was ich gesagt hab', bleibt gesagt. Aus ist's zwischen uns. Aus und vorbei!"

Sie war auf einen Stuhl gesunken und schluchzte leise vor sich hin. Er stand abgewandt und pfiff. Auf dem Ofen verprotzelten unbeachtet die Puffer.

Nach einer Weile begann sie wieder: „Was hab' ich denn nur so Böses getan? — Ein bißchen geflunkert — zum Spaß bloß. Nichts Schlechtes hab' ich nie herumgebracht, von keinem Menschen. Und darum —!" Sie schrie auf und stürzte zu ihm hin. „Karl, verlaß mich nicht! Ich will dir ja nicht im Weg sein. Bin ich dir je im Weg gewesen? Ich mach' mich ganz klein. Du sollst mich gar nicht merken. Ich hab' doch niemand als dich. Wie die Säge dir damals den Finger abgeschnitten hatte, bin ich je von deinem Bett gewichen? Als du Geld brauchtest, um ein Kohlengeschäft anzufangen, hab' ich dir nicht all mein Erspartes gegeben und meine Wäsche aufs Pfandhaus getragen ohne ein Wort?"

Er hatte abgewandt gestanden. Jetzt kehrte er sich zornig zu ihr. „Denkst du, ich will deine paar Kröten behalten? Morgen zahl' ich sie dir heraus mit den Zinsen dazu. Dann sind wir fertig miteinander."

Mit weit offenen Augen starrte sie zu ihm auf, und trotz seiner Härte erschrak er vor dem entrückten Blick ihrer flimmernden Augen.

„Wenn du die Minna heiratest, renn' ich ins Rad," sagte sie leise.

Er ärgerte sich über sie, über sein eigenes Empfinden. „So 'ne Drohung laß lieber unterwegs, hörst du? Ich bin der Dumme nicht, der darauf 'reinfällt. Und wenn du dich unterstehst, was gegen die Minna oder mich zu unternehmen — sieh dich vor!"

Er ging aus der Tür und stieg hinunter in seine Kammer. Es war ihm eine Erleichterung, daß sie ihm nicht nachlief. Sie würde sich schon drein finden — natürlich! Nicht ernst zu nehmen war sie, die Marie, nicht in ihrer Freude, nicht in ihrem Kummer. Ihr Lachen, ihre Tränen — alles Possen. Ein rechter Hemmschuh für einen Mann. Gut, daß er diesmal den Mut gefunden hatte, sie von sich abzustreifen.

— — — — — — — — — — — —

Marie wanderte am nächsten Morgen in die Fabrik, und alle Morgen während der nächsten Wochen, als wäre nichts vorgefallen. Wenn etwas an ihr auffiel, war es, daß sie noch fahriger in ihren Bewegungen war, noch lauter lachte, lauter sang, und daß ihre Augen ein noch irreres Flimmern hatten.

Meiersch-Mutter und der Schmied unterließen nicht, sie über ihr Verhältnis zu Karl auszufragen. Der Bruch zwischen dem Paar war aber offenbar. Karl bemühte sich um Prellers Minna so gewaltsam, daß er, wie der Friseurgehilfe sich ausdrückte, „per Blitzzug aufs Standesamt zuschlidderte".

Aber auf alle Fragen und Vorhaltungen lachte Marie ihr törichtes Lachen. Ihr Karl ihr untreu? — Ah nein. Das wußte sie besser. Der tat nur so. Sie tat auch nur so. Das Ganze war ein Spaß. Von der Minna auch. Die Minna heiratet ihn sicher nicht — nie! Das hing anders zusammen. Sie deutete Geheimnisse an, spann phantastische Geschichten aus. Der Schluß war immer: Die heiraten nicht. Der Karl heiratet mich, nur mich.

Sie blieb auch dabei, als Bäsekes Frau, von Mitleid für das Mädchen getrieben, an dem ihre Kinderschar mit zärtlicher Liebe hing, ihr zuredete. Von dem Geld, das Weber ihr richtig herausgezahlt hatte, kaufte

sie sich Kleider, putzte sich heraus wie ein Pfau, und viele Burschen liefen ihr nach. Sie narrte sie mit lustigen Geschichten. Sobald einer ernstliche Absichten zeigte, lachte sie ihn aus.

Weber, der seine Kammer im Haus nicht aufgegeben hatte, hielt sich zurück und machte einen Bogen, wenn er das Mädchen von fern sah. Sie suchte ihn auch nicht. Nur einmal, als er in der Dämmerung allein auf dem Hof stand, strich sie an ihm vorbei und sah ihn an, lange, traurig und zärtlich. Dieser Blick folgte ihm in den Schlaf der Nacht. Aber kann ein strebsamer Mann sich sein Leben verderben, weil ein närrisches Ding sich wie eine Klette an ihn hängt? — Er war mit der Minna jetzt ganz im reinen, sogar schon aufgeboten. Alle Sonntage führte er sie aus. Dann besprachen sie ihren künftigen Haushalt. Ein wirtschaftliches Mädchen war die Minna, helle, und sah auf den Groschen. Er würde emporkommen mit ihr. Da schadete es nichts, daß sich ihre Ellbogen ungemütlich spitz ihm in die Seite bohrten. So oft er jetzt an den Schildern der großen Kohlenfirmen vorüberkam, sah er trotzig zu ihnen auf. In Jahr und Tag zählte sein Name mit in der stolzen Reihe. Das kam so sicher, wie auf Weihnachten Ostern folgt. Mit seiner zähen Beharrlichkeit und dem Kapital Minnas setzte er's durch.

Nur die unkluge Dirne, die Lügenmarie, fiel wie ein Schatten in sein werdendes Glück. Er gab sich alle Mühe, sie sich aus dem Sinn zu schlagen. Trotzdem, je näher sein Hochzeitstag rückte, um so mehr mußte er an sie denken. Wie unter einem geheimen Zwang beobachtete er sie.

Einmal, als er Abends von seiner Minna kam, huschte sie an ihm vorüber die Treppe hinauf. Ein

eigentümlicher Schauer durchrieselte ihn, als ihre raschelnden Röcke ihn in der Enge streiften.

„Also übermorgen?“ sagte sie dabei leise, neckisch lachend.

Aber im Licht des schirmlosen Öllämpchens sah er ihre Augen unheimlich flimmern.



„Ja,“ stieß er barsch hervor.

„Um zehn?“

„Um elf.“

„Also gut. Übermorgen um elf.“ Sie lachte hell

und lief mit raschem Schritten an ihm vorüber in ihre Tür.

Er aber stand und starrte ihr nach. Warum fragte sie das? — Er mußte ihrer Drohung gedenken. — Ach — Albernheit! — Wer dergleichen droht, führt's niemals aus. Der sollte er das glauben, die nie ein wahres Wort gesprochen hatte?! —

Es ging ihm doch nach. Den ganzen Hochzeitsmorgen war er unruhig. Noch als seine Braut vor ihn hintrat im soliden schwarzen Seidenkleid, einen armdicken Myrtenkranz über dem straff gescheitelten Haar, mußte er an die Marie denken — auch vergleichen. Die dumme Dirne hatte das höllisch heraus, sich aus den billigsten Lappen einen Schmuck zu machen, der sie eigenartig heraushob aus allen ihresgleichen, während er sich nicht verhehlen konnte, daß Minna in ihrem Hamburger Häubchen und ihrer Küchenschürze weit besser aussah als in dem kostbaren Staat.

Nachher bei der Trauung, wo er aufzupassen hatte, daß er an der richtigen Stelle ja sagte, und rechtzeitig zum Ringwechsel den weißen Handschuh von seiner steifen rechten Hand herunterbekam, vergaß er die Marie. Und dann kam eine Art Gehobenheit über ihn, die Befriedigung, das Rechte für sich getan zu haben, den Grund gelegt zu haben zu einer erfreulichen Zukunft. Er kniff seine Braut ganz vergnügt in den Arm, schüttelte den Zeugen und Gästen herzhaft die Hände und wurde beinahe gesprächig.

Bei einer Tante Minnas wurde die Hochzeit gefeiert. Es gab warmes Mittagessen. Aber die Mahlzeit verzögerte sich, weil Bäsekes Frau, die ihrer Kinder wegen nicht mit zur Kirche gegangen war, ausblieb. Schon begann die Braut gekränkt die Lippen zu kneifen, und Bäseke wurde zornig.

Da kam sie endlich — ganz außer Atem.

„Bitte, nehmen Sie's nicht für ungut, Frau Weber. Aber wenn man so was mit ansieht! — So ein junges Leben! — Man ist doch ein Mensch. — Und ich hab' immer was für ihr übrig gehabt —"

„Was denn? Was ist's denn, Frau Bäseke?"

„Red' verständlich, Frau," brummte Bäseke.

„Hab' ich's nicht gesagt? — Die Marie! Ja. — Ein Unglück in der Fabrik. Eben als ich fortgehen wollte, haben sie sie gebracht. Der Doktor sagt, sie macht's keine Stund' mehr. — Meiersch-Mutter will so lange bei ihr bleiben."

Es wurde auf einmal ganz still um den Tisch. Alle sahen Karl Weber an. Der hatte sein Messer hingelegt. Seine harten Augen starrten weit offen auf die schwatzende Frau, und sein Gesicht war so weiß wie das Tischtuch der Hochzeitstafel.

„Wann — wann ist das geschehen?" Die Stimme war heiser, stockend.

„Wann? — Nun, so um elf muß es gewesen sein."

Da stand er auf. Er sah nicht auf seine Braut. Er sah keinen der Gäste an. Mit zitternder Hand nahm er den Hut vom Nagel und ging hinaus. Er überlegte nicht. Er mußte tun, was er tat.

Auf dem ganzen langen Weg hatte er nur einen Gedanken: Wenn sie das getan hatte um seinetwillen, dann hatte er umsonst Hochzeit gehalten, dann war's nichts mit seiner Zukunft. Er kannte sich. Mit all seiner zähen Energie würde er darüber nicht hinwegkommen. Und heiß brannte in seinem Herzen der Wunsch, daß es wirklich nur ein Unfall sein möge — oder doch nicht tödlich, wenigstens nicht tödlich!

Wie im Traum erreichte er das Haus. Auf der Stiege standen Menschen. Er schritt zwischen ihnen durch, als wären es Schatten. Ihre Tür oben stand

offen, eines der Bäsekeschen Kinder kauerte auf der Schwelle. Drinnen schrillte die Stimme von Meiersch-Mutter.

Gerade kam ein Herr aus der Tür, offenbar der Arzt.

Karl Weber bewegte die Lippen, die Frage wollte nicht aus der gepreßten Kehle.

Der Arzt verstand ihn aber, zuckte die Achseln und machte eine abwehrende Handbewegung.

Schwindlig trat er ein. Menschen drängten sich in der Kammer. Meiersch-Mutter Mundwerk ging wie eine Mühle.

Er schob alle zurück und drängte sich durch.

„Marie!"

Sie lag auf ihrem schmalen Bett, die Augen halb geschlossen, als ob sie schliefe. Unverletzt Kopf und Gesicht. Barmherzige Hände hatten die Decke über den zermalmten Körper gezogen. Hastig und unregelmäßig ging ihr Atem.

„Marie!"

Beim Laut seiner Stimme schlug sie die Augen auf, eifrig suchend, und als sie ihn erkannten, ging ein Strahl von Freude über ihr Gesicht. Er aber achtete nicht der Zeugen um ihn her. Klein schien ihm vor der ungeheuren Angst in seiner Seele die Meinung der Menschen, die sonst sein Götze war.

„Marie! — Marie! — Sag' mir die Wahrheit — einmal in deinem Leben die Wahrheit! Hast du meinetwegen — weil ich — Marie!"

Er fiel vor ihrem Bett auf die Knie. Verzweiflung brannte in seinem Blick.*)

Sie richtete den Kopf mühsam auf und sah ihn an.

*) Siehe das Titelbild.

Sie begriff ihn, wie sie ihn immer begriffen hatte, nicht mit ihrem engen Verstand — nein, mit dem Gemüt. Langsam öffnete sie die Lippen. Ein Lachen kam darüber, ihr altes törichtes Lachen.

„Ach, du dummer Karl! Dich hatt' ich doch längst vergessen. Ein Zufall, nur ein Zufall —“

Ihr Kopf sank zurück. Es war ihre letzte Lüge.

Sie schenkte ihm das Leben.

Schluchzend lag er vor ihrem Bett auf den Knien. „Ein Zufall — nur ein Zufall!“ —

Aber in das Glück des Freigesprochenen mischte sich in seiner Seele ein seltsames Weh, als wäre etwas sehr Schönes unerkannt sein gewesen und von ihm gegangen in dieser Stunde. Er begriff sich selbst nicht. Weinen um die Lügenmarie!

Die Empfindung ging auch rasch vorüber in der Hast des Erwerbes, dem Fieber des Vorwärtskommens. Und nur manchmal, wenn die Rücksichtslosigkeit der Konkurrenten, die scharfe Tüchtigkeit seines Weibes seinen Stolz, seinen Ehrgeiz verwunden, zieht im Traum der Nacht die Sehnsucht durch seine Seele nach dem verachteten Mädchen unter dem grünen Rasen, deren goldenes Herz alle Härten des Lebens mit freundlichen Phantasien umsponnen.





Fürstinnen im Waffenrock.

Militärische Skizze von M. Elsner.

Mit 8 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

Seit langem ist es ein von den Souveränen Europas geübter Brauch, kraft der ihnen als oberste Kriegsherren zustehenden Befugnis die Herrscher befreundeter Staaten oder männliche Mitglieder ihrer Familien zu „Chefs" bevorzugter Regimenter zu ernennen. Je ruhmvoller die Geschichte des verliehenen Regiments und je angesehener die Stellung ist, die es in dem betreffenden Heere einnimmt, desto höher ist natürlich auch die damit erwiesene Aufmerksamkeit zu bewerten. Immer aber handelt es sich dabei lediglich um einen Akt fürstlicher Höflichkeit, der dem damit Bedachten weder besondere Rechte verleiht, noch ihm irgendwelche Verpflichtungen auferlegt, und dessen Folgen einzig in rein repräsentativen Äußerlichkeiten zu Tage treten. Der Inhaber oder Chef eines Regiments erhält die Befugnis, bei jeder ihm passend erscheinenden Gelegenheit die Uniform desselben anzulegen, und er nimmt in gewissen Zwischenräumen einen „Ehrenrapport" entgegen, der ihm gewissermaßen den Beweis liefern soll, daß sich das Regiment in einer seines hohen Inhabers würdigen Weise geführt hat. Auf die inneren oder äußeren

dienstlichen Verhältnisse aber erlangt er durch seine Würde keinen Einfluß. Der Oberst bleibt der eigentliche und einzige Kommandeur, der nicht von dem Re-



Auguste Viktoria, deutsche Kaiserin, Königin von Preußen.

gimentschef, sondern ausschließlich von den ihm direkt vorgesetzten Offizieren Befehle entgegenzunehmen hat, und es ist bisher niemals vorgekommen, daß eine mit so hoher Auszeichnung bedachte Persönlichkeit ihre

nominelle militärische Würde anders denn als eine rein dekorative aufgefaßt hätte.



Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, Schwester des deutschen Kaisers.

Daraus läßt sich denn auch die auf den ersten Blick vielleicht etwas befremdliche Erscheinung erklären, daß nicht nur Könige und Prinzen, sondern zuweilen auch fürstliche Frauen, denen die Beschäftigung mit dem rauhen Waffenhandwerk sonst sehr fern liegt, zu Chefs von Regimentern ernannt werden und damit das Recht zur Anlegung der betreffenden Uniform erhalten.

Bis in die jüngste Zeit hinein waren diese Fälle übrigens sehr selten. Der einzige weibliche Regimentschef in der preußischen Armee war Jahrzehnte hindurch die Gemahlin des Königs, und Kaiser Wilhelm II.

folgte nur einer im Hohenzollernhause zur Tradition gewordenen ritterlichen Sitte, als er seine erlauchte Lebensgefährtin, die Kaiserin Auguste Viktoria, die ihm als Prinzessin zu Schleswig-Holstein die Hand gereicht hatte, zum Chef des Füsilierregiments Königin (schleswig-holsteinsches) Nr. 86 ernannte. Der schaulustigen Berliner Bevölkerung bereitet es immer eine besondere Freude, wenn die hohe Frau bei Paraden in der, natürlich der hergebrachten weiblichen Kleidung angepaßten, militärischen Uniform vor der Öffentlichkeit erscheint, um so mehr als die Kaiserin dabei oft dem kleidsameren Waffenrock der Kürassiere vor demjenigen ihres Füsilierregiments den Vorzug zu geben pflegt.

Auch die Gemahlin des russischen Kaisers wird in der Rangliste als Chef eines Regiments geführt, das, zur Erhöhung der Auszeichnung, ihren Namen trägt, und zwar des 2. Garde-Dragonerregiments Kaiserin Alexandra von Rußland.

Eine wesentliche Erweiterung aber erfuhr der Brauch, fürstliche Frauen zu Regimentsinhaberinnen zu ernennen, in jüngster Vergangenheit dadurch, daß Kaiser Wilhelm II. nach und nach jede seiner vier Schwestern mit solcher Würde bedachte.

So ist die am 24. Juli 1860 geborene Prinzessin Charlotte von Preußen, die am 18. Februar 1878 dem hochgebildeten und durch seine wissenschaftlichen Neigungen auch in der Gelehrtenwelt zu Ansehen gelangten Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen zum Altar folgte, Chef des Grenadierregiments König Friedrich III. (2. schlesisches) Nr. 11. Die noch immer in jugendlicher Anmut prangende Fürstin hat die Uniform ihres Regiments oft und gern angelegt, und jeder, der Gelegenheit hatte, sie darin zu sehen, war entzückt von dem Reiz, den sie ihrer Erscheinung verlieh, obwohl die Erbprinzessin nur den

ganz schmucklosen Waffenrock zu tragen pflegt und auf die Anlegung der Ordensdekorationen, die zu tragen sie ein Recht hätte, verzichtet.



Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe, Schwester des deutschen Kaisers.

Die zweitälteste Schwester des Kaisers, Prinzessin **Viktoria** von Preußen, die am 12. April 1866 das Licht der Welt erblickte, steht zu der preußischen Armee ebenfalls in einem näheren Verhältnis dadurch, daß sie als Chef des 5. westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 geführt wird. Bekanntlich wurde diese zweite Tochter des unvergeßlichen Kaisers Friedrich am 19. November 1890 dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe vermählt, dessen Person aus Anlaß des lippeschen Thronfolgestreites jüngst einen Gegenstand besonderen Interesses bildete.

Ungleich seltener als ihre an deutsche Prinzen verheirateten Schwestern dürfte die am 14. Juni 1870 ge-



Prinzessin Margarete von Hessen, Schwester des deutschen Kaisers.

borene Prinzessin Sophie von Preußen Gelegenheit finden, sich mit der Uniform ihres Regiments, des Königin-Elisabeth-Garde-Grenadierregiments Nr. 3, zu schmücken.

Denn sie folgte am 27. Oktober 1889 ihrem jungen Gemahl, dem Kronprinzen Konstantin von Griechenland, nach dem fernen Athen, und die neuen Pflichten, denen sie sich mit einer vom griechischen Volke freudig anerkannten Hingabe widmete, haben ihr bisher nicht gestattet, in der alten Heimat militärischen Veranstaltungen beizuwohnen, bei denen sie sich in der ihr zustehenden kriegerischen Gewandung hätte zeigen können.


Viktoria, die frühere Großherzogin von Hessen.

Des Kaisers Friedrich und der Kaiserin Viktoria jüngste Tochter, die am 22. April 1872 geborene Prinzessin M a r g a r e t e von Preußen, seit dem 25. Januar 1893 vermählt mit dem Prinzen Friedrich Karl von

Hessen, verdankt der Liebenswürdigkeit ihres kaiserlichen Bruders ebenfalls ihre Ernennung zum Chef eines Infanterieregiments, dessen Waffenrock mit dem ordengeschmückten Brustteil sie vortrefflich kleidet. Es ist das Füsilierregiment v. Gersdorff (kurhessisches) Nr. 80, das die Ehre hat, die Kaisertochter bei besonderen Gelegenheiten an seiner Spitze zu sehen und ihr seine Rapporte zu überreichen.



Luise Margarete, Herzogin von Connaught, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Auch die als Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha am 25. November 1876 geborene ehemalige Großherzogin Viktoria von Hessen war in den Tagen, da der Glanz des Thrones sie umstrahlte, Inhaberin des Infanterie-Leibregiments Großherzogin (3. hess.) Nr. 117. Bekanntlich aber hat die hohe

Frau inzwischen die Wandelbarkeit aller irdischen Dinge an sich selbst erfahren müssen. Ihre am 19. April 1894 geschlossene Ehe mit dem Großherzog von Hessen wurde am 21. Dezember 1901 wieder geschieden; und wie ihr ehemaliger Gatte einen neuen Herzensbund bereits geschlossen hat, so wissen allerlei trotz wiederholter Ableugnungen immer von neuem auftauchende Gerüchte von einem nahe bevorstehenden gleichartigen Ereignis auch im Leben der geschiedenen Großherzogin zu erzählen.



Prinzessin Marie von Rumänien.

Außer den vier Schwestern des Kaisers ist es noch eine fünfte preußische Prinzessin, die in der Eigenschaft

eines Regimentschefs dem Verbande des preußischen Heeres angehört, und in diesem Falle handelte es sich wohl nicht allein um einen Ausfluß chevaleresker Galanterie des obersten Kriegsherrn, sondern zugleich um einen Akt der Pietät gegen einen der verdienstvollsten und populärsten Feldherren aus der ruhmvollen jüngsten Vergangenheit der Monarchie.

Das Infanterieregiment Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. brandenburgisches) Nr. 64 ist sicherlich stolz darauf, eine Tochter des schneidigen Reiterführers und Generalfeldmarschalls, des Siegers von Düppel, Gitschin und Metz, zum Chef zu haben. Am 25. Juli 1860 geboren, wurde Prinzessin Luise Margarete von Preußen am 13. März 1879 die Gemahlin des Prinzen Arthur von Großbritannien, Herzogs von Connaught, der eigentlich berufen gewesen wäre, als Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha in die Reihe der deutschen Fürsten einzutreten, der aber am 30. Juni 1899 für sich und seinen Sohn auf die Thronfolge in diesem Staate Verzicht leistete.

Muß auch die Verleihung von Regimentern an Damen als ein Brauch angesehen werden, der sich in größerer Ausdehnung neuerdings nur im deutschen, besonders im preußischen Heere ausgebildet hat, so fehlt es an Beispielen dafür doch auch nicht in anderen Ländern, und wir sind überzeugt, daß unsere Leserinnen mit lebhaftestem Interesse die beiden Bildnisse betrachten werden, die unsere Galerie von „Fürstinnen im Waffenrock“ beschließen sollen.

Das erste von ihnen ist ein Porträt der Prinzessin Marie von Rumänien, die, am 29. Oktober 1875 als Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha geboren, am 10. Januar 1893 den zum Nachfolger seines Oheims, des kinderlosen Königs Carol, ausersehenen Prinzen

Ferdinand von Rumänien heiratete und deren Liebreiz alle Welt entzückt. Die hübsche und elegante Uniform, in der sie auf unserem Bilde dargestellt wird, ist die des 4. Roschioriregiments, dessen Oberstinhaberin die Prinzessin durch Vergünstigung des Königs ist. Alljährlich am Weihnachtstage pflegt sie den reichverschnürten Attila und den Kalpak dieses vornehmen Kavallerieregiments anzulegen.



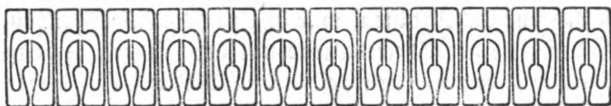
Prinzessin Elisabeth von Rumänien, Tochter des Thronfolgers.

Sie ist aber nicht die einzige fürstliche Dame, die in den Listen desselben geführt wird. Auch die Tochter des Thronfolgerpaares, die am 29. September 1894 geborene Prinzessin Elisabeth von Rumänien, hat seit Vollendung ihres neunten Lebensjahres das Recht, die Uniform des Roschioriregiments zu tragen, und mit ihrem reizenden,

feingeschnittenen Kindergesicht, ihrem reichen, flatternden Blondhaar ist sie der niedlichste kleine „Kamerad“, den sich Offiziere und Mannschaften nur immer wünschen können.

Daß selbst da, wo die Zahl der weiblichen Regimentschefs eine verhältnismäßig so große ist, wie im preußischen Heere, von irgendwelchem Einfluß des schönen Geschlechts auf soldatische Angelegenheiten keine Rede sein kann, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin aber sind diese als hohe Auszeichnungen gemeinten und empfundenen Ernennungen ein Beweis für die außerordentliche Wertschätzung des militärischen Standes, der in unserem waffenstarrenden Zeitalter allen Regierenden noch immer als die zuverlässigste Stütze ihrer Macht und als der sicherste Hort des ihrer Obhut anvertrauten Landes gilt.





Eine Bombenidee.

Amerikanische Humoreske von Hans Psychander.



1. (Nachdruck verboten.)

Ein ohrenzerreißendes Gequieke erscholl durch den klaffenden Bretterboden herauf.

„Ihr Himmelhunde, wollt ihr euren Rachen halten!“ Ein wütendes Fußstampfen begleitete diese Worte. „Ihr bringt einen ja um die großartigsten Einfälle! Das ist zum Hängen!“

In einem aus rohen Brettern zusammengezimmerten Raum saß an einem wackeligen Tisch, auf dem neben einem bauchigen Tintenfaß ein Pack zerschnittener Zeitungen, eine gewaltige Schere und ein handfester Revolver lagen, ein zur Wohlbeleibtheit neigender Mann mit gesundfarbigem, munterem Gesicht und blondem Backenbart in Hemdärmeln.

Mr. Will Battle, wie sich der in der Mitte der Dreißiger stehende Mann jetzt nannte, war der Chefredakteur und Besitzer des Weltblattes „Snoutville-Expreß“, das vierundfünfzig feste Abonnenten zählte und dazu noch einen täglichen Straßenverkauf von durchschnittlich zwölf Exemplaren hatte. Das ganze Druckereiinventar, die Druckerpresse mit einigen Setz-

pulten und Schriftkästen, war in dem Redaktionsbureau, in dem sich der Chefredakteur mit der Niederschreibung eines aus den Fingern gesogenen Mordanfalles soeben abmühte, untergebracht. Mr. Will Battle redigierte sein Weltblatt nicht nur, sondern setzte und druckte es auch eigenhändig und hatte zu allen diesen Obliegenheiten nur eine kleine Beihilfe in der Person des Mr. Ned Wright, eines achtzehnjährigen Burschen, den er schönrednerisch seinen Unterredakteur zu nennen beliebte.

Mr. Ned Wright, ehemals Stiefelputzer, war im Hintergrunde des Redaktionsbureaus mit der Abwicklung eines Rollballens, dessen Papier zur Herstellung der nächsten Expreßnummer verwendet werden sollte, beschäftigt, denn er vereinigte in sich auch die Stellung eines Hausknechtes, Druckereijungen und Zeitungsausträgers.

Der Chefredakteur und Druckereibesitzer Mr. Will Battle konnte sich rühmen, vor Jahren der lebenslustigste Offizier eines preußischen Dragonerregiments gewesen zu sein. Aber da er die rollenden Goldfüchse zu schlecht zu zügeln verstand, so hatte er freiwillig den bunten Rock mit der Zivilkluft vertauscht und war nach Amerika, dem Land der Freiheit und des Unternehmungsgeistes, gedampft. Das war vor sieben Jahren gewesen. Nach mancherlei Wechselfällen, die ihm aber nie seinen guten Humor zu trüben vermochten, hatte er die Stufe eines Maschinenputzers in einer Druckerei Chicagos erklommen. Er hatte dann allmählich setzen und drucken gelernt und war nun vor dreiviertel Jahren nach Snoutville im Staate Nebraska übergesiedelt, um einem dringenden Bedürfnis durch die Gründung des „Snoutville-Expreß“ abzuhelfen.

Snoutville war ein durch seine Schweinemast berühmtes Städtchen mit genau zweihunderteinundvierzig

Einwohnern. Da der „Expreß" trotz seines dreivierteljährigen Bestehens und der erstaunlichsten Darbietungen nicht entfernt im stande war, seinen Besitzer auch nur kümmerlich zu ernähren, so hatte sich auch Mr. Battle zur Steigerung seines Einkommens im Nebenamt auf die Schweinemästerei geworfen und in dem Kellergeschoß unter seiner Arbeitsstätte fünf Borstentiere untergebracht, ein Umstand, der allerdings wenig geeignet war, das Redaktionsbureau in einen guten Geruch zu versetzen.

Aber so notdürftig das aus ungehobelten Brettern zusammengenagelte Redaktionsbureau auch ausgestattet war, einen Schmuck besaß es doch. An der Wand in der Nähe des Redaktionstisches hing in geschmackvollem Bronzerahmen die Photographie eines anmutigen Mädchens von etwa zwanzig Jahren, dem ein sinnender Ausdruck in den großen Augen einen besonders anziehenden Zug verlieh.

„Grrr, grrgrr, grrrgrr, grrr!" kam es abermals von unten herauf.

„Wart, ich werd' euch, ihr Bestien!" Will Battle griff nach dem Revolver auf dem Tisch, richtete die Waffe auf den Fußboden, und ein donnernder Schuß dröhnte durch das Bureau. „Ned, warum fütterst du übrigens die borstigen Halunken nicht?" wandte sich der Chefredakteur nach seinem Unterredakteur um.

„Der Mais ist alle, Mister. Sie haben schon seit gestern nichts mehr gefressen."

„Dann kauf sofort eine Wagenladung für einen halben Dollar. Schade, daß wir unser Rüsselvieh nicht immer mit Zeitungspapier füttern können!" Mr. Battle holte nach längerem Suchen einige Silbermünzen aus der Westentasche hervor. „Und dann trabe," fuhr er fort, „gleich mit nach unserem Zentralpostamt und bring die Zeitungen und Briefschaften mit!" —

Eine Viertelstunde später erschien Ned wieder mit einem kleinen Sack Mais, einigen Zeitungen und einem Brief. Während der Unterredakteur den Mais durch eine Klapptüre in das Schweinegelaß hinabschü tete, betrachtete Will Battle den Poststempel des zierlichen Briefes.

„Chicago," murmelte er. „Beim Union Jack," stieß er hervor, indem in seinem Gesicht ein freudiges Lächeln aufblitzte, „der ist ja wahrhaftig von Lizzie!" Er erbrach den Brief rasch und las:

„Mein teurer Will! Ich kann Dir heute die erfreuliche Mitteilung machen, daß ich vor einigen Tagen aus der Behandlung Professor Jeffersons entlassen und nun vollständig wiederhergestellt bin. Es waren, wie ich Dir schon schrieb, schwere Wochen für mich, aber sie sind ja nun mit Gottes Hilfe überwunden. Wie sehr magst Du um mich gebangt haben! Die Unruhe, die mir der Gedanke an Dich verursachte, war fast noch größer als die Besorgnis um mein Geschick. Professor Jefferson behauptet, daß ich mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden sein könne, und mir niemand den Unfall ansehen werde. Ich selbst finde, daß ich wenigstens nicht entstellt bin. Nun, sei es, wie es sei, für mich ist die Hauptsache, daß mir Deine Liebe, die mein Glück und meine Zukunft in sich schließt, erhalten bleibt. Meine Stellung als Retuscheurin in dem photographischen Atelier habe ich, wie ich es schon früher andeutete, freilich aufgeben müssen. Dafür habe ich aber in einer bedeutenden Blumenhandlung eine Unterkunft als Blumenbinderin gefunden. Es ist zwar kein vorteilhafter Tausch, aber ich will trotzdem nicht klagen. Gefaßten und mutigen Herzens wollen wir der kommenden Zeit entgegensehen, von der ich nach wie vor die höchste Erfüllung meiner Wünsche, die Vereinigung mit Dir, erhoffe.

Indem ich stetig an Dich denke und für Dein Wohlergehen bete, bin ich in treuer Liebe Deine Lizzie."

„Tapferes Mädel! Braves Mädel!" sprach er vor sich hin, als er den Brief durchflogen hatte. Dann stand er auf und trat vor die Photographie in dem Bronzerahmen an der Wand. „Wart nur, Lizzie, wart nur, Schatzerl," sagte er mit feuchten Augen, „lange dauert's nicht mehr! Ich will und werde uns helfen. Wenn ich nur erst meine Idee habe, meine Bombenidee! Ich kriege sie aber noch, und wenn ich Tag und Nacht herumtüfteln soll. Dann gibt's Geld in Bergen! Und dann wirst du meine kleine Frau. Unverhofft kommt oft!"

Der Chefredakteur wandte sich seinem Unterredakteur Ned Wright zu. „Ich gehe jetzt," sagte er, „nach der Bar von Bobbie Coddling. Übernimm du einstweilen die gesamte Redaktion, mein Sohn! Sollte uns jemand in Redaktionsangelegenheiten die Ehre seines Besuches geben, so schicke ihn nach Coddlings Bar!"

Mr. Battle zog sein Samtjakett über, stülpte den Kalabreser auf den Kopf, legte Lizzies Brief zusammengefaltet auf den Tisch, steckte den Revolver in die Rocktasche und verließ mit wuchtigen Schritten das Bureau.

Bobbie Coddlings Bar war um die Mittagsstunde herum der Sammelpunkt der Honoratioren Snoutvilles. Der Advokat Sam Tongs, der Wundarzt Ralph Drudger und der Kommissionär Hugh Arblast waren zu dieser Zeit die regelmäßigen Gäste von Bobbie Coddling. Als Will Battle die Bar betrat, saßen die Männer schon um den einzigen Tisch der Schenkstube herum, während mehrere andere ehrenwerte Snoutviller am Schanktisch aus faustgroßen Gläsern Brandy tranken.

Battle bestellte sich bei dem Wirt, dessen dicke Nasen-

knolle in üppigem Glutrot auffunkelte, eine Soda mit Wisky.

„Keine Mordtat oder sonst was Nettes passiert?“ fragte der Kommissionär Hugh Arblast, eine lang aufgeschossene Gestalt.

„Ja, in den Abruzzen. Scheußlich. Steht heute abend im „Expreß“. Eigene telegraphische Berichterstattung. Aber hier bei uns leider nichts los. Elendes Nest das, Snoutville!“ antwortete der Chefredakteur, während er sich an den Tisch setzte.

„Ja, miserable Zeiten,“ warf der Winkeladvokat Sam Tongs ein. „Kein Totschlag! Kein Pferdediebstahl! Keine Betrügerei! Möchte mich gleich selbst wegen Hochverrats anzeigen und dann in eigener Person verteidigen!“

„Erbärmliche Zustände — erbärmliche Zustände!“ seufzte tief der Kurpfuscher Ralph Drudger und kratzte sich das von zwei breiten Narben durchfurchte Gesicht. „Keine Revolverknallerei, keine Messerstecherei! Kein Mensch kauft seit Wochen meine weltberühmte Wundsalbe „Phönix“ mehr.“

„Wahrhaftig,“ nahm der Kommissionär und derzeitige Agent der Lebensversicherungsgesellschaft „Life“ Hugh Arblast das Wort, „gottverlassenes Volk hier. Kein Huhn versichert sein Leben. Übrigens jetzt ganz neue Policenform, meine Herren! Gestern erst von der Generaldirektion in New York eingetroffen. Äußerst praktisch. Gegen Tod, Straßenanfälle und Verunglückungen jeder Art. Dreitägige Dauer. Billig. Wollen Sie sich nicht gegen Ihre Leser versichern, Battle?“

„Danke,“ entgegnete dieser heiter und schlürfte seine Soda mit Wisky. „Habe Revolver mit Dum-Dum-Geschossen. — Aber ein vermaledeites Panorama ist das hier, unser gesegnetes Snoutville mit Umkreis.

Bringe in meinem „Expreß“ täglich Mordtaten, Explosionen, Schiffsuntergänge, Ausraubungen, daß es knallt, aber beißt keine Hundeschnauze mehr an. Ist gleich zum Hängen! Aber der Strick kostet Geld! — Wenn ich nur erst,“ fuhr er nach einer kleinen Pause nachdenklich fort, „meine Idee hätte, meine Bombenidee! Die einem Bahn bricht, alles vor sich niederwirft und das Geld aus den fremden Taschen schleudert wie der Sturm von den Häusern die Ziegeldächer!“

„Good day!“ Ein untersetzter Mann mit rotem Feß auf dem Kopfe war, gefolgt von einem Krüppel ohne Unterschenkel, in die Schankstube getreten. Den Oberkörper des feßgeschmückten Mannes bekleidete eine verbleichte hellblaue, rotverschnürte Samtjacke. In der Hand trug er eine Reitpeitsche. Der Krüppel, der ihm nachfolgte, war mit einem langen, ehemals schwarzen Schoßrock bekleidet, der bis zum Boden hinabreichte. Auf der linken Brustseite seines Rockes prangte eine talergroße Silbermedaille an gelbem Bande.

„Hab' die Ehr' — Fred Bouley,“ stellte sich der Mann mit dem Feß unter einer Verbeugung dem Chefredakteur vor. „Mr. Will Battle?“ fragte er.

„Zu Diensten.“

„Ihr Unterredakteur Mr. Ned Wright,“ sprach der Mann weiter, „hat uns hierher geschickt. Mein Bruder,“ sagte er darauf, auf den Krüppel zeigend, der sich ebenfalls verbeugte, „Mr. Ward Bouley. — Wir sind die Direktoren der einzig in den fünf Erdteilen dastehenden „Akrobatischen Kunstarena, Gebrüder Bouley“. Sind soeben mit unserem Wagenpark eingetroffen.“

„Aha!“ stieß Will Battle hervor. „Soll für Sie im „Expreß“ in die Reklameposaune gestoßen werden! Wirksamstes Insertionsorgan im Staate Nebraska. Tägliche Auflage zehntausend. Insertionspreis für fünfgespaltene

Zeile einen halben Dollar. Will gern mein Lesermeer auf Ihre Kunstarena aufmerksam machen, Mr. Bouley. Geben Sie mir gefälligst einige nähere Angaben über Ihr Personal." Battle zog aus der Westentasche einen Bleistift, knöpfte sich den Stehkragen ab und setzte die Bleistiftspitze auf der Innenseite des Kragens an. „Also, Mr. Bouley," fragte er, „was haben Sie an Personal?"

„Zwei Pferde, Sir," versetzte der Direktor gewichtig.

„Die ziehen den Wagenpark. Nicht?"

„Ja, auf der Reise. Aber das eine, „Lydia", wirkt auch in der Vorstellung mit."

„Was kann das hochedle Tier?"

„Mit den Ohren zählen. Es bewegt sie so oft nach vorn, als Zuschauer in der Arena sind."

„Dann braucht sich das kluge Araberroß wohl nicht allzusehr anzustrengen?"

„O, bitte, bis neunundzwanzig sind wir schon einmal gekommen."

„Wer folgt nun?"

„Ich," war die mit einer Verbeugung gegebene Antwort, „erster Direktor, Salonmagiker, Dresseur, Dompteur und Luftvoltigeur mit Fünfzehnmeter-Totensprung."

„Wenig," bemerkte Battle trocken, während er sich die Leistungen notierte. „Wer steigt jetzt in die Arena?"

„Mein Bruder hier, Ward Bouley, zweiter Direktor, vorzügliche Kraft. Ehrenmitglied der Pariser Artisten-assoziation," fügte Fred Bouley, auf die silberne Medaille des Krüppels deutend, hinzu, „Lampenequilibrist, besondere Spezialität: Schlangenmensch!"

„Was, dieser arme Schlucker — Schlangenmensch?"

„Jawohl, Mister. Er ist biegsam in allen Gelenken wie Kautschuk mit Pneumatik. Er kann sich wandeln wie ein Chamäleon. Hoppla, Ward!"

Plötzlich stand der Krüppel in dem langen Schoßrock auf beiden Füßen aufrecht in voller Manneshöhe vor den überraschten Gästen.

Der ganze Tisch, sowie die übrigen Besucher der Bar brachen in ein lautes Lachen aus.

„Teufel noch einmal!“ rief Will Battle. „Von den Unterschenkeln unter dem Rockschoß habe ich nicht die kleine Zeh' gesehen. Ganz achtbare Leistung! Aber Zeit ist Geld, meine Herren. Wer tritt nun auf, Mr. Fred?“

„Der dumme Tom. Tom Henlam. Ist draußen bei dem Wagenpark. Großartiger Clown. Humoristisches Genie. Außerdem Schwertschlucker und Athlet. Hebt mit kleinem Finger spielend Fünfzentnergewicht.“

„Aus Pappe?“

„Nicht ganz, Mr. Battle. — Waren Sie selbst einmal in einer Arena tätig?“

„Halbes Jahr mal in Colorado — als Paukenschläger. — Aber haben Sie auch Damen?“

„Sehr wohl. Meine Frau, Daisy, ist Trapezkünstlerin und Kugelläuferin. Meines Bruders Frau, Francis, tritt als Reifenspringerin und Tänzerin auf.“

„Worüber gebieten Sie außerdem?“

„Höchstens könnte ich noch einen Spitz, Harold, nennen. Er heult täuschend wie ein einjähriges Baby und fängt sehr geschickt Fliegen.“

„Das ist also die ganze Besatzung!“ sagte Will Battle ernst und legte sich den Stehkragen mit den Notizen wieder um den Hals. „Meine Herren Bouley, erster und zweiter Direktor, Salonmagiker, Dompteur, Lampenequilibrist, Schlangenmensch und was sonst noch,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „die geschätzten Mitglieder Ihres Personals sind zwar alle sehr vielseitig, aber glauben Sie, daß Sie eine einzige Ratte hier da-

mit in Ihre Zeltbude locken? Dieses steifnackige Volk hier, dieser verbohrte Menschenschlag, diese hirnlose Gesellschaft hier in Snoutville und Umgegend ziehen Sie damit nicht hinein in Ihre Arena, und wenn Sie nicht Ihre zwei, sondern zweihundert hochedle Pferde hätten. In unserer Zeit muß der Mensch, um durchzudringen, um Mammon einzuscheffeln, um in den Sattel zu kommen, einen Zentner Pulver auf die Pfanne schütten, muß eine Bombenidee ins Werk setzen, die krachend platzt, die alles mit sich fortreißt, die einschlägt, daß der Erdball dröhnt! — Und hier erst recht. Selbst meinen „Expreß“ ...“ Er schwieg betreten. „Wirksamstes Insertionsorgan im Staate Nebraska,“ verbesserte er sich schleunigst, „tägliche Auflage zwanzigtausend, bei besonderen Ereignissen vierzigtausend — —, welche Schwierigkeiten habe ich zu überwinden gehabt, ehe ich ihn so weit in die Höhe schraubte! Das ist hier ein Volk, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat. Geld haben sie durch ihre Schweinemast Huckekörbe voll, aber es hängt an ihnen fest wie Schusterpech. Fragen Sie Herrn Generaldirektor Hugh Arblast hier — keine einzige verlorene Sünderseele versichert sich! Fragen Sie Herrn Senatsadvokaten Sam Tongs — kein Mensch läßt sich verteidigen wegen eines Raubanfalles oder verklagt sich wegen Ehrabschneidung! Fragen Sie Herrn Professor Doktor Ralph Drudger — kein zahnloses, hundertjähriges Weib kauft seine weltberühmte Wundsalbe „Phönix“! Hier müssen Sie etwas noch nie Dagewesenes vorführen, etwas Nervenzerreißendes, etwas Unerhörtes. Sie müssen mit etwas ganz Ungeheuerlichem antreten, mit Hundertatmosphärendruck — kurz und gut mit einer Bombenidee, zum Beispiel ... Sonst ist es zum Hängen, zum Hängen, wahrhaft zum Hängen! Aber der ...“ Er hielt jählings inne. Gebannt starrte

er vor sich hin. „Sagen Sie mal, meine verehrten Herren Direktoren," sprach er nach einer Pause stockend weiter, „mir fällt etwas ein! Haben Sie vielleicht jemand in Ihrer Truppe, der sich zur Unterhaltung Ihres Publikums — — — hängen ließe?"

„Hängen ließe?" fragte Fred Bouley überrascht. „Doch ... doch ... wenn es etwas einbringt ... unser Tom könnte dazu schon bereit sein."

„Der dumme Tom? Der also ließe sich ...?" sagte Will Battle in Gedanken verloren halblaut. Plötzlich flammte es in seinem Gesicht auf wie ein Blitz. „Schwefel und Hölle!" schrie er. „Jetzt habe ich meine Idee! Eine kolossale Idee! Eine Zehntausenddollaridee! Eine Bombenidee!" Er sprang heftig von seinem Stuhl auf. „Kommen Sie mit, meine Herren Direktoren!" stieß er hervor. „Nach meinem Redaktionsbureau! Ich werde sie Ihnen dort entwickeln. Hier sind zu viele Zuhörer dort am Schanktisch. — Und Sie, Hugh, Ralph und Sam, kommen Sie auch mit!"

„Was haben Sie, Battle? Ist Ihnen das Blut zu Kopf gestiegen? Was ist das für eine Idee?" riefen die Männer durcheinander.

„Sie sollen eingeweiht werden! Sie sind alle zusammen nicht auf den Hinterkopf gefallen! Avanti, signori!"

Gespannt und kopfschüttelnd verließ die kleine Gruppe mit Battle die Bar, zum heimlichen Mißvergnügen Bobbie Coddlings.

„Ned, verschwinde!" sagte Mr. Battle zu seinem Unterredakteur, als er mit seinen erwartungsvollen Begleitern in das Redaktionsbureau eintrat. „Du kannst auf eine Stunde die Sehenswürdigkeiten von Snoutville bewundern. — So, meine Herren," begann er nach dem Weggange des Burschen, „nun nehmen Sie Platz, wie Sie ihn finden."

Er legte unter eifrigen Gestikulationen und mit hastenden Worten seine Idee dar. Die Gesichter seiner Zuhörer waren anfänglich überrascht und verblüfft, dann aber wetterleuchtete es in ihnen spitzbübisch auf. Einwürfe, Ausrufe, Vorschläge flogen hin und her.

Ein kurzes Stillschweigen trat erst ein, als der Winkeladvokat Sam Tongs seine knarrende Stimme erhob. Er zog die Augenbrauen in die Höhe, fuchtelte mit der Hand herum und schloß dann mit Nachdruck: „Wenn ich es leite, dann erhält die Sache erst den richtigen, gesetzlichen Anstrich."

„Vorzüglich! Ausgezeichnet!" schwirrte es, als er geendet hatte, durch den Raum.

Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, nahm Hugh Arblast das Wort. „Battle!" rief er erregt. „Battle, auch ich habe noch einen Vorschlag zu machen."

„Schießen Sie los, Hugh!"

Wieder wogte nach Hugh Arblasts Darlegung die Unterredung der Männer auf und nieder.

„Mit der Idee des Hauptgerichts wären wir also im reinen," sagte endlich Will Battle. „Aber noch eine kleine Beilage dazu könnte nichts schaden. Strengen Sie Ihre Gehirnlappen an," wandte er sich an die Versammelten.

„Gestatten Sie, Gentlemen," mischte sich Ralph Drudger ein, „wenn ich mich jetzt zum Wort melde. Mein Einfall ist meines Erachtens sehr erwägenswert. Er hängt mit meinem Beruf zusammen."

Unter der gespannten Aufmerksamkeit der Zuhörer erörterte Ralph Drudger seinen Vorschlag.

Von neuem brauste der Schwall der Erregung wild durcheinander, nachdem der Wundarzt geendet hatte.

„Aber nun fehlte uns eigentlich noch eine holde

Weiblichkeit," sagte Battle nach einer Pause. „Das wär' noch etwas mehr Salz an der Suppe. — Ihre Frauen," fragte er die beiden Direktoren, „sind wohl auf unserer Speisekarte nicht zu verwenden?"

„Sie sind zwar gut bei Kräften," erwiderte Fred Bouley lächelnd, „aber trotzdem weiß ich nicht, wie —"

Will Battle versank in Sinnen. Von seinen Gedanken umfangen, spielten seine Finger mit dem auf dem Tisch liegenden Brief Lizzies, den er mechanisch ergriffen hatte. Der Brief faltete sich auseinander und Battle heftete starr die Augen auf die Zeilen.

Plötzlich richtete er sich auf. „Jetzt sackt's," rief er lebhaft aus, „wie wir in New Orleans als Getreideschaufler zu sagen pflegten, Gentlemen! Ich werde meine Braut von Chicago kommen lassen."

„Ihre Braut?" fragte Hugh Arblast verwundert.

„Ja, die junge Dame dort," gab Battle zurück, indem er nach der Photographie an der Wand wies.

„Was soll denn die?" warf der Advokat ein.

„Sie hat einen Unfall gehabt," unterbrach ihn der Chefredakteur. „Aber er ist glücklicherweise noch erträglich abgelaufen. Hören Sie zu, verehrte Anwesende, was ich Ihnen jetzt vortragen werde."

Während Will Battle sprach, glitt ein schmunzelndes Lächeln über die Gesichter der Männer. „Das betreffende Kostüm," war der Schluß seiner Erklärung, „wird sie sich aus Chicago mitbringen müssen."

„Das paßt wie das Ei ins Nest! Wird verblüffen!"

„Der Kriegsplan ist also aufgestellt," versetzte Will Battle, indem er mit einer Handbewegung Ruhe gebot. „Die Lärmtrompete werde ich im „Expreß" ansetzen, daß sich die Hinterwäldler hier fünfzig Meilen in der Runde vor Schmerz ihre steifen Ohren reiben. Das soll eine Reklame werden, wie sie seit Adams Zeiten

noch nicht dagewesen ist. — Wir machen halbpart, Bouley," sprach er zu dem ersten Direktor. „Von dem Gewinn bekommen Sie und ich die Hälfte. Ich bin der Vater der Idee, und außerdem sollen Sie keine Insertionsgebühren bezahlen. Einverstanden?"

„Mit Haut und Haaren, Sir!"

„Gut. Wenn alles vorbei ist, werde ich Ihnen noch einen weiteren Vorschlag machen."

„Und der wäre?" fragte der Direktor.

„Nein, jetzt nicht!" erwiderte Battle. „Erst müssen wir unsere Vorstellung hinter uns haben. — Das muß ein Mammutgeschäft werden!" Er stockte, und ein trüber Schatten flog über sein Gesicht. „Aber wir können auch Kopf und Kragen dabei aufs Spiel setzen. Wenn die Sorte hier aufbraust, dann schlagen sie alles kurz und klein und spicken uns den Leib mit Revolverkugeln. Doch wagen müssen wir es! — Aber wie viel Plätze," fragte er wieder lebhafter, „haben Sie in Ihrem Zeltwrack, Bouley?"

„Gegen zweihundert können es sein, wenn man sich recht schmal macht."

„Erster und letzter Direktor! Sind Sie verrückt? Zweihundert? — Zweitausend Plätze müssen wir wenigstens haben! — Aufgesattelt, Gentlemen! Bobbie Coddling muß uns aushelfen."

Mit kurzen Worten berichtete Battle, als man nach der Bar gelangt war, dem Schankwirt den ersonnenen Plan, forderte von ihm strengste Verschwiegenheit und fragte ihn, ob er noch das Zeltdach von der Feier des Nationaltages hätte, mit dem er sein Schankzelt draußen auf dem freien Platz nebenan überdeckt gehabt habe. Als der purpurnasige Bobbie die Frage bejaht hatte, schilderte er ihm in den lebhaftesten Farben den Riesenumsatz in Wisky und Brandy, der durch die Besucher

der Vorstellung zu erwarten sei, und lieh sich von ihm zwei Zehndollarnoten. Gleich darauf setzte er sich an den Tisch nieder, schrieb mit wenigen Zeilen einen Brief an Lizzie und legte ihm die beiden Zehndollarnoten bei.

„Heute ist," sagte er zu seinen Begleitern, „Montag. Am Freitag kann meine Braut mit dem Kostüm, dessen Wahl ich ihr frei gelassen habe, hier sein. Ich habe ihr nichts Näheres, sondern nur das mitgeteilt, daß ich auf eine Bombenidee geraten bin. Hoffentlich kommt sie. Genau weiß ich es aber nicht, wäre ein tüchtiger Strich durch unsere Rechnung, wenn sie ausbliebe. Wir könnten also unsere Elite-Gala-Monstervorstellung auf den Sonnabend anberaumen. Bis dahin kann ich im „Expreß" das hochgeehrte Publikum bearbeiten, daß ihm die Haut juckt. Wir müssen säckevoll Geld verdienen! Was sagt Ihr, Bouley?"

„Ganz meine Meinung, Mr. Battle."

„Well, dann können wir den Deckel auf den Topf decken. Müssen's aber abwarten, wie's schmort. Das Volk hier kennt niemand aus. Es kann trotz alledem schief gehen, und kein Mops in unsere Vorstellung kommen. Dann ade, Bombenidee!" Er schwieg betrübt. „Und wenn auch — wenn wir wirklich die träge Masse aufrütteln, wer weiß, wie sie's nachher auffassen. Denen hier ist es eine Kleinigkeit, uns in ihrer Wut die Bude zu stürmen und uns in Stücke zu zerreißen. Aber die Würfel sollen trotzdem geworfen werden, gehe es, wie es geht!"

2.

Am nächsten Nachmittag prangte im „Expreß" ein mächtiges Inserat, das den Bewohnern von Snoutville und Umgegend wie eine Kanonenkugel entgegensprang und hier wortgetreu folgt:

GEBRÜDER BOULEYS RIESENKUNSTTEMPEL.



Unwiderruflich nur eine Vorstellung!

Sonnabend, 7 Uhr Abends

• ELITE-GALA- •
MONSTER-VORSTELLUNG.



Unwiderruflich nur eine Vorstellung!

Unerhört! In allen fünf Erdteilen ohne Konkurrenz! **Unglaublich!**

Auftreten von nur ersten Künstlern der ganzen Welt. **MISS DAISY,** Trapezkünstlerin. **MADEMOISELLE CLAIRE,** die Reifenspringerin. **DONNA ELVIRA,** die Kugelläuferin. **MISTER ANTHONY,** der Schwertschlucker. **MONSIEUR CHARLES,** der Fünfzehnmeter-Totensprungvoltigeur. **SIGNOR EDUARDO,** der Lampenequilibrist.

MISS SERAPHINE, ☛ die Augenausreißerin.

! Miß Seraphine reißt sich in Gegenwart des hochverehrl. Publikums das rechte Auge aus dem Kopf. !

HAROLD, das Wunderpferd, ☚

zählt alle Geldmünzen, Dolchmesser, Revolver und Haare der hochgeschätzten Zuschauer.

Suleiman Abdul Aziz Pascha,

Jungtürke, Vetter des Sultans, floh aus Konstantinopel wegen politischer Umtriebe.

!! Suleiman Abdul Aziz Pascha wird sich von einem beliebigen Besucher der Vorstellung einen seiner Unterschenkel auf einem Amboß mit einem Schmiedehammer zerschmettern lassen. !!

Derjenige der verehrlichen Besucher, welcher Suleiman Abdul Aziz Pascha den Unterschenkel zerschmettert, erhält eine Belohnung von

10 Dollars.

Professor **Ralph Drudger**, der berühmte Wundarzt, wird der Zerschmetterung auf der Bühne beiwohnen und dem Verletzten den ersten Verband anlegen.

Gewähltes Orchester.

JIM-JACK,

der dreifache Frauenmörder.

Dreimal zum Tode verurteilt, dreimal begnadigt, dreimal aus dem NewYorker Staatsgefängnis ausgebrochen.

!! **Jim-Jack wird sich die Ehre geben, sich vor den Augen des kunstverständigen Publikums aufhängen zu lassen.** !!

Jeder Besucher des Riesenkunsttempels hat das Recht, Jim-Jack mit eigener Hand aufzuhängen.

Wer von den verehrlichen Besuchern Jim-Jack aufhängt, erhält eine Belohnung von **500 Dollars.**

Mit dem echten Galgen und Strick wurden bereits vier Raubmörder gehängt.

Senatsadvokat **Sam Tongs** wird die Exekution leiten.

Im Anschluß daran:

Übergabe einer Anweisung von

10,000 Dollars

an einen der Besucher der Vorstellung.

Zahlbar innerhalb dreier Tage.

Ansprachen. Erläuterungen. Vorträge.

DON RODRIGO, der Schlangenmensch,

Ehrenmitglied der Pariser Artistenassoziation,

genannt der Pneumatikmensch.

DER DUMME TOM,

humoristisch-satirischer Clown ersten Ranges!

Zum Wälzen. Zum Totlachen. Zum Kugeln.

MADEMOISELLE MAURIGNAC, Prima Ballerina,

tanzt den Whisky-Pas.

BARON ALEXANDER, Nationalrusse, Athlet,

hebt mit dem kleinen Finger ein Fünfzentnergewicht.

MONSIEUR LOUIS, Salonmagiker.

Feenhafte Beleuchtung.

Eintrittspreis pro Person: 1 Dollar. — Als Eintrittsscheine dienen die Nummern des „EXPRESS“ wirksamstes Insertionsorgan im Staate Nebraska. — **Auflage: 100,000.**

Jeder Käufer einer Nummer des „EXPRESS“ mit diesem bis Sonnabend täglich erscheinenden Inserat zum Preise von 1 Dollar erwirbt damit das Recht zum Besuche der Elite-Gala-Monstervorstellung und erhält außerdem das Weltblatt bis zum Schluß des laufenden Quartals kostenlos zugestellt.

Die Gewähr, daß obige Piecen tatsächlich zur Aufführung gelangen, übernehmen als Vertrauensmänner:

Hugh Arblast. Ralph Drudger. Sam Tongs. Bobbin Coddling. Will Battle.

Schon am Morgen des Dienstags begann in dem Reisewagen der Direktoren Bouley ein eifriges Nähen und Schneidern durch die beiden Frauen Daisy und Francis, und gleichzeitig fing man auch an, auf dem freien Platz neben Bobbie Coddlings Bar aus der Schaubude der Direktoren und dem Zeltdach des Schankwirts ein gewaltiges Zelthaus aufzubauen. Alle Bretter, deren man in Snoutville habhaft werden konnte, wurden zur Wandeinfassung des Zeltes, zu Sitzbänken und zu einer Bühne verarbeitet.

Ned Wright wurde mit den Expreßnummern ohne Ruh und Rast durch die Straßen Snoutvilles auf den Einzelverkauf gehetzt, während Hugh Arblast und mehrere andere Männer beritten gemacht wurden, um die Umgegend zu durchstreifen und den Farmern die Zeitungen als Eintrittscheine anzubieten.

Am Mittwoch vormittag versammelten sich die Direktoren und Vertrauensmänner in der Redaktion des „Expreß", um sich über den bisherigen Absatz zu unterrichten.

Die Zählung ergab, daß insgesamt genau siebenundsechzig Exemplare verkauft waren.

Arblast, Tongs, Drudger und die Bouleys waren fassungslos. Selbst Will Battle war schwer betroffen.

„Ja, ja," sagte er schmerzlich, „die lockt nichts herein. Meine Bombenidee verpufft wie Staub in der Luft! Es ist ein Heidenvolk, eine Rotte Korah, die Ausgeburt menschlichen Stumpfsinns!" donnerte er. „Aber ich habe jetzt noch eine Rakete in der Jagdtasche. Die soll jetzt aufsteigen. Hilft sie auch nichts, dann bin ich am Ende meiner Weisheit." —

Am nächsten Morgen gelangte durch Ned Wright, Hugh Arblast und die angenommenen Männer in Snoutville und Umkreis folgendes Extrablatt des „Expreß" zur Verteilung:

„Theodore Roosevelt, der Herr Präsident der Vereinigten Staaten, hat den Direktoren Bouley amtlich zugesagt, daß er auf seiner Rundreise Sonnabend acht Uhr mittels Extrazuges von New York in Snoutville eintreffen und die Elite-Gala-Monstervorstellung durch seinen persönlichen Besuch beehren wird.

Die Vorstellung findet ohne Erhöhung des Eintrittspreises statt."

Denselben Vermerk trug von jetzt an jede Ausgabe des „Expreß" unter dem Vorstellungsinserat.

Jetzt endlich begann das Eis zu brechen. Erst spärlicher, dann reichlicher und zuletzt immer gewaltiger wuchs der Verkauf der Zeitung.

Bis Freitag mittag waren bereits zweitausend Exemplare abgesetzt, und noch immer stockte der Strom der Abnehmer nicht. Man riß sich schließlich förmlich um die Expreßausgaben. Will Battle und Ned Wright konnten kaum genug Expreßnummern drucken. Sam Tongs, Ralph Drudger und die beiden Bouleys unterstützten den Chefredakteur bei der Drucklegung im Schweiße ihres Angesichts nach besten Kräften.

Sie alle waren in der lustigsten, siegesgewissesten Stimmung.

Nur Will Battle behielt seine Gelassenheit.

„Nicht zu früh kopfstehen, Gentlemen!" mahnte er. „Aufgerüttelt sind sie ja nun. Aber wir müssen's abwarten, wie sie es aufnehmen, wenn die Bombe platzt. Ich werde das unheimliche Gefühl nicht los, daß uns nichts Gutes bevorsteht. Wenn die hier wild werden, dann lassen sie keinen Fetzen an unserem Kunsttempel ganz, dann sausen die Kugeln hageldicht um unsere Köpfe, und wir fliegen an Armen und Beinen geknickt samt und sonders in die Luft!" —

Am Freitag morgen empfing Battle seine Braut auf

dem Bretterbahnhof, die in einen einfachen Reisemantel gehüllt und mit einer kleinen Reisetasche in der Hand dem Zug entstieg. Des Chefredakteurs erste Frage nach der Begrüßung war: „Hast du das Kostüm mitgebracht, meine herzige Lizzie?“

„Ja, ein schottisches. Es ist hier in der Tasche,“ erwiderte das Mädchen, eine schlankgewachsene Gestalt mit braunem Haar, dunkelblauen Augen und einem zartweißen Teint, der fast einen Anflug von leidender Schwäche verriet.

„Zu meiner Freude,“ gab Battle dem Gespräch eine andere Wendung und blickte seine Braut an, „sieht man dir von deinem Unfall durchaus nichts an. So ein infames Malheur auch!“

„Ja, es kam wie der Dieb in der Nacht,“ entgegnete Lizzie, während sie der Stadt zuschritten. „Ich hatte das Fenster geöffnet. Die Flamme flackerte, da ein Knall, ein Splitterchen der Lampenglocke flog auf mich zu, und ich fühlte einen heftigen Schmerz. Es war nur noch gut, daß sich das ausgeflossene Petroleum nicht entzündete. — Professor Jefferson sagt auch, daß er sehr zufrieden ist. Ich habe jetzt nicht die geringsten Beschwerden mehr, und es läßt sich mit der größten Leichtigkeit handhaben. Eine Beruhigung war es mir, daß es Mütterchen nicht mehr erlebt hat. Sie hätte sich doch zu sehr darüber bekümmert. — Aber nun sag mir, lieber Will,“ schloß sie, „was bedeutet das, daß du mich mit dem Kostüm hierher kommen läßt?“

„Unser Glück,“ erwiderte Battle warm, „süßer Schatz. Ich habe eine Bombenidee gehabt. Und ich hoffe, daß sie von Erfolg gekrönt ist. Allerdings, Lizzie, ich will dich darauf vorbereiten, kann sie auch zuletzt noch fehlschlagen.“

Mit hastigen Worten teilte er ihr seinen Plan mit.

„Ist das wirklich dein Ernst, Will?“ fragte Lizzie überrascht, als er geendet hatte. „Ich soll ...?“

Battle unterbrach sie voll Eifer. Er erinnerte sie an ihren Mut und ihre sonstige Entschlossenheit und bat sie eindringlich, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Aber Lizzie erklärte, ihm eine bestimmte Antwort nicht erteilen zu können. Sie müsse erst mit sich zu Rate gehen. „Du verlangst,“ versetzte sie zuletzt, „gar zu Sonderbares von mir. Und was kann mir dabei alles passieren!“

„Gegen etwaige Widerwärtigkeiten,“ suchte sie Will zu beruhigen, „habe ich eine Kriegslist in Reserve, die dich davor beschützen soll. Ich hoffe es wenigstens.“

Er geleitete Lizzie nach dem Haus Ralph Drudgers, dessen Frau ihr ein Stübchen hergerichtet hatte.

3.

Am Sonnabend, Nachmittags fünf Uhr, waren dreitausendneunhundertachtundachtzig Expreßnummern abgesetzt. Schon in den ersten Nachmittagsstunden begann der Zuzug der Farmer mit Frauen und Kindern aus dem näheren und weiteren Umkreis. Bald wimmelte Snoutville von Besuchern, und es herrschte ein Getriebe doppelt so lebhaft wie bei der Feier des Nationaltages. Bobbie Coddling verkaufte Brandy, Wisky mit und ohne Soda in Unmengen. Seine Nase strahlte wie ein birngroßer Karfunkelstein.

Um sechs Uhr wurden die Pforten des Riesenkunsttempels geöffnet. In Scharen strömten die Zuschauer herein.

Im Hintergrunde war eine breite Bühne mit einigen Waldkulissen aufgeschlagen worden, von der ein kurzes Podium wie ein Landungssteg in den Zuschauerraum vorsprang. Von diesem führte eine kleine Treppe auf

die Bühne hinauf. Auf der Bühne ragte ein großer Galgen auf, unter dem ein mannshoher, mit schwarzem Stoff umschlagener Stehblock errichtet war. An dem Galgen lehnte eine Leiter. Ein fester Strick mit Schlinge hing über dem Stehblock vom Galgenbalken herab.

Alle nur in Snoutville auftreibbaren Hängelampen waren zu der feenhaften Beleuchtung des Raumes verwendet. Vor der Bühne saßen als auserwähltes Orchester zehn Männer mit Posaunen, Hörnern und Trompeten.

Es war noch nicht sieben Uhr, als der Zuschauerraum schon bis auf das letzte Plätzchen gefüllt war. Dicht gedrängt, Mensch an Mensch, saßen die Besucher, Männer, Frauen, Kinder, auf den Holzbänken. Es hätte nicht nur kein Apfel, sondern nicht einmal eine Nuß zur Erde fallen können.

Die wetterdurchfurchten, wildbärtigen Farmer aus der Umgegend hielten zum Teil Flinten in der Hand, andere hatten Revolver und Dolchmesser in den Gürteln stecken. Dicke Rauchsäulen stiegen aus den vom Mund herabhängenden Pfeifen auf. Die Mehrzahl der Farmer trug Hängetaschen um die Schultern, während ihre Gattinnen gewaltige Körbe auf dem Schoß hielten. Sie bargen Brot, Wurst, Eier und Hartkäse für den Abend, mit deren Verspeisung man noch vor Anfang der Vorstellung begann.

Der Galgen mit Stehblock, Strick und Leiter hielt die Augen aller Besucher auf sich gebannt. Man maß ihn mit Kennermiene in allen seinen Teilen ab. Die Ankunft Roosevelts, das Aufhängen Jim-Jacks und die Anweisung von zehntausend Dollars waren die Punkte, um die sich das Gespräch der Menge drehte und die mit Feuereifer allseitig erörtert wurden.

Punkt sieben Uhr begann das Orchester. Nachdem

es mehrere Stücke vorgetragen hatte, trat der Direktor Fred Bouley in Reitfrack und Stulpenstiefeln, mit einem Blatt Papier in der Hand, auf die Bühne.

„Hochverehrliche Herrschaften," sagte er, „zu meinem aufrichtigen Bedauern ist soeben diese Depesche von dem Präsidenten der Republik an mich eingetroffen, daß er wegen einer hochwichtigen Besprechung mit dem deutschen Botschafter Mr. Speck v. Sternburg leider verhindert ist, an unserer Vorstellung teilzunehmen. Es schmerzt mich diese Nachricht herb und schwer. Aber unsere Vorstellung wird deshalb doch ihren ungestörten Verlauf nehmen, und ich hoffe bestimmt, daß unsere hervorragenden Leistungen den vollsten Beifall des kunstsinnigen Publikums finden werden. Auch Mr. Theodore Roosevelt bedauert unendlich, uns nicht mit seiner Gegenwart beglücken zu können, aber das Wohl des Staates ist die vornehmste Pflicht der Leiter und Lenker der Völker."

Nach einer tiefen Verbeugung schritt der Direktor in die Kulissen.

Ein dumpfes Raunen, ein unwilliges Scharren, eine unruhige Bewegung und ein drohendes Gemurmel flog durch die Reihen. Aber sogleich ließ die Musik ihre schrillenden Weisen mit aller Kraft erschallen, und nach und nach gelang es ihr, die aufwogende Brandung zu übertönen und zu beschwichtigen.

Jetzt produzierte sich Mrs. Daisy Bouley am Trapez, darauf stellte sich Mrs. Francis Bouley unter dem Namen Mademoiselle Claire als Reifenspringerin vor, und sodann erschien wieder in anderem Kostüm unter der Bezeichnung Donna Elvira Mrs. Daisy als Kugelläuferin.

Ihnen schlossen sich Fred Bouley, Ward Bouley und der dumme Tom als Schwertschlucker, Totenspringvoltigeur und Lampenequilibrist an.

Die Zuschauer nahmen diese Vorführungen gelassen, ohne Mißfallen, aber auch ohne Beifall hin.

Jetzt richteten sich die Blicke gespannter nach der Bühne. Die Augenausreißerin sollte auftreten.

Das Orchester blies eine helle Fanfare.

Über die Bühne auf das vorspringende Podium schritt mit einer Büchse in der Linken im Kostüm einer schottischen Hochländerin als Miß Seraphine — Lizzie Evans.

„Ah!" schwebte es durch den Raum.

„Ich werde mir jetzt gestatten," sprach Lizzie mit bebender Stimme, „mir mein rechtes Auge aus dem Kopf zu reißen. Ich zähle bis drei. — Eins, zwei, drei!"

Die Musik setzte mit einem Tusch ein, Lizzie griff nach ihrem Kopf und hielt hoch empor ein — künstliches Glasauge.

„Oha! Herunter! Herab! Hohoho!" brauste es durch das Zelt. Eierschalen und Käserinden flogen an Lizzies Kopf vorbei.

„Bürger der Union! Ruhe! Bürger der Union!"

Will Battle war von seinem Platz im Zuschauerraum auf die Bank gesprungen und schrie über die tobende Menge hinweg.

„Bürger der Union!" wiederholte er, als Stille eingetreten war. „Ich bin der Chefredakteur und Besitzer des „Expreß", eines Weltblattes, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, euch Unterhaltung, Belehrung und Aufklärung zu bringen. Ihr wißt sehr vieles, aber ich weiß noch mehr. Mein Blatt besitzt eigene Berichterstatter in allen Hauptpunkten des Erdenrundes. Ihr habt aus dem „Expreß" ersehen, daß euch die heutige Vorstellung außer den erlesensten Produktionen auch Ansprachen, Erläuterungen und Vorträge darbieten wird. Und so will ich euch denn die rührende Geschichte

Miß Seraphinens kurz erzählen. — Miß Seraphine war bis vor wenigen Monaten eine weltberühmte Kunstschützin, wie ihr noch an ihrer Kleidung und Büchse erkennt, die nicht nur die Männer, wie ich es wahrheitsgetreu bezeugen kann, sondern auch die Kartenblätter mit unfehlbarer Sicherheit ins Herz traf. — Aber Miß Seraphine hatte eine alte, liebe, gute, gebrechliche Mutter. Diese war schon vor Jahren auf dem einen Auge erblindet. Vor einem halben Jahre erblindete sie auch noch auf dem anderen Auge. Ewige Nacht umhüllte sie. Da entschloß sich Miß Seraphine zu einem unerhörten Opfer. Sie forderte den berühmten Arzt Professor Jefferson in Chicago auf, ihr eigenes rechtes Auge abzulösen und auf ihre alte, liebe, gute, blinde Mutter zu übertragen, damit diese das Augenlicht wieder erhielte. Die ärztliche Kunst ist heute unendlich weit vorgeschritten. Die schwere Operation gelang. Drei Wochen lagen die beiden Frauen, Mutter und Tochter, Wange an Wange, dann war Seraphinens Auge angewachsen, und der Mutter war das geraubte Augenlicht wiedergegeben. — Aber Seraphine mußte ihren Beruf als Kunstschützin, der ihr bisher Ehre und Ruhm bei allen Mächtigen der Erde gebracht hatte, aufgeben. Sie tat es ohne Murren und ohne Klagen — aus Liebe zur Mutter! — Rührt euch dieser Opfermut nicht, packt er euch nicht im innersten Herzen, fordert er nicht eure Bewunderung heraus? Bedenkt, das Auge, das Auge für die Mutter!"

Die Männer strichen sich über den Bart, und die Frauen senkten die Lider.

„Bürger der Union!" fuhr der Redner fort. „Das amerikanische Volk ist bekannt weit und breit wegen seiner zartfühlenden Verehrung des schwachen Geschlechts. Das alte verrottete Europa sieht zu euch voll

staunender Hochachtung empor. Wollt ihr diesen Ruf jetzt zerstören, zerreißen und unter die Füße treten? Die Blicke der ganzen Welt sind in dieser Stunde auf euch gerichtet. Morgen würde allen Ländern eure frevle Rücksichtslosigkeit bekannt sein. Nein, nein und abermals nein — ihr werdet diesem edlen Ruf fest und beharrlich treu bleiben bis an euer seliges Ende! Ich sehe es euren Mienen an, ihr gelobt es! Und in der Überzeugung, daß dem ewig so bleiben wird, daß wir alle hier den Ländern der Erde, daß das amerikanische Volk stets der Menschheit ein leuchtendes Muster der Gesittung und der Herzensbildung sein wird, daraufhin laßt uns jubelnd ausrufen: Wir — das amerikanische Volk — die Union hoch! Und nochmals hoch! Und zum dritten Male hoch!"

Schmetternd fiel das Orchester mit der Nationalhymne ein. Will Battle sang die Anfangsworte des Liedes, Männer, Frauen und Kinder erhoben sich, und ein tausendstimmiger Chorgesang brauste durch das Zelt.

Als sich Lizzie unter einer Verbeugung zurückzog, schallte ihr stürmisches Händegeklatsch nach.

Die folgenden Produktionen wurden wieder mit Gleichmut aufgenommen. Immer mehr dagegen steigerte sich bei den Zuschauern die Erwartung auf das Auftreten Suleiman Abdul Aziz', der sich von einem beliebigen Besucher einen Unterschenkel zerschmettern zu lassen versprochen hatte.

Nachdem der dumme Tom als Clown seine kräftigen Späße zum besten gegeben hatte, wurde ein Amboß und ein Schmiedehammer auf die Bühne geschafft, hinter die ein Stuhl gestellt wurde. Alsdann setzte man eine Tragbahre in den Hintergrund der Bühne.

Mit einem Tusch empfangen, erschien der Direktor

Fred Bouley, der Wundarzt Ralph Drudger und als Jungtürke Suleiman Abdul Aziz Pascha — der Schlangenmensch Ward Bouley. Ward Bouley trug einen Feß, einen buntgeblümten, bis über die Knie reichenden Kaftan und darunter bis herab zu den Knöcheln weite rote Pluderhosen, aus denen ein paar helle lackierte Schnabelschuhe hervorsahen.

Das Publikum verschlang die Erschienenen mit seinen Blicken.

„Meine Herrschaften," begann der Direktor Fred Bouley mit einer Handbewegung, „wie schon im „Expreß" mitgeteilt, wird Professor Mr. Ralph Drudger nachher die Behandlung des verletzten Jungtürken Suleiman Pascha übernehmen. Mr. Ralph Drudger ist der Erfinder der weltberühmten Wundsalbe „Phönix", die nach Schluß der Vorstellung in der Bar von Bobbie Coddling die Büchse zu einem halben Dollar von Mr. Drudger zu kaufen ist. Mit dieser Wundsalbe kann man alle Verletzungen heilen und sogar Erschossene, Erschlagene und Erstochene unter Umständen ins Leben zurückrufen."

Jetzt trat Suleiman Abdul Aziz vor. Er stellte das rechte Bein auf den Amboß, Ralph Drudger schob ihm die weite Pluderhose bis über das Knie hinauf, so daß der nackte Unterschenkel sichtbar wurde, und brachte ihm in der Wade mit einer feinen Lanzette einen kleinen Schnitt bei. Rote Blutstropfen rannen aus dem Einstich hervor.

„Sie sehen, meine Damen und Herren," wandte sich Ralph Drudger an die Zuschauer, „es ist alles echtes Fleisch und Blut!"

Der Jungtürke zog gewinnend lächelnd wieder die Pluderhose über den Unterschenkel herab. „Wer von den verehrten Herren," redete jetzt der Direktor Fred

Bouley das Publikum an, „ist nun freundlichst gewillt, Suleiman Pascha den Unterschenkel zu zerschmettern?“

Unter den Besuchern herrschte eine atemlose Stille. Während der Anfrage des Direktors war — Suleiman in die Seitenkulissen getreten, kehrte aber wenige Augenblicke darauf wieder zurück.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam,“ begann Fred Bouley abermals, „daß derjenige Herr, welcher den Unterschenkel zerschmettert, eine Belohnung von zehn Dollars erhält, und zwar im voraus.“ Der Direktor hielt dabei eine Zehndollarnote empor.

Gegen zwanzig Männer erhoben sich. Allen voran eilte aber ein rotwangiger Bursche mit plumpem, stumpfem Gesichtsausdruck auf die Bühne zu.

„Vorwärts, Dick! Recht so, Dick!“ ertönte es anfeuernd aus den Reihen der Zuschauer.

Dick Loader, der Knecht eines Farmers der Umgegend, von dem man scherzhaft behauptete, er habe einen kleinen Nagel im Oberstübchen, erklomm eiligst über die Treppe die Bühne. Er grinste wohlgefällig, als er oben stand.

„Sie wollen also die Güte haben, Sir,“ redete ihn der Direktor an, „Suleiman Pascha den Unterschenkel zu zerschmettern?“

„Sehr wohl.“

„Können Sie auch kräftig zuschlagen?“

„Sehr wohl.“

„Nun dann, hier ist die Belohnung für Ihre freundliche Bemühung.“ Damit überreichte der Direktor dem Burschen die Zehndollarnote, der sie schmunzelnd in die Tasche steckte.

Ein Raunen durchlief das Publikum.

Man rückte die Tragbahre an den Amboß heran, Suleiman Pascha setzte sich auf den Stuhl und legte

seinen rechten Unterschenkel in der bauschigen Pluderhose auf den Amboß, Ralph Drudger trat an seine Seite, und Dick Loader ergriff den Schmiedehammer.

Er hob ihn hoch in die Höhe, und ein gewaltiger Schlag sauste auf den Unterschenkel herab.

Ein Knistern, Knattern und Brechen — und auf die Bühne plumpste in schwerem Fall aus der Pluderhose heraus — ein zerbrochenes Stück Besenstiel mit einem gelblackierten Holzschuh daran!

Sofort legten der Direktor und Drudger Suleiman auf die Trage, liefen mit ihr in die Seitenkulissen, und im Moment darauf sprang der Türke mit hochgestreiften Pluderhosen und nackten Unterschenkeln sich tief verbeugend wieder auf die Bühne.

„Der wunderbare Erfolg," rief Ralph Drudger, der nachgeeilt war, mit schallender Stimme in die Zuschauer hinein und zeigte auf das muskulöse Unterbein, „meiner weltberühmten Wundsalbe „Phönix"!"

Einen Augenblick blieb das Publikum still und stumm, dann aber brach ein lautes Gelächter von allen Bänken aus.

Verblüfft blickte Dick Loader auf den so urplötzlich geheilten Schlangenmenschen, faßte tastend in seine Tasche und lief von der Bühne herab.

Den sich anschließenden Produktionen gegenüber verhielten sich die Besucher gleichgültig.

Will Battle schlüpfte währenddem hinter die Bühne zu dem Direktor Fred Bouley.

„Es geht ja alles vortrefflich, ganz vortrefflich, Mr. Battle!" rief dieser erfreut. „Die ehrenwerten Snoutviller sind gar nicht so schlimm, wie Sie sie hinstellen."

„Ja, bis jetzt ist es geglückt," entgegnete der Chefredakteur. „Aber die Hauptsache steht uns leider erst noch bevor. Ich kann meine Unruhe nicht los werden

Vielleicht gelingt's, vielleicht aber auch reißen sie alles in Grund und Boden und schlagen uns alle nieder wie die räudigen Hunde."

Unter den Zuschauern schwellte die Spannung immer höher an, je mehr die Nummer mit der Erhängung Jim-Jacks herannahte.

„Jetzt muß es wahr werden! Seht da den Galgen, den Stehblock und den Strick! Er soll schon hängen! Und die Anweisung auf zehntausend Dollars wird ihnen nicht geschenkt! Sonst fahren sie zur Hölle!" So flüsterte und gärte es in der Menge.

In eine schwarze Robe gekleidet, nahm der Advokat Sam Tongs auf einem Stuhl vor einem schwarzumhangenen Tisch, der auf die Bühne getragen wurde, Platz und legte feierlich ein dickes Buch auf den Tisch nieder.

Drohend ragte das Galgengerüst auf, und der Strick mit der Schlinge schwang vom Galgenbalken herab über dem Stehblock pendelnd hin und her.

Nachdem die Musik eine schwermütige Weise gespielt hatte, betrat der Direktor Fred Bouley die Bühne.

„Hochverehrtes Publikum," sprach er, „jetzt wird die Erhängung Jim-Jacks vorgenommen werden. Die Leitung der Exekution wird, wie Sie schon wissen, Senatsadvokat Mr. Sam Tongs in Händen haben. Mr. Tongs ist der bedeutendste Rechtskenner und der glänzendste Verteidiger der Union. Mr. Tongs wird nach Schluß der Vorstellung sehr gern bereit sein, in Bobbie Coddlings Bar irgendwelche Prozesse und Verteidigungen in Totschlags-, Betrugs- und Einbruchsangelegenheiten zu übernehmen. Ich empfehle daher allen unseren Besuchern Mr. Tongs angelegentlichst. — Jetzt wird," schloß er, „Jim-Jack erscheinen."

Auf die Bühne schritt mit einem graubraunen Tuch

um den Hals und in weiß und blau gestreiftem Sträflingsanzug als Jim-Jack — der dumme Tom.

Der Advokat Sam Tongs erhob sich: „Sind Sie gewillt, Mr. Jim-Jack," fragte er, „sich von irgend einem Besucher sofort erhängen zu lassen?"

„Mit dem größten Genuß, Mister."

„Nun denn, so richte ich an die werten Anwesenden die höfliche Anfrage: Wer wird die Gewogenheit haben, die Erhängung auszuführen?"

Kein Laut war unter den Tausenden vernehmbar.

„Ich erwähne noch," fuhr Tongs fort, „daß derjenige, welcher das Amt des Henkers freundlichst übernimmt, sofort nach Beendigung der Exekution fünfhundert Dollars erhält." Er griff auf den Tisch und hielt fünf Hundertdollarnoten empor. „Hier sind sie!"

Ein Flüstern rauschte durch die Reihen, dann erhob sich von seinem Platz — Dick Loader.

„Holla, Dick! Tu's, Dick! Fünfhundert Dollars, Dick!" feuerten ihn mehrere Stimmen an.

Dick Loader stieg auf die Bühne.

„Wollen Sie die Güte haben, Sir," fragte der Advokat, „Jim-Jack zu erhängen?"

„Sehr wohl."

„Ich danke Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit," sagte der dumme Tom lächelnd und schüttelte Dick kräftig die Hand, „herzlich im voraus. Nachher würde es leider nicht mehr möglich sein."

Alles lachte.

„Dann besteigen Sie jetzt, Mr. Jim-Jack," befahl der Advokat, „gefälligst den Stehblock."

Jim-Jack kletterte die Leiter hinauf und trat auf den Stehblock.

„Haben Sie schon öfters die treffliche Gelegenheit

gehabt, Sir," wandte sich Sam Tongs an Dick, „einen Ihrer lieben Mitmenschen zu erhängen?"

„Genau weiß ich's nicht, Sir."

„So werde ich Sie über die Ausführung unterrichten. Sie gehen die Leiter hinauf, legen Mr. Jim-Jack die Schlinge um den Hals, gehen wieder herab und nehmen den Stehblock unter den Füßen Jim-Jacks hinweg. Der Gentleman wird dann in der Luft schweben, die Schlinge wird sich zuziehen, und wenige Augenblicke darauf wird er zu seinen Vätern versammelt sein. Verstanden?"

„Sehr wohl."

„Dann walten Sie Ihrer Aufgabe."

„Sehr wohl."

Dick stieg die Leiter hinauf, legte die Schlinge um Jim-Jacks Hals, prüfte sorgsam, ob sie fest anlag, und kletterte wieder herab.

„Noch ein wenig Geduld, Sir," rief der Advokat Dick zu, der im Begriff war, auf den Stehblock zuzuschreiten. „Haben Sie noch eine letzte Bitte, verehrtester Mister Jim-Jack?" wandte sich Sam Tongs an diesen.

„Ich möchte noch ein paar Worte an die Versammelten richten, Mr. Tongs."

„Die Bitte ist Ihnen gewährt."

„Liebe Kollegen und Verwandte," sprach der dumme Tom mit lauter Stimme zu dem Publikum, „das Hängen ist der schönste Tod, denn man schwebt dabei, wie ihr gleich an mir sehen werdet, tatsächlich gen Himmel. Ihr wißt, daß das, was ein Mensch, der den Strick umarmt, voraussagt und wünscht, sicher in Erfüllung geht. Und so spreche ich denn, bevor ich von euch für immer scheide, den herzlichen Wunsch aus, daß ihr alle, alle, alle, jung und alt, Mann und Weib, arm

und reich, einst auf dieselbe angenehme Weise endet wie ich jetzt!"

„Nun, Mr Dick," sagte der Advokat in feierlichem Ernst, „steht es bei Ihnen, das übrige zu tun."

Dick Loader schritt nach dem Stehblock und schlang die Arme um ihn.

„Halt! Im Namen des Gesetzes!" donnerte der Advokat. „Bevor Sie, Mr. Loader," sprach er in eindringlichem Tone, „die letzte Hand anlegen, habe ich noch die Pflicht, Sie auf einen Paragraphen des Strafgesetzbuches des Staates Nebraska aufmerksam zu machen." Er schlug das dicke Buch auf dem Tisch auf und fuhr fort: „Paragraph 261 des Strafgesetzbuches lautet: Wer einem anderen Menschen vorsätzlich das Leben nimmt, auch wenn dieser damit einverstanden ist, wird mit Todesstrafe durch Erhängen oder im Begnadigungsfalle mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. — Haben Sie nun noch die Absicht, Mr. Dick, zur Verdienung der Belohnung von fünfhundert Dollars Jim-Jack aus dem Leben in den Tod zu befördern?"

Dick starrte blöden Auges auf den Sprecher. Dann wich er in scheuer Hast weit von dem Block zurück.

„Na, so dumm!" schrie er höhnisch und tippte sich vor die Stirn. „Da bin ich doch zu helle dazu! Ich danke schönstens für den Braten. Macht's selber!"

Jim-Jack schoß mit einer eleganten Volte in die Mitte der Bühne herab. „Meine Herrschaften," rief er, „so muß ich denn leider auf das liebenswürdige Eingreifen unseres guten Freundes Dick verzichten und noch weiter leben bis zum besseren, glücklicheren nächsten Male!"

Verstohlen wollte Dick Loader die Bühne verlassen.

„Nur wenige Worte noch, Mr. Loader!" Hugh Arblast war auf die Bühne getreten und hatte die Hand auf Dicks Schulter gelegt.

„Hochverehrte Damen und Herren!“ sprach er zu dem Publikum. „Es ist Ihnen bekannt, daß die Direktion des Riesenkunsttempels gelobt hat, einem der Besucher dieser Vorstellung eine Anweisung von zehntausend Dollars, zahlbar nach drei Tagen, zu überreichen. Mein Name ist, gestatte ich mir zu bemerken, Hugh Arblast. Hochgeschätzte Mitbürger in Stadt und Land,“ sprach er jetzt in schwungvollem Tone weiter, „Mais und Weizen sind in diesem Jahre vortrefflich geraten, die Schweinemast blüht, und die Viehpreise klettern lustig in die Höhe. Überall waltet Wohlstand und Wohlergehen. Aber kein Mensch ist vor plötzlichem Unheil sicher. Heute reich, morgen arm, heute rot, morgen tot. Da gibt es denn keinen besseren Schutz gegen alle Wechselfälle des Lebens als eine Lebensversicherung. Ich erlaube mir, mich Ihnen als Vertreter der ersten Lebensversicherungsanstalt „Life“ in New York ergebenst vorzustellen. Meine Gesellschaft hat seit wenigen Tagen eine neue Versicherungsform, die Dreitagepolice, eingeführt. Pro tausend Dollars kostet die Prämie nur zwanzig Cent. Die Versicherungssumme wird innerhalb drei Tagen nach dem Tode des Versicherten ausgezahlt. Diese neue Policenform zeichnet sich dadurch aus, daß nur das Datum vom Policenbesitzer ausgefüllt und vom Scheriff beglaubigt zu werden braucht, und die Versicherung ist von da an für die nächsten drei Tage gültig. Diese Policenformulare kann man sich im voraus kaufen, um sie dann bei besonders gefährlichen Umständen beliebig zu benützen. Ich werde nachher derartige Policenformulare in Bobbie Coddlings Bar zum regsten Verkauf bereit halten. Die Vorteile dieser Versicherungsform sind ungeheuer. Man braucht nur das beglaubigte Datum auszufüllen, und die lieben Erben sind mit der entsprechenden Ver-

sicherungssumme bei allen Zwischenfällen durch Verunglückungen aller Art im Beruf und auf Reisen oder Totschlag mittels Erschießen, Erschlagen, Erstechen und so weiter, wie sie so leicht auf Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Familienfesten und frohen Vergnügungen vorkommen, aufs einfachste und beste versorgt. — Meine Herrschaften," fuhr er mit erhobener Stimme fort und zog ein Papier aus der Brusttasche, „mit einer solchen neuen Policenform war auch Mr. Jim-Jack auf zehntausend Dollars versichert. Hier ist das Datum, und hier ist die Beglaubigung des Scheriffs. Zum lachenden Erben hatte Mr. Jim-Jack denjenigen eingesetzt, welcher ihm den Eingang zum himmlischen Paradies öffnen würde, in unserem Falle also den ehrenwerten Mr. Loader. — Mein Herr, zu meinem ehrlichsten Bedauern haben Sie sich selbst leichtsinnig nicht nur die Belohnung von fünfhundert, sondern auch außerdem die Versicherungssumme von zehntausend Dollars verscherzt. Aber jeder ist seines Glückes Schmied!"

Hugh Arblast verbeugte sich tief vor dem Publikum.

Ein banger Moment regungsloser Stille — — dann aber raste ein prasselnder Lachdonner und ein dröhnender Beifallssturm mit brausendem Händegeklatsch, jubelnden Zurufen und wildem Fußgestampf durch den weiten Raum.

Dick Loader faßte sich verlegen an das Kinn, spuckte wütend aus und rannte über die Treppe pfeilschnell mit knallrotem Gesicht herab.

„Holla, Dick! Fünfhundert Dollars, Dick! Verrechnet, Dick! Gesegnete Mahlzeit, Dick! Zehntausend Dollars, Dick!" Mit diesen höhnenden Zurufen empfingen ihn die Zuschauer.

„Hoch mit ihm! Hurra, tragt ihn hinaus! Auf die Schulter! Hoch mit ihm!" schrie es stürmisch dazwischen.

Im nächsten Augenblick hatten ihn mehrere kräftige Männer auf die Schultern gehoben und trugen ihn trotz alles Wehrens und Sträubens, gefolgt von einer lärmenden, johlenden Schar, dem Ausgang zu.

„Smarte Jungens! Tolle Burschen! Verteufelte Kerls!“ das waren die bewundernden Äußerungen, mit denen die Menge, während sie das Zelt verließ, die Produktionen und Darsteller überzeugt rühmte.

Will Battle, Lizzie, die Direktoren Bouley mit ihren Frauen und der dumme Tom trafen freudestrahlend auf der Bühne zusammen, während Ralph Drudger, Sam Tongs und Hugh Arblast nach Bobbie Coddlings Bar eilten.

„Gelungen, gelungen!“ frohlockten sie. „Viktoria! Der Sieg ist unser!“

„Nachher,“ wandte sich Will Battle an den Direktor Fred Bouley, „bei einem guten Tropfen werde ich Ihnen nun auch den Vorschlag machen, von dem ich schon sprach, und der meine Idee erst noch zur vollen Bombenidee aufbauschen soll.“

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später saßen die Artisten und Vertrauensmänner bei einer schweren Batterie Kaliforniawein in Bobbies Hinterstube beisammen. Der Wundarzt hatte 201 Büchsen seiner weltberühmten Wundsalbe „Phönix“ verkauft, der Winkeladvokat hatte die Führung von 29 fetten Prozessen übernommen, und der Agent 147 Policen mit einer Versicherungssumme von 193,000 Dollars abgesetzt. Auf Will Battle und die Direktoren waren von dem Kassenerlös als Reinverdienst je 1786 Dollars entfallen.

„Auf das Wohl von uns Galgenstricken!“ sagte Will Battle übermütig.

Klirrend klangen die Gläser aneinander.

„Nun, und Ihr Vorschlag, Mr. Battle?“ fragte Fred Bouley erwartungsvoll.

„Was meinen Sie, Bouley,“ sagte dieser verschmitzt lächelnd, „wenn wir das Unternehmen in derselben Form fortsetzten und meine Braut als Augenausreißerin und ich als Manager daran teilnähmen? Immer halbpart! Die Bombenidee würde dann auch sicher einen Bombengewinn einbringen!“

„Das ließe sich hören,“ antwortete Bouley. „Aber Miß Lizzie?“

„Ja, wie denkst du darüber, Lizzie?“

„Ich habe jetzt keine Angst mehr davor. Was du beschließt, ist auch mein Wille, und wo du hingehst, gehe ich mit,“ kam es herzlich aus Lizzies Munde.

„Brav, meine liebe Lizzie! Gut denn. Morgen gehen wir zum Reverend des gelobten Snoutville und lassen uns trauen, mein Herz! Dann gondeln wir als liebendes Ehepaar mit Bouleys durch alle Nester der Union. Ich werde die Reklame besorgen, mit den Zeitungen vermitteln, Wundärzte, Advokaten und Agenten gewinnen und ihnen die Ansprachen einbläuen. Auf ein Jahr wollen wir uns verpflichten. Dann kaufen wir uns von unserem erworbenen Vermögen ein nettes Landgut und ziehen unseren Kohl und unsere Kinder groß. Hier,“ schloß er und hielt die Hand über den Tisch, „sind Sie bereit, Bouley, zur Jagd auf das Glück?“

„Well,“ sagte der Direktor fröhlich und schlug kräftig ein. „Ein Mann ein Wort, und von morgen an vorwärts mit Pauken und Trompeten!“

Am nächsten Morgen erschien im „Expreß“ folgende Mitteilung:

„An meine verehrten Leser!

Am heutigen Tage habe ich den „Expreß“ mit allem

toten und lebenden Inventar an Mr. Ned Wright übergeben. Mr. Wright ist eine bewährte Kraft und wird das Weltblatt mit vollster Hingabe und tiefstem Verständnis für die gesteckten hohen Ziele im bisherigen Sinn fruchtbringend weiterführen.

Gleichzeitig gestatte ich mir ergebenst, allen meinen Freunden meine Verehelichung mit Miß Seraphine, im bürgerlichen Leben Miß Lizzie Evans, hochbeglückt anzuzeigen.

Ich selbst nehme von allen meinen werten Lesern freudigen Abschied. Der gestrige Abend hat mir bewiesen, daß die Empfänglichkeit für alles Schöne und Erhabene, das die Kunst darbietet, frisch und froh in ihnen lebt.

Zu dem Inventar des „Expreß“ gehören fünf Mastschweine. Sie sind nicht nur mit Mais, sondern auch ergiebig mit Zeitungspapier gefüttert. Mr. Ned Wright hat sich entschlossen, für alle diejenigen, welche auch im nächsten Quartal dem „Expreß“ als Abonnenten treu bleiben, am Ersten des Quartals in Bobbie Coddlings Bar ein großes, allgemeines Schlachtfest zu veranstalten. Die Abonnementsquittung ist von jedem Teilnehmer mitzubringen!! Bei der Eigenart der Mästung der Schlachtopfer wird jeder berechtigte Gast nicht nur eine tüchtige Portion Schweinernes, sondern auch einen mächtigen Posten von Wissen, Belehrung und Erleuchtung zu sich nehmen.

Will Battle nebst Frau Lizzie.“





Die Schweizer Bundeshauptstadt Bern.

Ein Städtebild von Martin Horwitz.

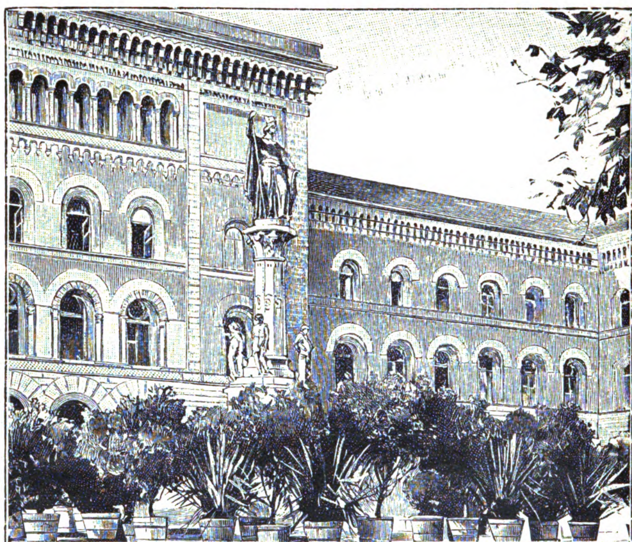


Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Bern führt einen Bären im Wappen, und die Sage meldet, daß der Gründer der Stadt, Herzog Bertold V. von Zähringen, sie an einer Stelle erbaut habe, wo es ihm geglückt war, einen starken Bären auf der Jagd zu erlegen. Der Bär als Wappentier der Bundeshauptstadt spielt in der heraldischen Sprache der Schweiz eine Hauptrolle, und seit Jahrhunderten werden im „Bärengraben“ zu Bern stets einige lebende Exemplare des ebenso intelligenten wie kampfgewaltigen Raubtiers gehalten, das einst in den Bergen der Schweiz heimisch war.

Dennoch verdankt das altberühmte Bern seinen Namen nicht jener Sage und nicht einem Bären. Mit dem Namen Bern bezeichnete der Deutsche im frühen Mittelalter die Stadt Verona jenseits der Alpen in Oberitalien; Verona war die Stadt „Dietrichs von Bern“, wie das altdeutsche Heldenlied den Ostgotenkönig Theodorich

nennt, der bei Verona den Odoaker besiegte und in der Folgezeit das feste Kastell der alten Römerstadt ob der Etsch zu seiner Königsburg ausbaute. Im Reich Karls des Großen war Verona die Hauptstadt einer Markgrafschaft, über die eine Zeitlang das Geschlecht der Zähringer herrschte. In der Hohenstaufenzeit aber ging



Nordseite des alten Bundespalasts.

das Land dem Reiche verloren; Bertold V. von Zähringen war Herzog von Alemannien und „Rektor" von Hochburgund. Als ein deutsches Verona ließ er 1191 inmitten der hochburgundischen, zwischen Alpen und Jura sich ausdehnenden Gaue auf einer von dem Alpenwasser der Aare umströmten Felsenzunge den festen Waffenplatz anlegen, dem er den Namen Bern gab. Es galt, dem aufrührerischen hochburgundischen



Das Parlamentsgebäude und die Bundeshäuser auf der Bundesterrasse.

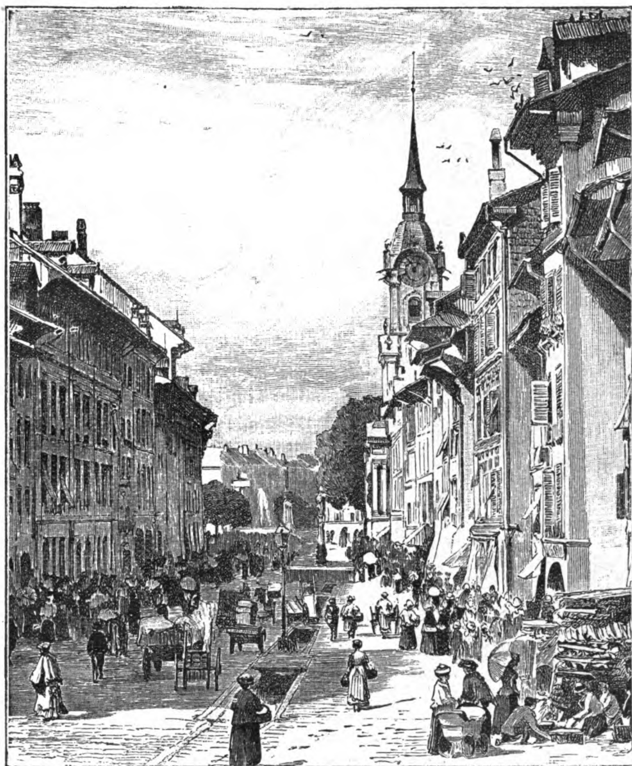
Adel, der nach dem jähen Tod des Kaisers Barbarossa vom deutschen Reiche abzufallen drohte, ein Bollwerk entgegenzusetzen. Als Bertold kinderlos starb, wurde Bern eine freie Reichsstadt. Die Berner, im Waffenhandwerk geübt, führten den Kampf mit den angrenzenden Dynasten auf eigene Faust fort; sie zwangen dieselben, Bürger der Stadt zu werden, was sie zur Kriegsfolge verpflichtete und ihr Gebiet indirekt unter die Herrschaft von Bern brachte.

Auf Grund dieses Verhältnisses wurde Bern im Mittelalter unter siegreichen Kämpfen mit mächtigen Gegnern die Hauptstadt der ganzen Landschaft, die sich von dem gewaltigen Alpenmassiv der Jungfrau und des Finsteraarhorns, vom Thuner und Brienzer See bis zum Jura ausdehnt; als solche trat Bern am 6. März 1353 der Eidgenossenschaft der Schweizer Urkantone bei.

Dem kriegerischen Geiste seines Ursprungs und seiner Bewohner, seiner dominierenden Lage im früheren Hochburgund hatte es Bern weiter zu danken, daß ihm während der Burgunderkriege die Führung der Eidgenossenschaft zufiel und daß es in der politischen Weiterentwicklung der Schweiz jene Stellung errang, die im Jahr 1848 seine Erhebung zur Bundeshauptstadt der Schweiz herbeiführte. Als solche aber wurde es ein Hauptmittelpunkt des Weltverkehrs, der Sitz des Internationalen Bureaus des Weltpostvereins, des Internationalen Telegraphenbureaus, des Internationalen Bureaus für geistiges Eigentum und des Zentralamts für den internationalen Eisenbahntransport.

So wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Chronist Johannes Stumpf schilderte, liegt es heute noch auf seinem Felsplateau, „ein gewaltig Statt, die durch den Fluß Arolam ringsweis als mit einem tiefen

Graben umbgeben und so von Natur beveſtiget iſt"; aber dieſe natürliche Feſtung iſt mit dem gegenüberliegenden Ufer durch ſechs Brücken, von denen eine dem



Spitalgaſſe mit der Heiliggeiſtkirche.

Eiſenbahnverkehr dient, verbunden; ſieben Eiſenbahnen, von Baſel und Zürich via Olten, von Luzern, von Thun und dem Berner Oberland zwei verſchiedene Linien, vom Jura her zwei Linien, die eine über Biel, die

andere über Neuchâtel, und vom Genfer See her, laufen hier zusammen.

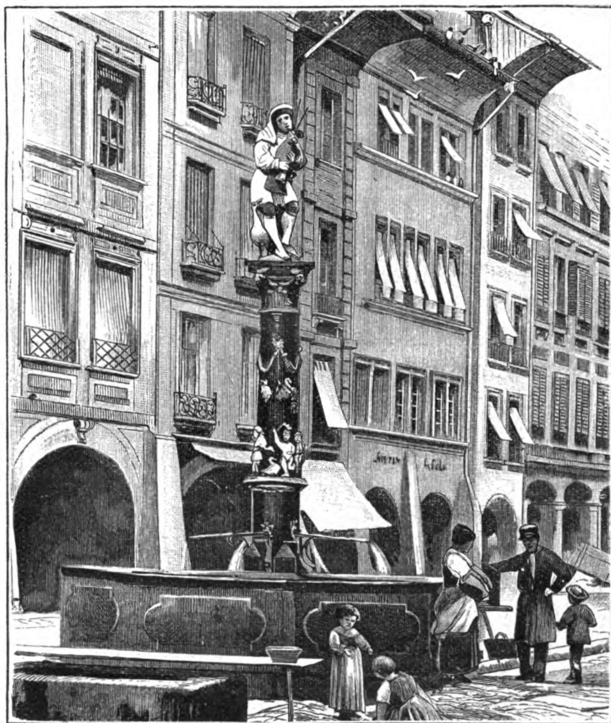
Für den Fremdenverkehr in der Schweiz, für all die



Denkmal Bertolds V. von Zähringen.

vielen Tausende, die allsommers zur Erfrischung und zum Naturgenuß in die Schweizeralpen hinaufziehen, ist Bern eine Zentralstation. Und wahrlich, kein Fremder sollte sich von seiner Sehnsucht, möglichst schnell in die Berge zu kommen, verleiten lassen, ohne Aufent-

halt an Bern vorbeizufahren. Die Stadt bietet an Sehenswürdigkeiten viel, und ist schon infolge ihrer Lage als Ganzes selbst eine Sehenswürdigkeit; zugleich aber

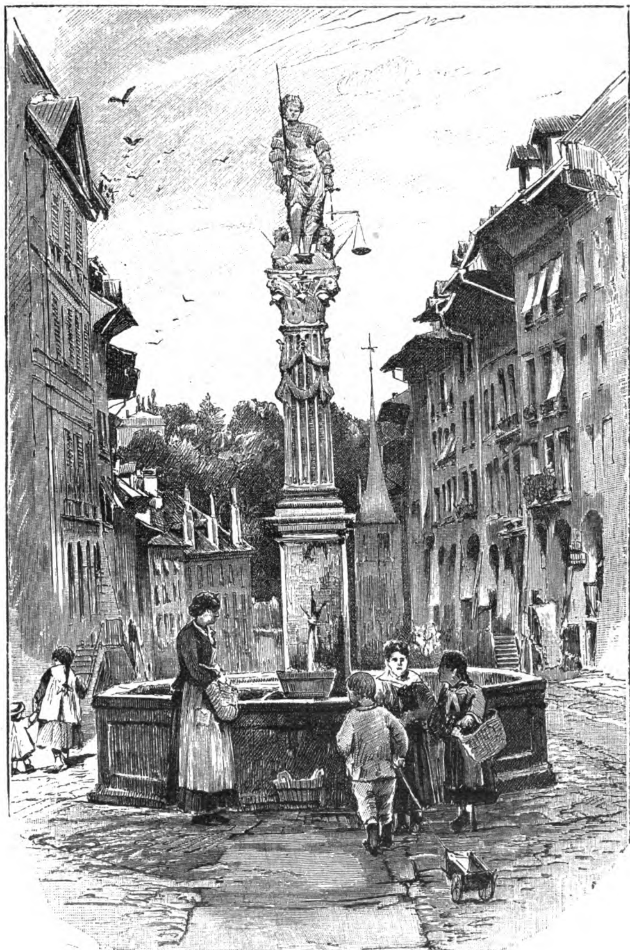


Dudelsackpfeiferbrunnen.

bietet Bern auf seinen Uferterrassen und den Schanzen der früheren Stadtbefestigung Aussichtswarten, von denen man ein Alpenpanorama überblickt, das in der Welt kaum seinesgleichen hat. „Das Alpenpanorama von Bern,“ sagt der berühmte Alpengeologe G. Studer,

„zeichnet sich nicht weniger durch die Schönheit seiner Formen, eine höchst malerische Gruppierung, als durch Erhabenheit und durch die Deutlichkeit aus. Fast jeder einzelne Gipfel des Mittelgebirges oder der Hochalpen fesselt das Auge, sei es durch seine riesenhaften Verhältnisse, sei es durch seine regelmäßige Gestaltung. An den einen bewundert man die kühne Felskonstruktion, an den anderen die Pracht und Reinheit der Firnbekleidung. Die verschiedenen Gruppen sind zu einem großen herrlichen Ganzen geordnet; jede entferntere Gebirgsreihe steht amphitheatralisch über den näheren aufgetürmt, und das Auge eines Uneingeweihten wähnt, in diesem vielgegliederten Bau eine einzige himmelansteigende Gebirgswand vor sich zu sehen, welche von der Grundfläche des Aaretales bis auf die Spitze der Jungfrau eine Höhe von mehr als 11,000 Fuß mißt.“

Alle diese Eigenschaften der Stadt vereinigt erkennt man so recht auf der Terrasse des Bundespalastes, die vom Bahnhof aus südwärts schnell zu erreichen ist. Der Bahnhof selbst liegt am Fuße der Großen Schanze, deren frühere Befestigungswerke die Stadt gegen die Landseite hin zu verteidigen hatten, während sich jetzt um die Höhe verschiedene Gebäude: die Berner Universität, die Sternwarte, das Verwaltungsgebäude der Bundesbahnen ausdehnen. Der Bundespalast, am Südrande der Stadthöhe im Nordwesten der Kirchenfeldbrücke gelegen, besteht aus dem prächtigen Kuppelbau des Parlamentsgebäudes, sowie dem östlichen und dem westlichen Bundeshaus. Das letztere Gebäude, 1852 bis 1857 von Stadler und Studer im Florentiner Palaststil erbaut, enthält das Politische Departement, die Departements des Innern, der Justiz u. s. w. Bis zur Eröffnung des Parlamentsgebäudes befanden sich hier auch die Sitzungssäle des Nationalrats und des



Gerechtigkeitsbrunnen.

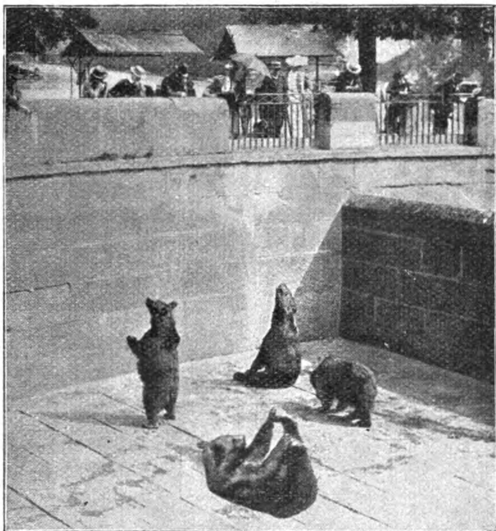
Ständerats. Im Hof an der Bundesgasse erhebt sich der 1863 errichtete Berna-Brunnen. Das östliche

Bundeshaus, 1888 bis 1892 von Auer im gleichen Stil erbaut, enthält die Departements des Krieges, der Industrie und der Landwirtschaft. Auch das Parlamentsgebäude mit seiner stolzen Kuppel zwischen den beiden Staatsgebäuden ist nach Plänen von Auer ausgeführt worden. Ein Säulenportikus trägt die Nordfassade; den Giebel krönt hier eine Statue der Helvetia. Die Südfassade nach der Aare hin zeigt am Fries die Wappen der zweiundzwanzig Schweizer Kantone in farbiger Mosaik aneinandergereiht; oben auf dem Sims stehen sechs Statuen, welche die verschiedenen Stände darstellen. Landwirt, Kaufmann, Gelehrter sind von Albisetti, Krieger, Künstler und Handwerker von Alfred Lanz geschaffen. Durch diese drei Gebäude hat der Charakter Berns als Bundeshauptstadt eine wahrhaft monumentale Ausprägung erfahren.

Auf derselben Uferseite, mehr östlich, erhebt sich in ähnlich dominierender Weise das alte Münster auf breiter Terrasse über die Stadt. Der schöne spätgotische Bau stammt in seinen Fundamenten aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts; der hundert Meter hohe Turm mit seinem durchbrochenen Helm wurde erst neuerdings nach Plänen des Ulmer Architekten Beyer von August Müller ausgebaut. Von besonderer Schönheit ist das Westportal und das durchbrochene Dachgeländer, dessen Muster zwischen je zwei Strebepfeilern wechselt.

Im Innern sind die gemalten Fenster des Chors und die geschnitzten Chorstühle von besonderem künstlerischen Reiz. Die Wappentafel Bertolds von Zähringen wurde im Jahre 1600 von der Stadt gestiftet. Ein anderes Denkmal in der Kirche erinnert an den Schultheißen Friedrich von Steiger und verzeichnet die Namen der 1798 am Grauholz und bei Neuenegg im Kampf gegen

die Franzosen gefallenen Berner. Den Kirchplatz vor dem Münsterportal schmückt das erzene Reiterstandbild Rudolf von Erlachs, der die Berner am 21. Juni 1339 bei Laupen führte, wo ihrer Kriegsmacht der verbündete Adel Hochburgunds, des Aargaus, des Üchtlands und Savoyens erlag. Die Münsterterrasse, auf welcher das



Der Bärengraben.

Denkmal Bertolds V., des Gründers der Stadt, von Tscharner steht, gewährt unter dem Schattendach ihrer alten Bäume eine herrliche Aussicht auf die zu ihren Füßen über die Schwelle rauschende Aare und auf das Berner Oberland.

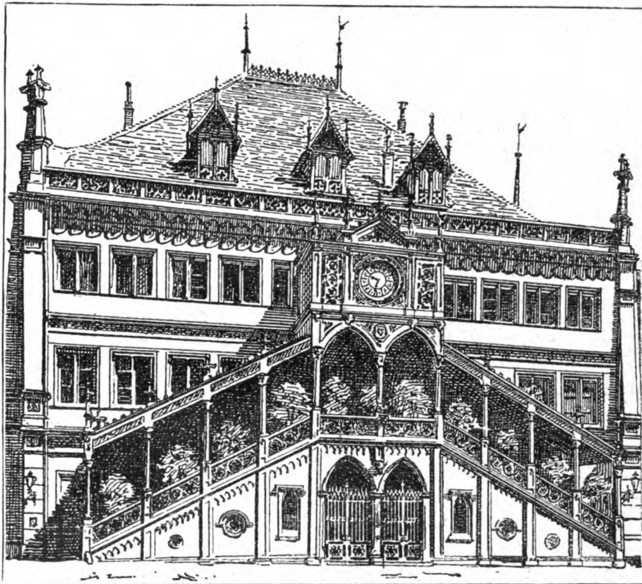
Wer hier oder auf der Bundesterrasse seine Augen sich am Anblick der Hochalpen hat weiden lassen, der sollte nicht versäumen, sich nun auch auf dem gegen=

überliegenden Ufer, vom Helvetiaplatz oder der Thunstraße aus, die die neuen Quartiere des Kirchenfeldviertels durchschneidet, einen Blick auf das alte Stadtbild Berns zu verschaffen. Die Kirchenfeldbrücke ist vom Kirchplatz durch die Herrengasse und den Klosterhof, an dem älteren Universitätsgebäude, das einem neuen Kasino Platz machen soll, und der Stadt- und Hochschulbibliothek vorüber, schnell erreicht. Diese Brücke, ein 1882 und 1883 nach Plänen von Probst und Röhlisberger ausgeführter Eisenbau, überspannt das Aaretal in zwei stolzen Bogen von je 87 Meter Spannweite.

Der Helvetiaplatz wird von der Front des Historischen Museums beherrscht, das im mittelalterlichen Stil nach Lamberts Plänen erbaut ward. Das große Mosaikbild von P. Robert über dem Eingang mit den Gestalten der Geschichte und Poesie und sechs Figuren, die die verschiedenen Epochen der Geschichte Berns verkörpern, wird ergänzt durch die Inschrift auf dem mit Wappen geschmückten Fries: „Sic transit gloria mundi." Die Schätze an Waffen und Geräten, Rüstungen und Staatsgewändern, Teppichen und architektonischen Fundstücken aus alter Zeit bezeugen noch beredter den Wandel der Zeiten.

Wohl wirkt das heutige Bern noch altertümlich; aber von seinen Gebäuden stammt nur noch ein einziges aus der Zeit vor dem großen Brand, der am 14. Mai 1405 die damalige Stadt ganz in Asche legte, nämlich die alte Dominikanerkirche, jetzt als Französische Kirche bezeichnet. Alle anderen Häuser der Stadt sind aus späterer, die meisten sogar aus viel späterer Zeit, nämlich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, was namentlich der Baustil der bedeutenderen Patrizierhäuser verrät. In französischer Schule gebildete tüchtige Baumeister, so führt der bekannte Berner Schriftsteller

J. V. Widmann in einer Charakteristik Berns aus, haben diese vornehmen Fassaden mit den außerordentlich hohen Fenstern geschaffen. Indessen diese Baumeister mußten einen für die Stadt charakteristischen architektonischen Gedanken alter Zeit in ihre Neubauten



Das alte Rathaus.

mit aufnehmen: die durch alle Hauptgassen ununterbrochen fortlaufenden Arkaden oder Laubengänge, welche schon vor dem Brande existiert hatten.

Da auch andere von den Herzogen von Zähringen gegründete Städte, zum Beispiel das schweizerische Freiburg, Yverdon, Burgdorf, Murten, solche Arkadenanlage zeigen, der man übrigens auch in lombardischen Städten öfters begegnet, so darf man für gewiß annehmen, daß

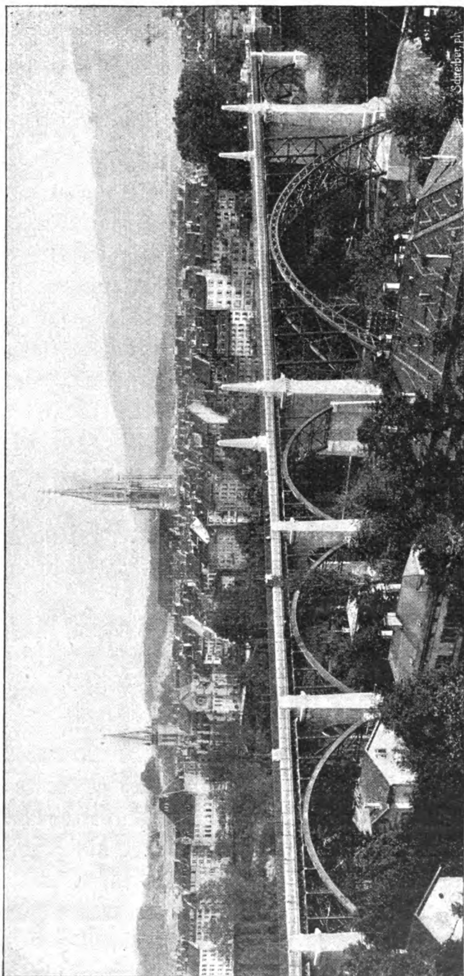
diese Lauben uralt sind, und sie geben der Stadt ihr altertümliches Gepräge. Dabei ist zu bemerken — wie das unsere Leser am besten dem Bilde der Kramgasse mit dem Zeitglockenturm entnehmen — daß diese Arkaden nicht etwa von schlanken Säulen getragene hohe Hallengänge sind, wie man sie zum Beispiel in Bologna findet, sondern daß sie mit ihren verhältnismäßig niederen Bögen, mit dem wuchtigen Massiv ihrer kurzen und nach der Straße zu vorspringenden Strebepfeiler eher den Eindruck von Grotten machen, etwas „Mutzes" haben — wie der Berner von seinem Wappentier her das mehr kolossal Schwerfällige als elegant Leichte zu nennen beliebt.

In das Innere der Altstadt führt vom Bahnhof aus ein langer Straßenzug, der erst an der Spitze der Landzunge, im Osten der Stadt endigt, wo einst die Burg Nydeck stand — die Nydeckkirche ist auf den Fundamenten des alten Schlosses aufgebaut — und noch jetzt das älteste Viertel liegt. Die einzelnen Glieder dieser Hauptverkehrsader führen die Namen Spitalgasse, Marktgasse, Kramgasse, Gerechtigkeitsgasse, Nydeckgasse; diese letztere führt zur „neuen" Nydeckbrücke, über die man zum „Bärengraben" gelangt.

Dicht vor dem Bahnhof erhebt sich der schlanke Bau der Heiliggeistkirche, hinter ihm, am Bubenbergplatz, dehnt sich das Bürgerspital aus. Nordöstlich vom Bahnhof, hinter dem neuen Postgebäude, laden das Kunstmuseum und das Naturhistorische Museum zum Besuche.

Der malerische Charakter der genannten Straßen, zu welchem die Lauben und vorspringenden Dächer der Häuserfronten wesentlich beitragen, wird ungemein belebt durch die alten Tore, welche sich dem Besucher in den Weg stellen, und die vielen originellen Brunnen,

die ihnen zur Zierde gereichen. Der Dudelsackpfeiferbrunnen in der Spitalgasse stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. – Am Eingang der Marktgasse, wo der Bären- und der Waisenhausplatz die Westgrenze der Stadt bis 1346 bezeichnen, steht der Käfigturm, der im 17. Jahrhundert erneut wurde. Der Zeitglockenturm, zwischen Marktgasse und Kramgasse gelegen, von dem aus links man am Kindlifresserbrunnen vorbei zum alten Kornhaus und zum neuen



Karl Schnell in Bern phot.

Die Kornhausbrücke.

Theater gelangt, ist der älteste westliche Torturm der Stadt. Er ist im Laufe der Zeiten wiederholt restauriert worden. Das kunstvolle Uhrwerk auf der Ostseite, das beim vollen Glockenschlag einen Hahn krähen und eine Schar Bären ihren Umzug halten läßt, ist eine besondere Sehenswürdigkeit.

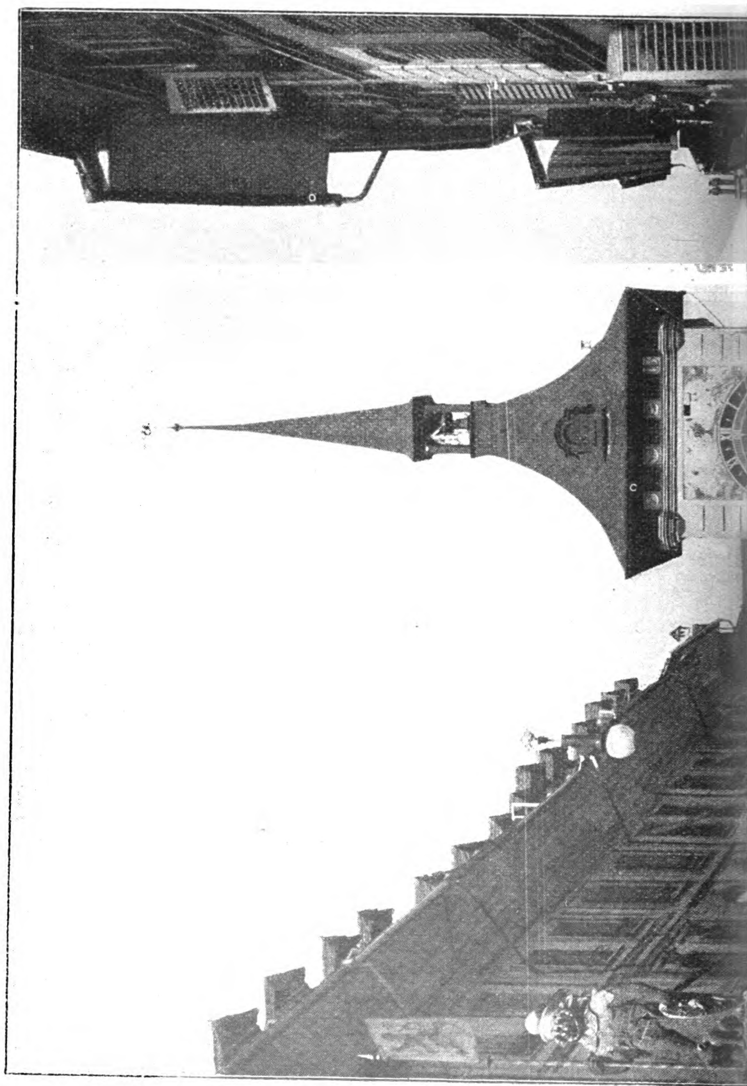
Der Bär, das Wappentier Berns, ist überhaupt oft in dieser alten Architektur als Ornament verwertet. Auf dem Zähringer Brunnen in der Kramgasse ist er zu sehen mit Schild, Schwert und Banner und maulkorbartigem Helm. Der Kindlifresserbrunnen auf dem Kornhausplatze, der die groteske, dem Namen entsprechende Figur trägt, zeigt am Schaft der Säule einen Zug gewappneter Bären. Auch die neuere Plastik hat den „Mutz" verschiedentlich beim Ausschmuck der Denkmäler benützt. In Erz gegossen sitzt er viermal um das Erlach-Monument herum; in Stein gemeißelt thront er vor dem Historischen Museum zweimal, auf dem Denkmal des Zähringers dient er dem Gründer der Stadt als Helmträger.

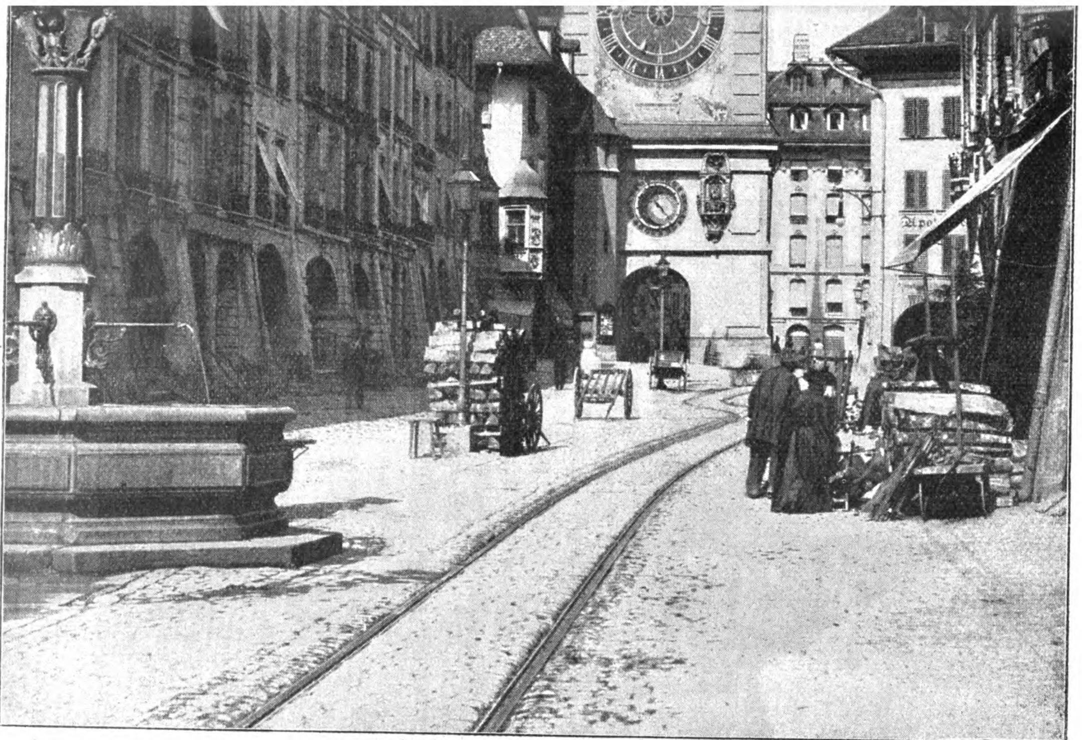
Die große Vorliebe der Berner für ihr Wappentier zeigt sich vor allem aber in dem Interesse, das die Bewohner der Stadt wie die des ganzen Kantons für die lebenden Repräsentanten haben, die jahraus, jahrein im Bärengraben jenseits der Nydeckbrücke als städtisches Eigentum gehalten werden. Hier ist die östliche Endstation für den Trammwagenverkehr der Stadt. Schon seit vierhundert Jahren ernährt die Stadt solche lebendige Vertreter ihres bereits 1224 auf einer Urkunde vorkommenden Siegels. Bis 1798 waren die im Bärenzwinger gehaltenen Tiere die Nachkommen zweier jungen Petze, die der bernische Hauptmann Glado May aus der Schlacht von Novara (1513) als Kriegsbeute mit heimgebracht hatte. Als Bern im Jahre 1798 das Unglück

hatte, von den Truppen der französischen Republik erobert zu werden, wurden von diesen die letzten Abkömmlinge jener Ahnen gleich dem Berner Staatsschatze entführt. Der Verlust wurde später gedeckt durch aus Siebenbürgen stammende, ungemein kräftige Tiere, welche ein dortiger Graf der Stadt Bern zum Geschenk machte. Diese sind die Ahnen des jetzigen Geschlechts, das den zweiteiligen Rundgraben von gefälliger altertümlicher Form bewohnt und, in der Gefangenschaft geboren, sich kein besseres Los zu wünschen scheint. Sie sind sehr zahm, und gern folgen sie, wenn auch in aller Gemächlichkeit, der Aufforderung des sie fütternden Publikums, sich auf den Hinterbeinen aufzurichten, um so die ihnen zugeworfenen Leckerbissen aufzufangen. Dies Publikum besteht im Sommer natürlich zum großen Teil aus Fremden. Aber auch in den anderen Jahreszeiten ist die steinerne Brüstung von groß und klein umlagert, denn die Bären haben nicht wenig Freunde und Gönner in der Bürgerschaft und unter dem zu den Märkten hereinkommenden Landvolk, die ein dauerndes Interesse an ihnen nehmen, besonders aber unter der Jugend.

Übrigens, so wird versichert, nimmt es der Berner gar nicht übel, wenn sein Wappentier als Symbol auf den bernischen Volkscharakter angewandt wird; denn, so sagt J. V. Widmann, mit dem Phlegmatischen verbindet sich in diesem Sinnbild der Gedanke an Stärke, an Beharrungsvermögen und — bei aller Bärbeißigkeit — an ein gewisses treuherziges Wesen.

Der Weg vom Bahnhof zur Nydeckbrücke vermittelt zwar dem Fremden ein ziemlich vollständiges Bild vom Charakter der Altstadt, aber er ist auf diesem Gange doch noch nicht zu allen Sehenswürdigkeiten gelangt. Wir wenden uns zurück und biegen etwas nördlich in die



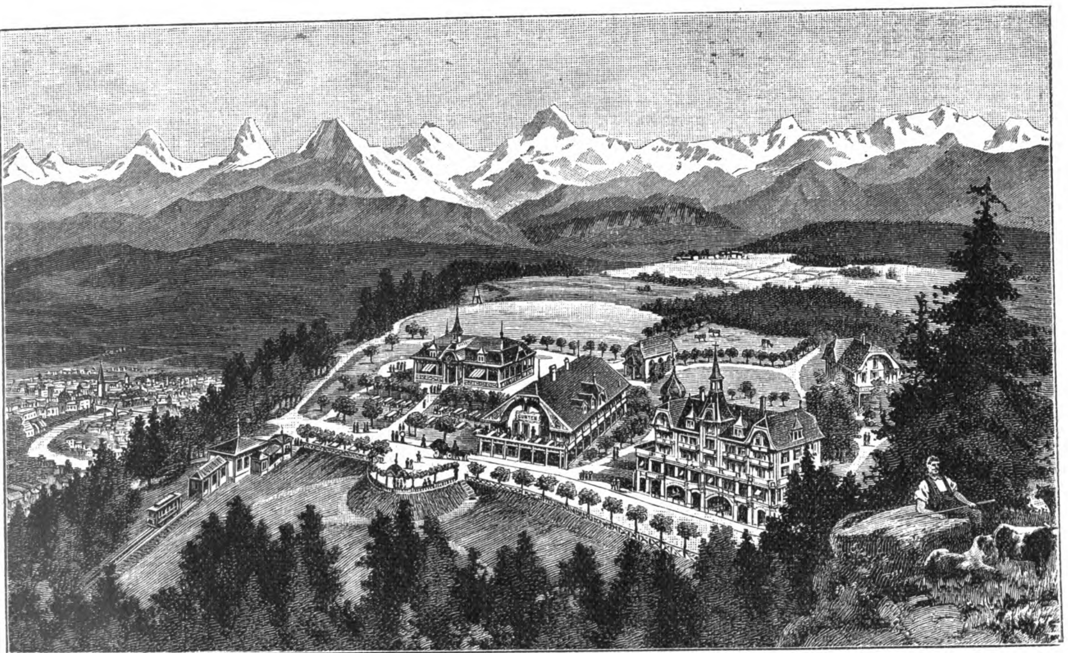


Kramgasse in Bern mit dem Zeitglockenturm.

Postgasse ein und gelangen so zu dem alten kantonalen Rathaus. Es stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und ist im Stil der burgundischen Spätgotik gebaut. Besonderen architektonischen Reiz verleiht ihm die schöne Außentreppe. Im Innern ist der Regierungsratsaal mit seiner reichen Holzschnitzerei und den gemalten Fenstern sehenswert. Nebenan steht östlich die spätgotische Staatskanzlei, westlich die altkatholische Kirche.

Die Metzgergasse führt zum Kornhaus. Es wurde 1711 zur Aufbewahrung des Korns aufgeführt und neuerdings umgebaut, um als Gewerbemuseum und Gewerbeschule zu dienen. Der im altbernischen Stil neuhergestellte und mit Wandbildern von R. Münger, Trinksprüchen und Volksliedern hübsch dekorierte Kornhauskeller besitzt ein Faß, das dem berühmten Heidelberger nur wenig nachgibt, da es ungefähr 40,000 Liter faßt. Vom Kornhausplatz führt die großartige, nach Entwürfen von A. und H. v. Bonstetten 1895 bis 1898 durch P. Simons erbaute Kornhausbrücke über die Aare. Diese von steinernen Pfeilern getragene eiserne Bogenbrücke, deren Hauptöffnung 117 Meter Spannweite mißt, hat eine Steigung von 27 Prozent. Wir kommen über sie in einen gleich dem Kirchenfeldviertel in Entwicklung begriffenen neuen Stadtteil und auf das Schänzli.

Dies hochgelegene Gartenrestaurant mit seiner Terrasse ist eine der schönsten Aussichtswarten in der näheren Umgebung Berns. Im Vordergrunde liegt hoch über der Aare die alte malerische Stadt, sich abhebend von dem bewaldeten Bergrücken des Gurten; aus der Ferne leuchten links die Schneehäupter der Berner Alpen, und rechts grüßen die Gipfel der Stockhornkette mit den anschließenden Freiburger Gebirgen.



Gurten.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Umgebung Berns eine Menge lockender Ziele für Spaziergänge und größere Ausflüge bietet. Ein herrlicher Forst ist der Bremgartenwald mit dem uralten Schloß und Dörfchen gleichen Namens, den schon der berühmte bernische Naturforscher und Dichter Albrecht v. Haller besungen hat. Selbst die Landstraßen tragen dazu bei, der Umgebung Berns den Charakter eines Parkes zu geben. Denn sie sind nicht mit mageren Pappeln bepflanzt. Seit Jahrhunderten ziehen sich über sie Alleen hin, die aus Linden, Ulmen, Eschen, Platanen, wilden Kastanien und ähnlichen großkronigen Bäumen bestehen.

Wer das bisher Geschilderte, die ganze Stadt mit ihrer herrlichen Umgebung, mit einem Blick überschauen und dazu das Alpenpanorama in seiner unvergleichlichen Pracht genießen will, der fahre oder wandere zum Schluß auf den Gurten, dessen Gipfel er mit der vom Bahnhof abgehenden Trambahn und der anschließenden, elektrisch betriebenen Seilbahn in einer halben Stunde erreicht.

Das ist die beste Vorbereitung und Orientierung, bevor man über Thun und Interlaken sich ins Herz des Berner Oberlandes begibt.





Die Marsreise.

Eine Phantasie. Von Adolf May.



Es war am 5. Mai des Jahres 2005. Die ganze zivilisierte Welt befand sich in ungeheurer Aufregung. Den eigentlichen Herd derselben bildete aber das so herrlich am Nilstrom gelegene Kairo. Die mächtig aufgeblühte Metropole, der sämtliche Haupteisenbahnlinien Afrikas, von Kapstadt wie von Algier, von Timbuktu wie von Dar es Salaam, zustrebten, war nicht nur die größte, sondern auch die schönste Stadt des ganzen Weltteils geworden. Dort ging der Enthusiasmus sogar so weit, daß an diesem Tage nicht nur alle Geschäfte geschlossen waren und alles, was Arbeit hieß, stockte, sondern die ganze Stadt glich mit ihren Flaggen und Wimpeln, Girlanden und Triumphbogen einem ungeheuren Festplatz. Es schien, als wäre die ganze zweiundeinhalb Millionen zählende Einwohnerschaft auf den Beinen. Sich gänzlich fremde Menschen riefen einander Scherzworte zu und schüttelten sich die Hände.

Die ganze übrige Welt hatte zu diesem Tage Vertreter nach Kairo gesandt, und es war interessant, zu

sehen, wie einträchtiglich Deutsche und Franzosen, Engländer und Amerikaner, Japaner und Russen, Neger und Chinesen nebeneinander hergingen.

In dem wogenden Menschenmeer drängten halbwüchsige Knaben und Mädchen sich herum, und eines versuchte das andere durch noch kräftigere Rufe zu überbieten. Über dem linken Arm trugen sie Zeitungsblätter von wahrhaft gigantischem Umfange, und indem sie ein solches jedem Vorübergehenden unter die Nase hielten, schrieen sie ihm aus Leibeskräften in die Ohren: „Kaufen Sie das Festprogramm! Soeben vom Marsklub herausgegeben. Lebensbeschreibung der kühnsten der kühnen Marsreisenden Smith und Dunker. Alles, was Sie über die Abfahrt der Forscher und ihre Abenteuer wissen wollen — alles steht hier. Kaufen Sie das Festprogramm! Kaufen Sie!“

Da kein Saal, keine Halle in einem der privaten oder städtischen Gebäude ausreichte, um die Zuhörerschar zu fassen, hatte der Marsklub sich genötigt gesehen, einen Teil des großen, sich am rechten Nilufer hinziehenden Parkes für seine Zwecke herzurichten. Der Magistrat der Stadt war im Interesse der Wissenschaft selbstverständlich sofort bereit, dem Marsklub eine genügende Fläche zu überlassen, und bald erhoben sich hier die Sitze amphitheatralisch und in hohem Kreisbogen um die Rednertribüne.

Auf 2 Uhr Mittags war der Vortrag des Professors Dunker angesetzt. Um 11 Uhr Vormittags wurde das Publikum gegen Vorzeigung von Einlaßkarten, die der Marsklub der Ordnung halber ausgegeben hatte, zu den Sitzen gelassen. Um 11 Uhr 30 Minuten waren alle Plätze besetzt.

Vom Publikum lebhaft begrüßt, betraten um 1 Uhr 30 Minuten die Mitglieder des Marsklubs ihre um das

Podium gelegenen Sitze, und Punkt 2 Uhr bestieg Professor Dunker, der Held des Tages und des ganzen Erdballs, die Rednertribüne. Der jauchzende Tumult des Volkes kannte keine Grenzen. „Hip, hip! Hurra! Bravo! Heil! Vive! Hoch!“ tönte es in babylonischem Stimmgewirr untereinander. Mit freundlicher Miene verbeugte sich dieser populärste Mann der Welt, ohne jedoch auf seinen Triumph sonderlich stolz zu erscheinen.

Fünf Minuten vergingen und noch immer schrie das Volk seine begeisterten Zurufe. Als der Enthusiasmus sich jedoch gar nicht legen wollte, richtete Dunker sich zu seiner stattlichen Größe auf, blickte rings in die Menge und fuhr mit genau abgezirkelter wagrechter Bewegung mit dem rechten Arm durch die Luft. Mit dem gleichen Effekt, als der Schnitter seine Sense in die wogenden Ähren schwingt, schnitt diese einzige Armbewegung das Geschrei ab, und Totenstille herrschte.

Mit weithin schallender Stimme ließ Dunker sich vernehmen:

„Ehrenwerte Zuhörer! Mit meinem herzlichen Dank für Ihr zahlreiches Erscheinen beginne ich meinen Vortrag. Lassen Sie mich aber zunächst mit dem Ausdruck der Trauer meines armen Freundes John Smith gedenken, der die Reise nach dem Mars infolge unseliger Ereignisse, über die ich im weiteren Verlauf meines Vortrages berichten werde, mit dem Leben bezahlen mußte. Ich bitte Sie, durch Erheben von den Sitzen Ihrem Beileid Ausdruck zu verleihen!“

Sogleich kam die Menge dieser Aufforderung nach, allerdings, wie es schien, weniger aus eigenem Antrieb, sondern mehr im Banne dieses kategorischen Befehls. Die freudige Spannung ließ die Trauer ja nicht aufkommen.

Nun hob Dunker wieder an: „Ehe ich auf unsere Reise nach dem Mars näher eingehe, erlaube ich mir einiges aus der Zeit vor unserer Abreise zu erwähnen. Es war, wie Ihnen erinnerlich sein dürfte, am 18. Januar des Jahres 2001, als wir um 6 Uhr 45 Minuten früh unsere weite Reise antraten. Der „Marsostrat", der, als vollständig luftdichtes und spindelförmiges Luftschiff, wenn ich so sagen darf, uns nach jener anderen Welt geleitete, war nach dem Prinzip gebaut, daß ein die Lüfte beherrschender Körper schwerer sein muß als die atmosphärische Luft. Die Richtigkeit dieser Theorie beweisen unsere Erfolge. Wie Sie ebenfalls noch wissen werden, war unser „Marsostrat" mit dem damals neuen Braun-Motor ausgerüstet, der bei einem Gewicht von nur 200 Kilogramm bis zu 10,000 Pferdekräfte entwickelt. Dadurch wurde es uns möglich, die eigens für unsere Zwecke konstruierten Flügelschrauben unseres Fahrzeugs derart zu drehen, daß wir eine Anfangsgeschwindigkeit von 9000 Meter erreichten, die wir bis zu 13,000 Meter steigern konnten. Diese Anfangsgeschwindigkeit genügte, um uns dem Bannkreise der Erde zu entziehen und den „Marsostrat" in den luftleeren Weltenraum zu schnellen. Hier brauchten wir eine allmählich abnehmende Fluggeschwindigkeit nicht zu befürchten, da infolge der Luftleere dem „Marsostrat" sich kein Widerstand entgegensetzte, und er notwendigerweise seine Geschwindigkeit beibehalten mußte. Durch die Schnelligkeit, mit der wir durch den Himmelsraum sausten, mußten wir den Mars in rund 26 Monaten, 21 Tagen und 23 Stunden erreichen. Wir kamen jedoch durch die Lehre, die wir aus einem kleinen Abenteuer zogen, an unserem Ziele um rund einen Erdenmonat früher an.

Wir waren bereits 17 Tage unterwegs und warfen der entschwindenden Erdkugel, die gleich einem bunten

Luftballon zu unseren Füßen in der Unendlichkeit schwebte, nichts weniger als wehmütige Abschiedsblicke zu, als mein Diener einen Schreckensschrei ausstieß. Er stand an einer seitlichen Luke unseres Fahrzeugs und blickte in die goldenen Sonnenstrahlen und in den Schatten, den der „Marsostrat“ in den Weltenraum warf. Wir fragten erstaunt, was denn geschehen sei, er aber wies mit der ausgestreckten Hand nach einer bestimmten Stelle und schrie fortgesetzt: „Wir sind verloren! Wir sind verloren!“ Wir sahen nun ebenfalls nach jener Richtung, und auch wir erschraken. Mit einer Schnelligkeit von mindestens 14,000 Meter in der Sekunde nahte sich uns ein ungeheurer Sternschnuppenschwarm. Er mußte auf uns prallen, denn seine Geschwindigkeit war um gut 1000 Meter größer als die unseres „Marsostrat“. Wir hatten also die nichts weniger als beruhigende Aussicht, demnächst, in Atome zerschellt, als neue Gestirne in der Unendlichkeit herumzusausen, Grund genug für uns, daß wir schleunigst berieten, wie wir diesem Schicksal entrinnen könnten. Kein Ausweg schien sich uns zu bieten. Die Aufregung wuchs. Immer näher und näher sauste die Masse von Weltkörpern an uns heran. „Weißt du kein Mittel, zu entrinnen?“ fragte mich Smith.

„Keines!“ antwortete ich. Wie denn auch! Das Naheliegendste, unsere Schrauben zu gebrauchen, wäre in dem luftleeren Raume nutzlos gewesen, denn wo kein Widerstand, da keine Kraft.

Zu unserer Schande muß ich gestehen, daß der Diener seinen gelehrten Herren einen Ausweg zeigte, indem er rief: „Wenn wir uns durch einen Rückprall höherschnellen könnten, wären wir gerettet. Der Schwarm ist nur flach!“

Wir sahen uns an, und ein Blick genügte. Hastig

eilten wir zu dem kleinen Geschütz unseres „Marsostrat“, und eben, als der Sternschnuppenschwarm uns zu zerschmettern drohte, donnerte der erste Schuß. Durch den Ruck des Rückpralls wären wir fast zu Boden gestürzt — ein Glück, daß wir so gut wie kein Gewicht mehr besaßen. Sie wissen ja, daß ein Gewicht in demselben Maße an Schwere abnimmt, als es sich der Anziehungskraft der Erde entzieht. — Rasch feuerten wir noch ein paar blinde Schüsse ab, und wir waren gerettet. Mit unheimlicher Stille sauste der Sternschnuppenschwarm unter dem „Marsostrat“ weg. Die Lehre, die wir aus diesem Erlebnis zogen, bestand darin, daß wir nun in den Stand gesetzt waren, durch den Rückprall eines Schusses unsere Fluggeschwindigkeit zu erhöhen, und diesen Vorteil nützten wir natürlich sofort aus. So kam es, daß wir den Mars um einen vollen Monat früher, als angenommen war, erreichten.

Wie wir die lange Zeit der Überfahrt verbrachten, können Sie sich wohl vorstellen. An Licht zum Studium fehlte es uns nicht, denn wir hatten beständig Tag und nie Nacht. Nur die Kälte spielte uns einigermaßen übel mit, denn der Leiter der Wärme, die Luft, fehlte. Wir beobachteten unausgesetzt die Marsscheibe, die mit der Länge unserer Fahrt an Größe zunahm. Auch die beiden Trabanten des Mars, Phobos und Daimos, beobachteten wir. Es wird Sie interessieren, zu hören, daß diese beiden Monde von so geringem Umfange sind, daß man mit einem Eisenbahnzug, bei der lächerlich geringen Geschwindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde, bequem in einem halben Tage ringsherum gelangen kann.“

„Wie ergänzten Sie denn die Luft im „Marsostrat“?“ rief eine Stimme aus dem Zuhörerkreis.

„Ich danke dem geehrten Zwischenredner für diese Frage, denn ich hätte diesen Umstand als weniger belangreich sonst vergessen. — Wie Sie wissen, scheidet die Lunge bei der Atmung Kohlensäure aus, die zwar an sich nicht giftig ist, aber das Atmen unmöglich macht. Da wir keine solch große Menge Preßluft, die für zwei Jahre gereicht hätte, mitnehmen konnten, sahen wir uns genötigt, die Luft unseres „Marsostrat“ auf künstlichem Wege zu erzeugen. Wir führten zu diesem Zweck große Quantitäten Sauerstoff und Stickstoff in Metallzylindern mit, die wir in bestimmten Zeitabschnitten ausströmen ließen. Um endlich die ausgeatmete Kohlensäure der Luft zu entziehen, stellten wir in offenen Gefäßen ein Gemisch aus gleichen Teilen Ätzkalk und gepulvertem schwefelsauren Natron auf. Dieses Gemisch hat die Eigenschaft, die Kohlensäure sehr lebhaft zu absorbieren, und dadurch war es uns möglich, die Luft von ihr zu befreien. —

Ich komme nun zu dem Zeitpunkt unserer Ankunft auf dem Planeten. Es war am 7. Februar 2003, als wir uns dem Mars so weit genähert hatten, um an die Vorbereitungen für unsere Landung denken zu müssen.

Deutlich sahen unsere bewaffneten Augen ausgedehnte Landstrecken von stark bräunlichroter Färbung und ungeheure Meere, die durch breite Kanäle miteinander verbunden waren. Wir erblickten ferner nur mäßig hohe, aber unzählige Hügelketten, und nur weiter nach Norden hinauf, in der Gegend des Pols, ragten einige schnee- und eisbedeckte Bergriesen mit ihren blendenden Häuptern in die blaue Abendluft. Menschen sahen wir eigentümlicherweise keine, und auch Pflanzen schienen auf dem Planeten nicht zu existieren.

Daß uns die Anziehungskraft des Mars auf unseren

„Marsostrat“ nicht bemerkbar wurde, nahm uns nicht weiter wunder, denn wir wußten, daß dieselbe auf dem Mars nur ungefähr ein Drittel der der Erde beträgt. Unsere Fluggeschwindigkeit, mit der wir die Erde verließen, hatte sich eher vergrößert als verringert.

In einer Höhe von ungefähr zehn geographischen Meilen bemerkten wir die ersten Anzeichen der Anwesenheit von atmosphärischer Luft. Es entspricht also die Höhe der Marsatmosphäre etwa der Höhe der unserer Erde. Trotzdem nun die Dichte dieser Luftschichten nur ein Viertel der Dichte der unseren besitzt, nahmen wir den Widerstand der Luft insofern immer mehr und mehr wahr, als die Flügelschrauben unseres „Marsostrat“, die während der Überfahrt sich in Ruhelage befanden, auf die Maschine zu drücken begannen. Um nun einen Anprall auf den Planeten zu verhindern, ließen wir die Schrauben kräftig nach rückwärts arbeiten. Allmählich verringerte sich unsere Fluggeschwindigkeit, und um Punkt 7 Uhr Abends desselben Tages glitt der „Marsostrat“ knirschend und leicht in den Sand. Mit schallendem Hurra begrüßten wir unsere Landung, die auf der östlichen der beiden, von Schiaparelli mit „Hellas“ bezeichneten Inseln erfolgte.

Freund Smith und der Diener stürmten in das Freie, und ich folgte ihnen. Aber, o weh! wir konnten infolge der dünnen Luft kaum atmen, und bei unserem Diener stellten sich sogar recht bedenkliche Anzeichen der sogenannten Höhenkrankheit ein. Wir zogen uns daher schleunigst in den „Marsostrat“ zurück und schlossen die Tür. Wir nahmen uns vor, ehe wir wieder das Land beträten, unsere Lungen erst allmählich an die dünnere Luft zu gewöhnen.

Noch ein anderer Übelstand machte sich in unserem

Organismus geltend, und der bestand in der rötlichen Farbe der Landstrecken und der Pflanzen, die wir nun ebenfalls erblickten. Dieses rote Licht blendete unser Auge und machte alles in bläulichgelbgrünen Strahlen erflimmern. Auch hieran wollten wir unsere Augen zu gewöhnen suchen oder vorerst entsprechend gefärbte Brillengläser anfertigen.

Wie stark dieser Lichtreiz ist, mögen Sie daraus ersehen, daß die rote Farbe des Mars sogar auf der Erde wahrzunehmen ist, und nicht umsonst heißt der Mars im Sanskrit die „brennende Kohle“. Steht er tief am Horizont, so können Sie bei Ihren Marsbeobachtungen diesen Planeten leicht für ein entferntes irdisches Feuer halten. Der Astronom der Erde vergleicht seinen Farbenschimmer mit dem des Wüstensandes. Sie können sich also vorstellen, wie diese rote Farbe unser Auge blendete, als wir an Ort und Stelle waren.

Trotz dieses Übelstandes konnten wir uns jedoch nicht enthalten, durch die Luken des „Marsostrat“ den Ort in Augenschein zu nehmen, auf dem wir gelandet waren. Es schien die ganze Umgebung ein weites Hügelland zu sein, und mit einigem Staunen stellten wir fest, daß die strauchartigen Pflanzen, welche die einzigen Vertreterinnen der Flora auf dem Mars zu sein schienen, auf keinem der Hügel, wohl aber in den Mulden zwischen denselben gediehen. Ich drückte meinem Freund Smith eben meine Verwunderung darüber aus, als dieser mit der Hand nach jenen Hügeln wies, die sich plötzlich zu beleben schienen.

Nun erst bemerkten wir, daß dieselben keine massiven und natürlichen Erdgebilde waren, sondern Wohnungen sein mußten, und deutlich nahmen wir in denselben das Öffnen kleiner Türen wahr, durch welche die Bewohner

ihre Köpfe herausstreckten und mit Zeichen des größten Schreckens in den eigenartigen Gesichtszügen unseren „Marsostrat“ beobachteten. Mit leicht begreiflicher Spannung harrten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Leider brach plötzlich, ohne jeden Übergang, die Nacht herein, also ähnlich so, wie dies in den südlichen Gegenden der Erde der Fall ist, so daß wir gezwungen waren, unsere Beobachtungen einzustellen. Hand in Hand mit dem Hereinbrechen der Nacht machte sich ebenso unvorhergesehen eine recht empfindliche Kälte bemerkbar.

Dieser rasche Temperaturwechsel dürfte auf zwei Umstände zurückzuführen sein, und zwar erstens auf die große Entfernung des Planeten von der Sonne, die im Mittel 226,5 Millionen Kilometer beträgt, und zweitens auf die geringe Dichte des Planeten, der infolge seiner Zusammensetzung zu wenig Sonnenwärme absorbiert, um sie des Nachts temperaturausgleichend wieder auszustrahlen.

Wie gesagt, wir konnten von den Marsbewohnern nichts mehr wahrnehmen, da es vollständig finster war. Dafür aber machte ich eine andere interessante Beobachtung, nämlich daß während ein und derselben Nacht zweimal der Mond aufging. Dieses Phänomen findet seine einfache Erklärung darin, daß der innere der beiden Trabanten des Mars, mit dem Erdnamen Phobos, seine Drehung ungefähr dreimal rascher vollführt als der Planet selbst. Der Mars bewegt sich nämlich in jeder Stunde nur 14,62 Grad nach Osten, der Mond Phobos jedoch vollführt seinen Umlauf mit einer Schnelligkeit von 47,06 Grad.

Um der Kälte zu entgehen, hüllten wir uns in die mitgenommenen wollenen Decken, und vielleicht deren wohlige Wärme oder die vielen durchwachten sogenannten Nächte während unserer Überfahrt ließen uns bald

entschlummern. Nichts störte unsere Ruhe, kein Geräusch, kein Laut war hörbar.

Wie wir es während unserer Reise nicht anders gewohnt waren, weckte uns am anderen Morgen der Ruf: „Meine Herren, der Kaffee wartet!“

Wer beschreibt unser grenzenloses Erstaunen, als wir, durch diesen Ruf geweckt, halbangekleidet an die Luken des „Marsostrat“ eilten und rings um unser Fahrzeug, in einem Abstand von gut zwei Meter, eine etwa drei Meter hohe Mauer errichtet sahen! Wie aus weiter Ferne drang ein leises Summen und Surren an unser Ohr, aber keiner der geheimnisvollen Maurer war zu sehen. Hielten uns die Marsbewohner für derart gefährlich, daß sie uns einmauern wollten? Was hatten sie überhaupt mit uns vor? Warum vernichteten sie uns nicht, wenn wir den „Marsostrat“ verließen, was doch einfacher gewesen wäre? Dies waren Fragen, die wir uns nicht beantworten konnten.

Das erste, das wir taten, war, ohne jede Aufregung unserem Magen die gewohnte Nahrung zuzuführen. Alsdann beratschlagten wir, was zu tun nun sich empfehlen würde. Einen Ausweg zu finden, war nicht schwer, und wir taten selbstredend das Naheliegendste: wir stiegen mit dem „Marsostrat“ kerzengerade in die Höhe.

Während der Diener die Maschine lenkte, beobachteten Smith und ich die Vorgänge, die hinter jener mysteriösen Mauer sich abspielten — und wahrhaftig, der Anblick, der sich uns darbot, nötigte uns ein lautes Lachen ab.

An überraschte Heinzelmännchen erinnernd, stürzten die Marsbewohner über Hals und Kopf, springend und kollernd, fallend und wieder aufspringend, sinnlos vor Schreck ihren Hügelwohnungen zu. Da der

„Marsostrat" in einer Höhe von nur zehn Meter hielt, war es leicht, diesen Menschenschlag genauer zu betrachten.

Ich möchte nun vor allem mitteilen, daß die Marsbewohner ebensolch hochorganisierte Wesen sind wie die Erdenbürger. Nur gewann ich nach der kurzen Beobachtung, die sich später vervollständigte, die Überzeugung, daß die Marsmenschen bereits degenerieren und gleichsam auf dem Aussterbeetat stehen. Daß dadurch das Geistesleben außerordentlich in Mitleidenschaft gezogen wird, ist eine natürliche Folge. Ich konnte auf dem Mars auch keine bedeutenden Werke finden, die neueren Ursprungs wären und die von entwickelter Intelligenz zeugen, dagegen nahm ich unendlich viele Anzeichen wahr, die mir bewiesen, daß die Marsmenschen in früheren Generationen mit Bezug auf Geistesentwicklung uns weitaus überlegen waren.

Smith und ich beschlossen nun, eine kleine Rundfahrt zu machen, und mit dreifacher Arbeitsleistung der Maschine glitt der „Marsostrat" durch die Lüfte.

Bei meinen weiteren Beschreibungen und den Bezeichnungen der Länder und Meere will ich mich der Karte Schiaparellis bedienen, da ich fand, daß diese den tatsächlichen Oberflächenverhältnissen des Mars nahezu vollständig entspricht.

Wir überflogen die Meere Erythäum, Charybdis und Scylla und erreichten nach sechs Stunden die Landstrecke Aeria. Diese Landstrecke ist eine der größten Festlandmassen auf dem Mars. Hier flogen wir entlang dem 300. Grad östlicher Länge, bis zum 40. Grade nördlicher Breite, und da es inzwischen 8 Uhr Abends geworden war, sanken wir mit dem „Marsostrat" zur Erde. Unsere Landung vollzog sich unweit des mit Nilus in den Karten verzeichneten Kanals. Hierbei

möchte ich gleichzeitig bemerken, daß Boö mit seiner Annahme recht hat, daß die vielbeobachtete Verdopplung der Kanäle tatsächlich auf einer Sinnestäuschung beruht, die vielleicht durch die Strahlenbrechung der dünnen und außerordentlich feuchten Atmosphäre hervorgerufen wird. Ferner möchte ich feststellen, daß die kunstvolle Anlage der Kanäle sich in sehr vernachlässigtem Zustande befindet, was mir ein weiterer Beweis von der Entartung der heutigen Marsmenschen ist.

Die Nacht verging ohne jeden Zwischenfall.

Anderen Tages gingen wir gegen den Nordpol vor, mußten aber bald an eine Rückkehr nach den südlicheren Gegenden denken, da hier eine ungeheure Kälte sich fühlbar machte. Schnee und Eis, so weit das Auge schweifte, und keine Vegetation oder Menschen waren zu erblicken.

Während der fünf nächsten Tage durchfuhren wir die Landstrecken Elysium und den südöstlichen Teil eines Landes, das ich auf meinen Karten noch nicht verzeichnet fand. Zu Ehren unseres Weltteils gab ich ihm den Namen „Afrikania".“

„Hurra Afrikania! Hurra Dunker! Hurra der Marsklub!“ schrieen die begeisterten Zuhörer.

Endlich war es Dunker möglich, seinen Vortrag fortzusetzen: „Am sechsten Tage, also am 13. Februar, veranlaßte uns ein eigenartiger Umstand, in Amazonia, dicht unter dem Äquator, uns mit dem „Marsostrat“ niederzulassen.

Tags zuvor, als wir Afrikania überflogen, nahmen wir im Süden eine intensiv rot leuchtende Feuerkugel wahr, die unser Interesse naturgemäß sehr erregte. Wir beschlossen daher, noch während der Nacht den Oceanus Fluvius zu überqueren, um sobald als möglich die Ursache dieses Lichtscheins zu erforschen. Bei diesem

„Leuchtfeuer“ konnte es uns natürlich nicht schwer fallen, den richtigen Weg einzuhalten.

Am folgenden Morgen erblickten wir auf Amazonia einen ungeheuer hohen Turm, auf dem als Spitze jene strahlende Kugel thronte. Man denke sich an die hundert Kreisbogen, die, im Umfange von gegen 1000 Meter, den Fuß dieses Denkmals bilden, und auf diesem stockartig immer weitere aufgebaut, die, natürlich in abnehmender Progression, die Höhe des Bauwerks gleichsam verjüngen. Wir zählten 49 Stockwerke. Die Deutung dieses Monstrums von Turm regte selbstverständlich unsere Phantasie außerordentlich an, und eine Vermutung jagte die andere. Zu einem Resultat kamen wir jedoch nicht.

Um die strahlende Kugel besser in Augenschein nehmen zu können, erhoben wir uns mit dem „Marsostrat“ bis zu ihrer Höhe, wo wir unser Fahrzeug in schwebender Ruhelage erhielten. — Während der Zeit unseres einwöchentlichen Aufenthalts auf dem Mars hatten unsere Lungen sich inzwischen so weit an die dünne atmosphärische Luft gewöhnt, daß ein längeres Verweilen im Freien keine Gefahr mehr für uns bot. Farbige Brillen schützten unsere Augen gegen den empfindlichen Lichtreiz. Wir schoben nun einen kleinen Laufsteg von der geöffneten Tür des „Marsostrat“ auf den obersten Rundgang des Turmes und traten hinaus. Vor allem setzte uns der geringe Umfang jener Leuchtkugel in Erstaunen, denn ihr Durchmesser betrug trotz ihrer immensen Strahlfähigkeit nicht mehr als ein Meter. Da wir die Strahlung der Kugel nicht im geringsten empfanden, mußten wir annehmen, daß ihr die Eigenschaft innewohne, das Sonnenlicht während des Tages zu absorbieren und in der Dunkelheit wieder auszustrahlen. Daß ferner dieses Charakteristikum keinem

künstlichen Gebilde eigentümlich sein könne, wenigstens in diesem Falle, war für uns feststehend. Es konnte sich daher bei der Kugel nur um ein Mineral handeln. Ja, es mußte sogar ein Mineral sein, das auf Erden vollständig unbekannt ist. Im übrigen war die Kugel durchsichtig und von sattroter Farbe ähnlich der unserer Granaten. Smith schlug vor, sie auf den „Marsostrat“ zu bringen, um dies seltene Gebilde auf die Erde mitzunehmen. Ich war damit einverstanden, und sogleich machten wir uns an die Arbeit.

Am Boden des „Marsostrat“ befand sich eine Art Schieber mit einem Ausschnitt von zwei Quadratmeter. Durch sie mußten wir die Kugel in das Innere unseres Fahrzeugs schaffen, da unsere Tür zu diesem Zwecke viel zu klein war. Wir entfernten nun den auf das Denkmal hinausgeschobenen Steg und ließen den „Marsostrat“ etwas in die Höhe steigen, nachdem wir die Schiebetür geöffnet hatten.

Nach einigen kleinen Manövern hatten wir die Kugel glücklich in den Bodenausschnitt des Fahrzeugs gebracht, rollten hierauf mit einiger Mühe die Kugel in den „Marsostrat“, verschlossen die Schiebetür und erhoben uns in die Lüfte.

Im selben Moment rief der Diener: „O, sehen Sie doch auf den Mars hinab!“

Wir blickten durch die Luke nach der Marsoberfläche, und auch wir erstaunten. Ganz Amazonia schien plötzlich sich bevölkert zu haben. Händeringend, schreiend und gestikulierend rannten die Leute hin und her. Sie deuteten mit den Händen nach der nun leeren Denkmalsspitze und auf uns und geberdeten sich wie rasend. Sollte ihnen denn an der Kugel so viel gelegen sein? Was hatte es denn mit ihr für eine Bewandtnis? Umsonst rieten wir hin und her. Es sollte uns leid

sein, wenn wir mit der Kugel diese armen Teufel vielleicht eines Symbols oder gar eines wertvollen Besitzes beraubt haben sollten, aber im Interesse der Wissenschaft müssen derartige Opfer gebracht werden.

Nun flogen wir mit dem „Marsostrat“ über einen Kanal des Mare Sirenum und landeten Nachmittags 3 Uhr auf Memnonia, genau unter dem 20. Grad südlicher Breite und 160. Grad östlicher Länge.

Dieser Landstrich besaß eine üppige Vegetation, die uns in das Freie lockte. Vor allem untersuchte ich den sandigen Boden und fand, daß die Marserde stark eisenhaltig ist. Dieses Metall oxydiert an der Oberfläche und bildet daher den roten Überzug, der bei diesem Planeten so charakteristisch ist. Ähnlich erkläre ich mir die rote Farbe der Pflanzen. Diese saugen die eisenhaltigen Erdsäfte auf und schwitzen das Metall durch die Poren wieder aus, so daß dasselbe auch auf ihrer Oberfläche oxydiert und die Gewächse mit einem rotbraunen Überzug versieht. Solche Pflanzen und auch eine kleine Menge Erde verleibten wir unserer Sammlung ein.

Unweit der Landungsstelle des „Marsostrat“ erblickten wir einen vollständig einsam gelegenen, ungefähr meterhohen Hügel, den wir ganz richtig als Wohnung erkannten. Unsere Neugierde, eine solche Behausung in Augenschein zu nehmen, war natürlich zu groß, als daß wir irgendwelchen Bedenken Raum gegeben hätten, und so machten wir uns denn, nach einer hastig eingenommenen Mahlzeit, wohlbewaffnet auf den Weg, in die Hügelwohnung uns Eingang zu verschaffen.

Ringsumher erschien alles wie ausgestorben. Kein Mensch, kein Tier, kein Vogel war zu erblicken. Wie wir vorausgesehen hatten, war der Zugang zur Woh-

nung versperrt. Die Tür war jedoch unschwer zu finden, und ein kräftiger Druck machte den Eingang frei.

Wir traten in einen ungefähr zwei Meter tiefen, muldenartigen Raum, der in drei Abteilungen zerfiel. Zwei dieser Abteile, und zwar die beiden äußeren, zerfielen abermals in je zwei Gelasse. In der einen dieser beiden Kammern befand sich ein Stall, in welchem wir ein Dutzend Tiere gewahrten, die ihrer Gestalt nach unseren Milchziegen ähnlich sind. Sie unterschieden sich von diesen nur durch hohe, kräftige Beine, einen stark entwickelten Brustkasten und pechschwarzes, mähnenartiges Fell. Ferner fanden wir eine Unzahl hühnerartige Vögel mit ebenfalls schwarzem Gefieder Charakteristisch ist bei allen die vollständige Blindheit. — Von jeder dieser Gattungen nahmen wir einige Exemplare mit uns, die Sie im naturhistorischen Museum demnächst in ausgestopftem Zustande sehen können.

Die an den Stall angrenzende Kammer barg einen großen Vorrat von Nahrungspflanzen. Sie waren von dem rostartigen Überzug befreit und zeigten eine grünlichgraue Farbe.

Der ganze Mittelraum schien als Wohn- und Schlafzimmer zu dienen und barg Möbelstücke, die sich nur durch größere Bequemlichkeit von den unseren unterschieden. — Auch eine solche Wohnungseinrichtung können Sie demnächst im ethnographischen Museum betrachten. — Die rechts liegenden beiden Kammern dienten als Werkstatt und zum Aufbewahren von Rohmaterialien. In ersterer fanden wir Objekte, die sicherlich von großem Interesse sein dürften, nämlich die verschiedensten Apparate und Geräte aus — schmiedbarem Glas. Das Problem, mit dem unsere größten Geister sich schon eine erdenklich lange Zeit beschäftigen, haben die Marsbewohner gelöst. Wie ich weiter konstatieren kann, be-

treiben diese Menschen ihre sämtliche Maschinen und Bearbeitungsvorrichtungen mittels komprimierter Luft. In dem anstoßenden Raum, der, wie gesagt, Rohmaterialien und vorzugsweise Roheisen enthielt, fanden wir zu unserer freudigen Überraschung, hinter einem großen Stoß Eisen versteckt, einen Marsmenschen kauern. Auf die schonendste Art und Weise holten wir ihn hervor und beförderten ihn an das Tageslicht.

Sowie wir ihn losließen, warf er sich mit lautem Geschrei platt auf die Erde, rieb die Stirne im Sande, streckte die Arme breit von sich und bog die Füße hoch. Anscheinend ein Zeichen des Flehens um Gnade. Wir suchten ihn durch Geberden zu beruhigen, als dies aber nichts half, und wir der Gefahr ausgesetzt waren, daß er durch sein Geschrei eine Anzahl Marsbewohner zu seinem Schutze herbeilocken könnte, blieb uns nichts anderes übrig, als ihn mit Gewalt in unseren „Marsostrat" zu transportieren. Hier stellten wir seine Körpermaße fest.

Bei 1 Meter 5 Zentimeter Höhe besaß er einen unverhältnismäßig großen Kopf, mit stark entwickeltem Hinterhaupt und Stirn, der zu beiden Seiten derart abgeflacht war, daß das Gesicht nur eine Breite von 15 Zentimeter hatte. Welliges Haar bedeckte ihn. Der Mund war proportioniert, das Gebiß gleich dem unseren, die Nase schmal und lang, schwach gebogen und die Augen hervorstehend und geschlitzt. Ich möchte letztere mit Chamäleonsaugen bezeichnen. Der Hals gedrungen, die Brust stark gewölbt und breit, der Leib kurz und eingefallen, die Füße lang und schmal, lange, dünne Beine, so daß der Gang ein wackelnder sein mußte, die Arme gleich lang mit den Beinen und um 15 Zentimeter überproportional der Körperlänge. Die Hände breit, stark entwickelt, knochig und, als größtes Kurio-

sum, mit — sechs Fingern geziert. Seine Sprache glich einem Lallen in Kehllauten. Ich komme auf diesen Jüngling, dem wir den Namen Martius gaben, des späteren zurück. Während er unter Aufsicht Smiths und des Dieners verblieb, kehrte ich allein in das Wohnhaus zurück, um die Baulichkeit etwas näher zu untersuchen.

Ich fand, daß das Gerüst, das die Räume überwölbte, aus Eisenschienen bestand, welche zur U-Form schwach gebogen waren. Die Enden dieser Eisen waren in die Erde vergraben. Erleuchtet waren die Räume durch stark fluoreszierende Mineralien ähnlich der Uranblende, nur in konzentrierterem Maße. Ich betrat abermals die Rohmaterialienkammer, um nach Erzen zu suchen, als ich plötzlich auf einen in die Tiefe führenden Gang stieß. Natürlich untersuchte ich diesen näher. Ungefähr fünf Minuten mochte ich in ihm gewandert sein, als ich an die Mündung dieses Weges in eine breite Straße gelangte. Erstaunt blieb ich stehen. Denken Sie sich den modernen Verkehr einer großstädtischen Geschäftsstraße unter die Erde verlegt, und Sie können sich ein ungefähres Bild von dem machen, das sich meinen Blicken bot.

Wagen, durch Preßluft getrieben, sausten die Straße entlang, Menschen, in lange Gewänder nach Art der römischen Togas gehüllt, hasteten vorüber, einige trugen Ballen auf dem Rücken, andere trieben Vieh vor sich her, und über allem jenes Summen, Surren und Lärmen, wie es eben ein großer Verkehr hervorbringt.

Sie werden sich nun fragen, aus welchem Grunde denn das Leben auf dem Mars unter die Oberfläche verlegt ist. Nun, ich kann Ihnen Antwort geben: Der außerordentlich schroffe Temperaturwechsel auf der Oberfläche des Planeten zwang die Menschen, sich unter

den Schutz einer Wärme und Kälte ausgleichenden Hülle zu stellen.

Als ich noch ganz erstaunt dastand und diesen regen Verkehr beobachtete, vernahm ich zu meiner Rechten plötzlich ein ungeheures Geschrei, und als ich nach dieser Richtung blickte, sah ich eine unabsehbare Menge heranstürmen, die über den Köpfen kleine Lappen schwang und ohrenbetäubend schrie. Überrascht fragte ich mich, was denn dies bedeuten sollte. Bald wußte ich es. Ich trat in den dunklen Weg zurück, um von der Menge nicht gesehen zu werden, aber groß war meine Bestürzung, als ich wahrnahm, daß die Menge direkt auf diesen Gang, in dem ich stand, zueilte. Rasch lief ich zurück, und deutlich hörte ich, wie die Menge mir nachkam. Verfolgte man mich denn wirklich? Warum? Wieso kannte man meine Anwesenheit?

Ich fand natürlich keine Zeit, mir diese Frage zu beantworten, sondern stürmte hastig weiter. Endlich hatte ich atemlos die Wohnräume erreicht. Mit mächtigen Sätzen sprang ich in das Freie hinaus. Aber wo war der „Marsostrat“? Bestürzt hielt ich Umschau. Endlich gewahrte ich ihn, fast einen Kilometer entfernt, südwestlich über dem Boden schweben. So schnell ich laufen konnte, rannte ich in dieser Richtung weiter, und als ich endlich einen Moment stehen bleiben mußte, um Atem zu schöpfen, und mich umblickte, gewahrte ich einen Schwarm von mindestens tausend Marsmenschen hinter mir.

In der dünnen Atmosphäre wollte mir der Atem vergehen, und mein Herz arbeitete mit besorgniserregender Heftigkeit. Das Blut stieg mir nach dem Kopf, und ich fühlte ein wildes Sausen und Brausen in den Schläfen und Ohren. Was sollte aus mir werden! Immer näher und näher kamen die Verfolger, und der

„Marsostrat“ war gut noch 500 Meter entfernt. Ja, was nützte es mir sogar, wenn ich ihn wirklich erreichte, stand er doch ungefähr fünf Meter über dem Boden.

Die letzten Kräfte anstrengend, stürzte ich vorwärts. Plötzlich vernahm ich ein schnurrendes Geräusch und bemerkte, daß der „Marsostrat“ mir entgegenkam. Ich sah, wie Smith hastig die Tür öffnete und eine Strickleiter mir zuwarf. Es war die allerhöchste Zeit, denn eben, als die Verfolger mich ergreifen wollten, erfaßte ich die Strickleiter, und Smith und der Diener zogen mich empor. Ein Wutgebrüll hallte mir nach.“

Professor Dunker ließ eine kurze Pause eintreten. Das Publikum hatte mit ungeheurer Spannung diesem Erlebnis gelauscht und aufatmend, wie von einem Bann befreit, begrüßte es die Errettung des kühnen Forschers mit begeisterten Zurufen.

Alsdann hub er wieder an: „Nun galt es, uns für einige Zeit unsichtbar zu machen, damit der Zorn des Volkes, den wir uns übrigens nicht so recht erklären konnten, sich erst ein wenig legen sollte. Wir kreuzten beständig über dem Mare Australe, und ich benützte die Zeit zu Analysierungen des Seewassers, zu Tiefseeforschungen und versuchte nebenbei den Martius in unserem Sinne gelehrig zu machen. Hierbei hatte ich bald den besten Erfolg, da Martius ein sehr intelligenter Bursche war. Nach acht Tagen konnten wir uns bereits durch Zeichen, Worte und Laute ganz gut verständlich machen. Ich erfuhr nun folgendes: Die Marsbewohner sind Sonnenanbeter, und jenes Denkmal, das wir seiner Feuerkugel beraubten, galt als ihr heiligster Tempel, die Feuerkugel, eines der seltensten Mineralien, als Symbol der Sonne. Nun wußten wir, worauf die Feindschaft der Marsbewohner gegen uns zurückzuführen war. Ferner leben auf dem ganzen

Planeten nur ungefähr drei Millionen Einwohner, die, bis auf wenige Stämme, unter dem Boden hausen. Die anderen leben in dem unter dem Namen Elysium bekannten Land auf der Bodenoberfläche und sind Landleute, die den ganzen Mars mit Früchten und Gemüse versorgen. Zur Zeit der Schneeschmelze, die im Frühjahre eintritt, überschwemmt das Gletscherwasser fast die ganzen nördlichen Lande bis zum 20. Breitegrad, und diese Überschwemmungen werden, da sie den sandigen Boden außerordentlich fruchtbar machen, als Feste gefeiert. Auch sonst noch sehr interessante, aber rein wissenschaftliche Aufschlüsse gab uns Martius. Ich enthalte mich jedoch dieser Ausführungen, die uns zu weit führen würden, an dieser Stelle.

Es sollte sich uns Gelegenheit bieten, ein solches Überschwemmungsfest zu beobachten. Als wir in den nächsten Wochen die Länder Thyle I und Thyle II, ferner das Mare Australe durchforscht hatten, lenkten wir den „Marsostrat" über Argyre, die Pyrrhae Regio und Chryse nach dem Kanal Nilus. Dieser Kanal, der sich vom 64. Grad westlicher Länge bis zum 222. Grad östlicher Länge erstreckt, war vollkommen aus den Ufern getreten und überschwemmte fast vollständig Elysium und die nördlichen Gegenden der an seinen Südufern gelegenen Ländergebiete. Wir landeten auf einer kleinen Anhöhe Edens unter dem 24. Grad nördlicher Breite und dem 3. Grad westlicher Länge. Die Festlichkeiten fanden, wie Martius uns zu verstehen gab, ungefähr acht Stunden weiter nördlich statt, und da wir unsere Anwesenheit durch den „Marsostrat" nicht verraten wollten, nahmen wir uns vor, zu Fuß dorthin zu marschieren.

Am anderen Morgen drangen wir mit dem „Marsostrat" bis auf zwei Stunden Entfernung vorsichtig

nach Norden vor und ließen das Fahrzeug in dichtem Gestrüpp zu Boden gleiten. Ich hing mir das Gewand des Martius um, und auch Smith hüllte sich entsprechend in ein leinenes Tuch. Als der Diener für alle Fälle genau instruiert war, traten wir unseren Beobachtungsmarsch an.

Wir waren noch keine Stunde unterwegs, als wir in einer Entfernung von vielleicht hundert Meter weite Netze ausgespannt sahen, und es kam uns vor, als sei die Luft mit Elektrizität geladen. Nachher erfuhr ich von Martius, daß durch die zwischen den Netzen korrespondierenden elektrischen Ströme, die durch Reibung erzeugt und in die Drahtmaschen geleitet werden, die Bildung von Regenwolken verhindert wird. Dadurch wird es erklärlich, warum wir von der Erde aus so selten auf dem Mars Wolkenbildungen beobachten.

Als wir weiter vordrangen, langten wir plötzlich bei einer Talmulde an, in welcher wir eine ungeheure Menschenmenge erblickten. Um nicht gesehen zu werden, traten wir hastig zurück und legten uns auf die Erde.

In unserer nächsten Nähe wurden ganze Tiere am Spieß gebraten, und ein würziger Duft knusperiger Fleischstücke umspielte wohlig unsere Nasen, den manchmal zu uns herübergewehte Rauchschwaden allerdings in das gerade Gegenteil verwandelten. Gegen die Mitte des Festplatzes zu bearbeitete eine größere Musikkapelle allerlei Blas- und Saiteninstrumente, und daß die Trommeln nicht fehlten, versteht sich von selbst. Die für unser Ohr unharmonisch abgestimmten Töne bereiteten uns nichts weniger als einen Ohrenschmaus, und auch der Rhythmus der Melodien wäre für unsere Tanzbeine nichts gewesen. Trotzdem aber schwangen sich eine große Anzahl Männlein und Weiblein vergnügt im Kreise, traten vor, sprangen zurück, faßten

sich an den Händen, ließen sich wieder los und begleiteten diese tiefdurchdachten Bewegungen mit einem ohrenbetäubenden Geschrei. Wir beobachteten ferner Athleten, die im Stemmen und Werfen großer Eisenklumpen und im Ringen sich produzierten, und sahen einige Gaukler, die einer staunend gaffenden Menge allerlei Hokuspokus vormachten. Ganz wie bei uns.

Dies war die vergnügte Seite unseres Erlebnisses, aber nun kommt die ernste, die leider einen betrüblichen Abschluß finden sollte.

Durch eine verdammenswerte Neugierde getrieben, hatte der Diener den „Marsostrat“ weiter zum Festplatz vordirigiert, und plötzlich wurde dieser von der Menge erblickt. Im Nu verstummte die Musik, und alles, was Füße hatte, lief laut schreiend auf uns zu. Wir sprangen natürlich auf, um zu flüchten, und dadurch verrieten wir den Marsmenschen unsere Anwesenheit. Sofort waren sie hinter uns und warfen Steine, Eisenstücke, Keulen und was ihnen gerade unter die Hände geriet, nach uns. Die Entfernung zwischen den Verfolgern und uns war höchst gering, und da sie längere Beine hatten als wir, mußten sie uns einholen. Zum Glück kam jedoch der „Marsostrat“ immer näher, und unser Diener hatte glücklicherweise Geistesgegenwart genug, uns zu Hilfe zu kommen, indem er unser Luftschiff zu Boden sinken ließ.

Als die Verfolger dicht hinter uns waren, forderte ich Smith auf, seinen Revolver auf die Menge abzufeuern. Ich selbst schoß ebenfalls. Dies tat er auch, aber weit entfernt, die Wütenden einzuschüchtern, verdoppelten wir dadurch nur ihren Zorn, und nun trieb es sie erst recht zur Verfolgung, schon um ihre Mitmenschen, die wir niedergeschossen, zu rächen. Atemlos langten wir bei dem „Marsostrat“ an und sprangen in die

geöffnete Tür. Hier hatte Smith das Unglück, daß der leinene Umhang über seinen Schultern sich an den Füßen verfing, und er dadurch direkt vor der rettenden Schwelle zu Boden stürzte. Ich bückte mich, um ihn in das Fahrzeug zu reißen, aber im selben Moment traf mich ein Keulenschlag auf die linke Schulter. Ich mußte von Smith ablassen und mich gegen die Andrängenden wehren. Als der Revolver abgeschossen war, griff ich zum Hirschfänger, der an meiner Seite hing, und schlug blindlings um mich.

Der arme Smith wurde vor meinen Augen von der wütenden Menge buchstäblich in Stücke zerrissen. Als ich sah, daß ihm keine Rettung mehr gebracht werden konnte, schrie ich dem Diener zu, er solle den „Marsostrat“ steigen lassen, während ich den Eingang allein verteidigte. Dies tat er auch sofort. Einige hingen mit den Händen sich an die Bordschwelle und wollten sich zur Tür heraufschwingen, jedoch zwei, drei Hiebe mit dem Hirschfänger ließen sie zu Boden stürzen. Im selben Moment traf ein wuchtiges Eisenstück meine Stirn, und ich stürzte besinnungslos zu Boden. —

Als ich wieder zu mir kam, schwebte der „Marsostrat“ hoch in den Lüften. Der Diener hatte mich inzwischen schon kunstgerecht verbunden. Ich nahm zur Stärkung eine elektrische Lebenspille, dann dirigierte ich unser Fahrzeug nach Amazonia.

Den „Marsostrat“ hatten allerlei Wurfgeschosse getroffen, aber eine sorgfältige Untersuchung ließ mich zum Glück finden, daß er nirgends ernstlich beschädigt war.

Meine Mission war beendet. Noch an demselben Tage bereitete ich für die weite Rückfahrt zur Mutter Erde alles vor, und am anderen Morgen Punkt 5 Uhr

verließ der „Marsostrat“ mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 6000 Meter den Mars. —

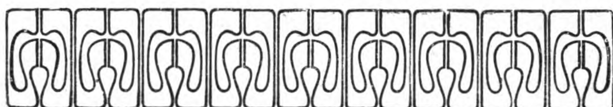
Ich schätze mich als Präsident des Marsklubs glücklich, mich dieser Ehrenstellung würdig gemacht zu haben, indem ich eine umfangreiche Marssammlung in die Hände von Männern der Wissenschaft legen konnte. Ich bedaure nur, Ihnen Martius, den ich wirklich lieb gewonnen hatte, nicht lebend vorstellen zu können, denn ein unbezwingliches Heimweh, im Gefolge eines tückischen Fiebers, raffte ihn nach sechs Monaten unterwegs dahin.

Mehrere Opfer an Menschenleben hat unsere Forschungsreise gekostet. Ein teurer Preis! Jedoch Erfolge, wie wir sie erzielten, können nicht ohne Opfer erkauft werden.

Ich schließe meinen Vortrag mit einem Hoch auf die Wissenschaft.“

„Hurra! Hurra! Hurra!“ schrieen die Zuhörer begeistert und schwenkten Hüte und Stöcke, ja sogar die hastig ausgezogenen Überröcke in die Luft, während die Nähersitzenden den kühnen Forscher umringten und ihn auf ihre Schultern hoben.





Aus den Diamantenminen von Kimberley.

Südafrikanische Skizze von R. Hendrichs.



Mit 5 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Daß spielende Kinder den Anstoß zur Errichtung eines großen Reiches, zu blutigen Kriegen und gewaltigen politischen Umwälzungen geben können, dürfte manchem recht unwahrscheinlich vorkommen. Und doch sind die weltgeschichtlichen Ereignisse, die sich während der letzten Jahrzehnte im Süden des dunklen Erdteils vollzogen, in ihren ersten Ursachen auf eine von spielenden Kindern gemachte Entdeckung zurückzuführen.

Es war vor etwa dreißig Jahren, als ein paar Burenbübchen unweit des Orangestromes im nordwestlichen Winkel der Kapkolonie eine Handvoll Kiesel auflasen, um sich nach Kinderart damit zu belustigen, daß sie sie in die Höhe warfen und wieder auffingen. Daß einer der Steine dabei so lustig in der Sonne funkelte, machte ihnen ein ganz besonderes Vergnügen, und einer der Knaben nahm das glänzende Spielzeug schließlich mit nach Hause, um es der Mutter zu zeigen. Die unwissende Burenfrau würde dem glitzernden Kiesel kaum irgendwelche Beachtung geschenkt haben; aber es war zufällig ein Besucher da, ein Farmer Schalk van

Niekerk, der dem Steinchen seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und sich's schließlich von dem kleinen Eigentümer als freundschaftliches Angebinde schenken



Eingeborener Arbeiter in einer Diamantenmine.

ließ. Er zeigte es einem Händler O'Reilly, der ihn in der Vermutung bestärkte, daß es sich um einen Diamanten handle.

Der Kiesel wurde einem Sachverständigen vorgelegt und, nachdem sich seine Echtheit als zweifellos erwiesen,

wenige Wochen später für ungefähr zehntausend Mark an den Gouverneur Sir Philipp Wodehouse verkauft. Dieser machte dabei übrigens noch ein ganz annehmbares Geschäft, denn der ungeschliffene Stein wog nicht weniger als 21 Karat.

Die Kunde von Niekerks Glück aber verbreitete sich rasch über die ganze Gegend; die Leute schärften ihren Kindern ein, fleißig nach „blanken Kieseln“ zu suchen, und richteten die Augen aufmerksamer als bisher auf den Boden zu ihren Füßen. Im Laufe der



Eingeborene Arbeiter beim Verlassen der Mine.

nächsten Monate wurden denn auch richtig noch sieben oder acht andere Diamanten gefunden, und Schalk van Niekerk, der ein besonders findiger Kopf oder ein auserwähltes Glückskind gewesen zu sein scheint, kaufte bald nachher von einem Hottentotten einen noch größeren und schöneren Stein, als es jener erste gewesen war.

Immerhin blieb die Kenntnis von diesen wertvollen Funden während der nächsten drei Jahre noch auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt, und erst einer wiederum von Kindern gemachten Entdeckung in der flachen Talmulde von Dutoitspan, da, wo das heutige Kimberley liegt, blieb es vorbehalten, den Anstoß zur Einwanderung gewaltiger Scharen von Diamantengräbern zu geben. Da wohnte nämlich in einer aus Erde gebauten arm-

seligen Hütte ein gewisser van Wyk, der viele Jahre hindurch notdürftig sein und seiner Familie Dasein gefristet hatte, ohne zu ahnen, daß er im eigentlichen Sinne des Wortes nur die Hand auszustrecken brauchte, um ein reicher Mann zu werden. Erst als seine spielenden Kinder aus der blauschwarzen Erde, die den Fußboden ihrer kümmerlichen Behausung bildete, ein paar Steine herausgewühlt hatten, die sich bei näherer Untersuchung als echte Diamanten erwiesen, wurde er inne, daß sein ganz mit diesen vielbegehrten Edelsteinen durchsetztes Erdhüttchen eine der kostbarsten Wohnungen gewesen war, die sich je ein vom Schicksal bevorzugter Sterblicher geleistet, kostbarer als mancher stolze Millionärpalast in der Fünften Avenue zu New York.

Nun ließ sich das große Geheimnis nicht länger bewahren, und von allen Seiten strömten die nach leicht erworbenen Reichtümern lüsternen Schatzgräber herbei. Die Gebiete von Dutoitspan, Bultfontein, Kimberley und De Beers verwandelten sich in ungeheure Zeltlager, und in fieberhafter Geschäftigkeit wurden Hunderte von „Claims" abgesteckt, von denen nach einem rasch geschaffenen Gesetz niemand mehr als zwei erwerben durfte, und die einen Flächeninhalt von je 31 Fuß im Geviert hatten.

Sinnlos und planlos wurde nun darauf los gegraben, ohne daß die Ausbeute, von einigen glücklichen Ausnahmen abgesehen, im großen und ganzen den gehegten Erwartungen entsprochen hätte. Denn den ersten Einwanderern, denen alle Erfahrung und alle geologischen Kenntnisse abgingen, erschien ein Claim so gut wie der andere, wenn er sich nur möglichst nahe an einer Stelle befand, wo bereits Diamanten gefunden worden waren. Nach und nach erst lernte man die Zeichen erkennen, die auf das Vorhandensein der edlen

Steine deuteten. Man stellte fest, daß sie fast nur in eigenartig geformten, trichterartigen Bodenvertiefungen vorkamen, die mit einer besonderen „blauen" Erde gefüllt waren. Wissenschaftliche Untersuchungen erklärten



Untersuchung der Mundhöhle eines Minenarbeiters nach gestohlenen Diamanten.

diese Erscheinung derart, daß jene Vertiefungen in der Tat die von früheren vulkanischen Eruptionen zurückgebliebenen Krateröffnungen seien, in welche aus unergründlichen Tiefen der Erde die in andere Auswurfsstoffe eingebetteten Diamanten gelangt waren. Wieder eine geraume Zeit mußte vergehen, ehe man weiter dahinter kam, daß vom Boden jedes dieser Krater noch eine ebenfalls mit blauer, diamantenhaltiger Erde gefüllte Röhre abwärts führte, und ehe man begriff, daß nur ein ganz rationeller Minenbetrieb zur Hebung der reichen natürlichen Schätze geeignet war.

Die weitere Entwicklung der großen Diamanten-

minen von Kimberley — unter diesem Gesamtnamen wurden die verschiedenen Minenfelder später zusammengefaßt — ist allgemein bekannt. Dem „Diamantenkönig" Barney Barnato, der übrigens später durch Selbstmord endete, und vor allem dem genialen Cecil Rhodes war es gelungen, das ganze ausbeutungsfähige



Körperliche Untersuchung eines eingeborenen Arbeiters vor dem Verlassen der Mine.

Gebiet in den Besitz einer einzigen Gesellschaft zu bringen, deren märchenhafte Gewinne dem ehrgeizigen und mehr auf die Größe seines Vaterlandes als auf die Vermehrung des eigenen Reichtums bedachten Engländer dann die Mittel zur Begründung der Britisch-Südafrika-Kompanie und damit zur Aufrichtung eines Reichs gewährten, das England zum unumschränkten Herrn von Südafrika machte; die Niederwerfung und politische Beseitigung der Burenrepubliken, die von Anfang an einen wesentlichen Teil von Cecil Rhodes' imperialistischem Programm gebildet hatte, vollendeten das groß angelegte Werk, als dessen unschuldige und ahnungs-



Sortieren der diamantenhaltigen Erde durch weiße Arbeiter.

lose Urheber in letzter Linie die spielenden Kinder des armen Burenfarmers gelten müssen.

Die ungebundene Freiheit und Zügellosigkeit, in welcher die ersten Schatzgräber ihrem Geschäft nachgingen, hat mit dem Übergang der Minen in den Besitz einer großen Gesellschaft natürlich ihr Ende erreicht. Die Leichtigkeit, mit welcher ein so winziger Gegenstand, wie es selbst ein größerer Diamant ist, sich verbergen läßt und die durch den hohen Wert der Steine bedingte gewaltige Versuchung machten besondere Vorsichtsmaßregeln gegen die in den Minen beschäftigten Arbeiter und ihre rücksichtslos strenge Durchführung zur unabweisbaren Pflicht. Zwar besteht ein von der Regierung der Kapkolonie erlassenes Gesetz, nach welchem niemand im Besitz eines rohen oder ungeschliffenen Diamanten sein darf, wenn er sich nicht durch unanfechtbare Dokumente über den rechtmäßigen Erwerb ausweisen kann. Aber dies Gesetz würde dem Diebstahl und der Hehlerei von Diamanten kaum einen wirksamen Riegel vorschieben, wenn man nicht zugleich darauf bedacht wäre, die Entwendung der Steine in den Minen selbst unmöglich zu machen.

Die Arbeiter und die niederen Beamten in den Diamantenminen waren bisher durchweg eingeborene Kaffern und Hottentotten; erst neuerdings hat man chinesische Kulis eingeführt. Sie werden auf längere Zeit fest gemietet und während dieser Zeit in vollständigster Abgeschlossenheit von der Außenwelt gehalten. Man sorgt so gut als möglich für alle ihre Bedürfnisse, aber man behandelt sie als Gefangene und gestattet ihnen keinerlei Verkehr mit außerhalb des Minengebiets befindlichen Personen. Vor ihrer Entlassung aber werden sie von eigens zu diesem Zwecke angestellten und mit allen Listen und Kniffen der Diamantendiebe vertrauten Leuten einer Untersuchung unter-

worfen, die an Gründlichkeit kaum noch zu übertreffen ist. Keine Falte ihres völlig entkleideten Körpers bleibt undurchforscht, die Mundhöhle wird mit peinlichster Sorgfalt abgeleuchtet, und wem es etwa gelingen sollte, einen gestohlenen Diamanten durch diese Untersuchung, die sich bis auf die Fußzehen erstreckt, durchzuschmuggeln, der hätte um der dazu nötigen Schlauheit willen beinahe verdient, ihn zu besitzen.

Zum Sortieren der aus den Minen zu Tage geförderten blauen, diamantenhaltigen Erde werden ausschließlich weiße Arbeiter verwendet, weil man zu ihrer Ehrlichkeit doch ein größeres Vertrauen hat als zu der der Eingeborenen. Auch sie bleiben indessen beständig strenger Aufsicht unterworfen und müssen sich beim Verlassen des Arbeitsraums ebenfalls eine Durchsuchung gefallen lassen.

Daß trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln beständig Diebstähle von rohen Diamanten vorkommen, unterliegt keinem Zweifel; aber den ungeheuren Gewinnen der Gesellschaft gegenüber fallen die dadurch bedingten kleinen Verluste nicht ins Gewicht.





Mannigfaltiges.



Edle Rache. — Im Jahre 1810 glänzte Beatrice Malton als Stern ersten Ranges am Londoner Theaterhimmel. Besonders in den weiblichen Hauptrollen der Shakespeareschen Stücke zeichnete sie sich aus, sowohl in den heiteren Lustspielen wie in den ernsten Dramen des Dichters. Die Art, wie sie dessen schöne Verse sprach und der zaubervolle Klang ihrer lieblichen Stimme werden als geradezu unvergleichlich von den entzückten Zeitgenossen geschildert. Niemals wurde sie in dieser Beziehung von einer späteren Künstlerin übertroffen.

Dadurch und durch ihre Schönheit und Anmut bezauberte sie viele Herzen und wurde häufig mit Heiratsanträgen bestürmt. Unter den zahlreichen Bewerbern gefiel ihr am besten der junge hübsche Alfred Yates, mit dem sie sich dann auch richtig verlobte.

Bald aber wurde dies Liebesglück wieder gestört, nicht durch ihre Schuld, sondern durch die seine. Entweder war seinen Eltern und sonstigen Verwandten die Verbindung des jungen Mannes mit einer Schauspielerin nicht genehm, oder es kam noch anderes dazwischen — genug, Yates brach das Verlöbnis mit Beatrice Malton und verlobte sich mit einer wohlhabenden jungen Dame, die er dann als Gattin heimführte.

Durch solche Treulosigkeit aufs tiefste gekränkt und em-

pört, verschmähte Beatrice es dennoch, wegen ungerechtfertigten „Bruchs des Verlöbnisses“ klagbar zu werden, um eine bedeutende Geldentschädigung zu erlangen, wozu sie nach dem in England geltenden Gesetze das vollkommenste Recht gehabt hätte. Schweigend ertrug sie vielmehr die Kränkung, nur wurde sie in der Folgezeit viel ernster als zuvor und schenkte den anderweitigen zahlreichen Bewerbungen heiratslustiger junger Herren um ihr Herz und ihre Hand gar kein Gehör. Es schien fast, als ob sie wegen jener unliebsamen Erfahrung, die sie hatte machen müssen, der jungen Männerwelt stete Verachtung und ewigen Haß geschworen hätte. —

Die Jahre vergingen so, und die Blütezeit ihrer Jugendschönheit schwand dahin. Aber die herrliche Gewalt ihrer Stimme blieb ihr treu. Dadurch bezauberte sie, wie schon so viele andere Bewunderer ihrer hohen Kunst, den Bankier Samuel Butts, eine der Hauptgrößen der damaligen Londoner Hochfinanz. Dieser Herr war schon bejahrt und recht gebrechlich, auch fast blind, aber ein begeisterter Verehrer des großen Shakespeare. Um dessen unsterbliche Meisterwerke zu hören, besuchte er noch häufig das Theater, und da war es dann hauptsächlich Beatrice Malton, deren Kunst ihm dermaßen Herz und Seele gefangen nahm, daß er auf einen ganz eigentümlichen Einfall geriet.

Er trug ihr seine Hand an. Er wolle nämlich, sagte er ihr, gerne eine so hochgebildete und talentbegabte Künstlerin stets um sich haben, welche ihm zu jeder Zeit, wenn er es wünsche, aus seinem geliebten Shakespeare mit vollendetster Meisterschaft vorlesen und ihm die schönsten Stellen aus dessen Dramen frei aus dem Gedächtnis vordeklamieren könne.

Beatrice Malton überlegte reiflich diesen Vorschlag, nahm ihn dann aber an, vielleicht weil sie des Theatertreibens einigermaßen überdrüssig geworden war.

Der alte Bankier lebte noch etliche Jahre sehr glücklich mit seiner shakespearekundigen Gemahlin. Dann starb er und hinterließ ihr ein ungeheures Vermögen, von dessen

reichen Einkünften Beatrice fortan den edelsten Gebrauch machte, indem sie sich durch eine wahrhaft großartige Wohltätigkeit auszeichnete, durch stete opferwillige Bereitschaft den Armen und Bedürftigen Hilfe zu bringen. —

Inzwischen war es mit ihrem früheren Bräutigam Alfred Yates allmählich bergab gegangen. Durch unglückliche kaufmännische Spekulationen hatte er sein eigenes ansehnliches Vermögen und auch das seiner Gattin eingebüßt und befand sich mit seiner Familie in recht trauriger Lage. Aber seltsam — immer wenn bei ihm die Not am größten war, wurde ihm geholfen durch kleine und größere Summen, die ihm zugesandt wurden. Er wußte zwar nicht ganz bestimmt, woher diese Hilfe kam, aber er hatte Grund, dies mit ziemlicher Sicherheit zu vermuten. Also schickte er an Beatrice Malton einige Dankesbriefe, welche jedoch jederzeit ungelesen und uneröffnet wieder an ihn zurückgelangten. Er versuchte, sie persönlich zu sprechen, allein er konnte seinen Dank nicht abstatten, denn sie wollte ihn nicht empfangen, sondern ließ ihn durch ihre Dienerschaft abweisen. Ehrerbietig grüßte er sie, wenn sie an ihm vorbeifuhr auf der Straße; doch sie beachtete seinen Gruß nicht, sondern blickte kalt und gleichgültig über ihn hinweg, als ob er für sie gar nicht vorhanden sei.

Das dauerte so längere Zeit. Fünfundzwanzig Jahre waren verflossen seit jenem Treubruch, da erlag Beatrice Malton einer ansteckenden Krankheit. Tief bedauert wurde ihr Hinscheiden von den Hunderten von Bedürftigen, welchen sie eine fürsorgliche Helferin gewesen war. Auch zahlreiche einfache Kranzspenden zierten den Sarg der Toten neben den prachtvollsten Kränzen und Blumenarrangements aus den Kreisen der Reichen und Vornehmen. Groß war beim Leichenbegängnis das Trauergefolge, welchem sich auch Alfred Yates angeschlossen hatte, der wehmütig seine ehemalige Braut zu Grabe geleitete.

Als das Testament der Verstorbenen eröffnet wurde, erregten dessen Bestimmungen in England allgemeines Aufsehen, so großartig waren die Vermächtnisse zu Gunsten

milder Stiftungen und für arme Leute. Darunter befand sich auch ein Legat für Yates, dem kurzweg, ohne jede weitere Bemerkung dazu, ein Kapital von zehntausend Pfund Sterling (200,000 Mark) vermacht wurde.

Auf solche Art rächte sich die edelsinnige Beatrice Malton an dem, der sie einst treulos verlassen hatte. Oft besuchte in der Folgezeit Alfred Yates mit seiner Frau und seinen Kindern den stillen Friedhof Kensal-Green, um am Grabe Beatrices ihrer Herzensgüte und unvergleichlichen Großmut dankbaren Sinnes zu gedenken. F. L.

Durch Zahnärzte entlarvte Verbrecher. — Durch die Kunst von Zahnärzten gelang es in neuerer Zeit in mehreren Fällen, schwere Verbrechen aufzuklären und die Täter zu überführen. So wurde der Mörder der Witwe Cremieux in Neuilly bei Paris durch den Beweis eines Zahnarztes zum Geständnis seiner Tat gebracht und verurteilt. Der der Tat verdächtige Mann leugnete hartnäckig, die Ermordete überhaupt je gesehen zu haben. Bei seiner Verhaftung jedoch hatte man an seiner rechten Hand Wunden bemerkt, die von einem Bisse herzurühren schienen. Ein Zahnarzt, der zur Untersuchung zugezogen wurde, erklärte die Wunden als tatsächlich von menschlichen Zähnen verursacht, und zwar von denen der Witwe Cremieux. Seine Behauptung bewies er vor dem Schwurgericht in überzeugendster Weise dadurch, daß er Gipsabgüsse, die er von der Mundhöhle der Ermordeten und von der verwundeten Hand des Angeklagten gemacht hatte, beibrachte. Die Witwe, eine alte Frau, hatte im oberen Kiefer nur noch einen, im unteren nur zwei Zähne besessen, und diese Zähne paßten, wie die Abgüsse klar bewiesen, genau in die Wunden des Angeklagten, der, dadurch überführt, sich zu einem Geständnis bequemen mußte.

Auch in Yorkshire in England gelang es einem Zahnarzte auf ähnliche Weise, einen Angeklagten des Mordes zu überführen. Ein Wildhüter war ermordet aufgefunden worden, und als der Tat verdächtig wurde am selben Tage ein als Wilderer bekannter junger Bursche verhaftet. An

seinem Handgelenk fanden sich Bißwunden vor, und der Vergleich mit dem etwas ungewöhnlich geformten Gebiß des Wildhüters bewies mit Sicherheit, daß zwischen dem Wilderer und dem Ermordeten ein Kampf stattgefunden haben mußte, während welchem der erstere gebissen worden war. Die Gipsabgüsse, die auch in diesem Falle gemacht worden waren, überzeugten die Geschworenen von der Schuld des Angeklagten, und dieser gestand auch schließlich, daß er die Tat mit Hilfe eines Genossen verübt hatte.

Ein weiterer Fall wurde kürzlich vor den Geschworenen in Manchester verhandelt. Ein Herr, der in Begleitung seines kleinen Hundes einen Spaziergang gemacht hatte, wurde auf dem Heimwege, als die Nacht schon hereingebrochen war, niedergeschlagen und beraubt. Die Polizei verhaftete am folgenden Tage eine große Anzahl von verdächtigen Strolchen, aber der Beraubte war nicht im stande, den Täter wiederzuerkennen. Er erklärte aber, daß er dem Räuber einen Biß an der Hand beigebracht habe, als er auf der Erde liegend beraubt worden sei, und sein Hündchen müsse den Menschen ebenfalls gebissen haben, denn es sei wütend auf ihn los gefahren. Alle verhafteten Strolche wurden nun genau untersucht und bei einem derselben beträchtliche Bißwunden festgestellt. Während aber die Wunden an der Hand ganz unbedeutend waren, erklärte der Zahnarzt die Wunden an dem Beine des Verdächtigen als tatsächlich von den Zähnen des Hundes herrührend.

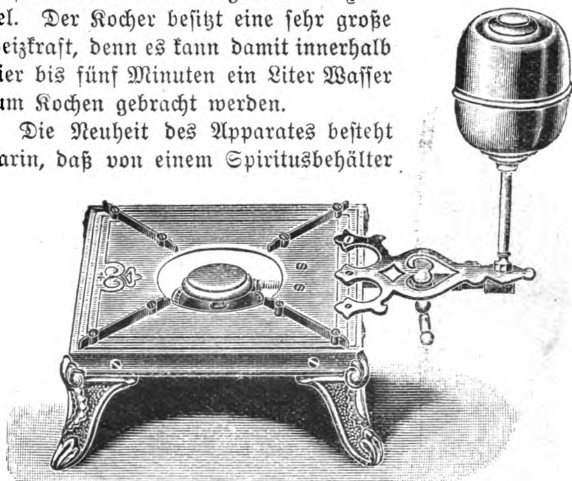
Durch einen angebissenen Apfel überführte ferner ein Zahnarzt den Mörder des Ehepaares Schneider in Wien. Der angebissene Apfel war am Tatorte aufgefunden und vom Gericht beschlagnahmt worden. Der Zahnarzt bewies durch Abgüsse der Gebisse der beiden Ermordeten, daß diese den Apfel nicht angebissen hatten, während die Zähne des Angeklagten genau in die Bißstellen hineinpaßten.

Endlich gelang es kürzlich, den Mörder eines Bankiers in St. Petersburg durch die von einem Zahnarzte beigebrachten Beweise der Tat zu überführen. In der Nähe des Ermordeten war eine Zigarrenspitze mit einer halb

aufgerauchten Zigarre aufgefunden worden. Da die Zigarre aus sehr gutem, teurem Tabak war, glaubte man zuerst, sie stamme aus dem Vorrat des Bankiers, dagegen aber sprach die alte, stark eingebissene, abgenützte Spitze. Man zog einen Zahnarzt zu Rate, und dieser untersuchte die Gebisse der als der Tat verdächtigen verhafteten Personen. Auch in diesem Fall gelang der Beweis, daß einer der Verhafteten der Täter war, da die etwas sonderbar geformten Vorderzähne desselben genau in die Lücken der Zigarrenspitze hineinpaßten. W. St.

Neue Erfindungen: I. Spiritusgaskocher „Juwel". — Einen neuen Spiritusgaskocher bringt die Firma Justus Arnold in Solingen in den Handel. Der Kocher besitzt eine sehr große Heizkraft, denn es kann damit innerhalb vier bis fünf Minuten ein Liter Wasser zum Kochen gebracht werden.

Die Neuheit des Apparates besteht darin, daß von einem Spiritusbehälter



Spiritusgaskocher „Juwel".

durch einen besonders konstruierten Hahn nur wenig Spiritus in eine Röhre fließt, welche einen Docht aus Messinggewebe besitzt; diese Röhre steht mit einer runden Gaskammer in Verbindung, welche den Spiritus zur Vergasung bringt. Das entstehende Spiritusgas entweicht nach unten, mischt sich hier mit Luft und tritt so in den eigentlichen

Brenner, welcher wieder ringsum mit Luftlöchern versehen ist, so daß also eine doppelte Luftzuführung entsteht, wodurch das Gas mit einer enormen Heizkraft zur Verbrennung kommt.

Der Spiritusverbrauch ist minimal, der Apparat riecht, rußt und explodiert nicht, da ein Überhitzen unmöglich ist und ein Verstopfen niemals stattfinden kann. Die Kochplatte ist emailliert und vernickelt, und der Apparat kann von jeder Hausfrau auseinandergenommen und ebenso spielend leicht wieder zusammengesetzt werden.

Die Flamme ist zu regulieren durch eine einfache Viertel- oder Halbdrehung des Hahnes nach links, und hierdurch tritt der so überaus einfach und praktisch konstruierte Apparat in starke Konkurrenz mit den bekannten Gaskochern. Die Kochplatten werden ein-, zwei- oder mehrflammig hergestellt. P. R.

II. Ein neuer Taschenoperngucker. — Die optische



Fig. 1.

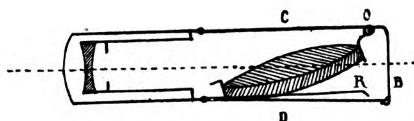


Fig. 2.

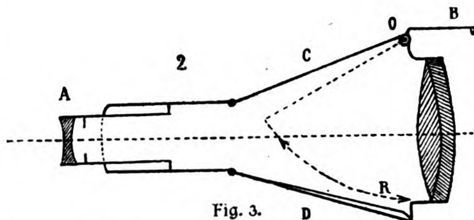


Fig. 3.

Anstalt Fischer in Paris, Boulevard des Capucines 12, hat neuerdings einen Taschenoperngucker auf den Markt gebracht, der von ganz besonderer Kleinheit und Leichtigkeit ist und dabei die optischen Qualitäten eines guten Feld-

stechers hat. Er ist aus Aluminium und schwarzem Maroquinleder gearbeitet. Unsere drei Abbildungen veranschaulichen die Konstruktion. Figur 1 zeigt, daß der Apparat in geschlossenem Zustand die Gläser umhüllt. Der Mechanismus sorgt dafür, daß beim Drehen der Schraube die Gläser mit ihrer Fassung oben und unten heraustreten. Die Lage der Gläser bei geschlossenem Zustand zeigt Figur 2, ihre Stellung beim Gebrauch Figur 3. Ein Vergleich beider Zeichnungen läßt erkennen, wie sich die Klappen C und D öffnen und die großen Gläser, nachdem die Klappe B geöffnet ist, um das Scharnier O sich drehend, austreten. Die Feder R sorgt dafür, daß diese Gläser in der Lage bleiben, solange es gewünscht wird.

Der Erfinder hat zwei Arten konstruiert. Die eine, für den Gebrauch im Theater bestimmt, läßt das Objekt viermal vergrößert erscheinen, die andere, für den Gebrauch im Freien bestimmt, bietet eine sechsfache Vergrößerung. Beide Sorten, von denen die erstere 65 und die andere 80 Franken kostet, haben dieselbe Größe bei einer Höhe von nur 8 Zentimeter. W. H.

Das wertvolle Bild. — Dem berühmten Bildhauer Rodin in Paris hatte ein junger Maler eins seiner völlig wertlosen Bilder, das er aber prachtvoll hatte einrahmen lassen, förmlich aufgedrungen. Rodin hatte das Bild in sein Atelier hängen lassen und dachte kaum noch daran, als seine Erinnerung daran wieder geweckt wurde. Er hörte nämlich von einem Freunde, daß der junge Maler überall ausposaune, Rodin hätte bei ihm ein Gemälde gesehen und es so sehr bewundert, daß er nicht anders gekonnt habe, als es dem Bildhauer zum Geschenke anzubieten. Zum Beweis, wie hoch Rodin das Bild schätze, möge dienen, daß dieser es in seinem Atelier aufgehängt habe.

Diese Prahlerei ärgerte den Bildhauer, und er beschloß, dem eingebildeten Bildermann eine kleine Lektion zu erteilen.

Eines Tages, als er ihm im Café de la Paix in einem großen Kreise von Freunden und Kunstgenossen begegnete, redete er ihn an: „Ah, sieh da, mein lieber Freund, ich

hatte schon lange die Absicht, Sie zu besuchen, aber es fehlte mir bisher immer an Zeit. Haben Sie schon gehört, daß am vergangenen Sonntag bei mir eingebrochen worden ist?"

„Nein, verehrter Meister," antwortete der Maler, sich stolz im Kreise umschauend, ob die übrigen die vertrauliche Anrede des berühmten Künstlers auch bemerkten. „Sind Ihnen wertvolle Sachen gestohlen worden?"

„Wie man's nimmt," antwortete Rodin lächelnd. „Sie erinnern sich vielleicht an das Bild, das Sie mir vor einiger Zeit sandten?"

„Freilich, freilich!" stieß jetzt atemlos vor Neugierde der Maler hervor.

„Darauf scheinen die Einbrecher es hauptsächlich abgesehen zu haben, denn sie haben es aus dem Rahmen herausgeschnitten und —"

„Da seht ihr," schrie der Maler, den Bildhauer nicht ausreden lassend, „mein Glück ist gemacht! Kinder, die Reklame! Die Zeitungen —"

„Die wissen schon," unterbrach ihn jetzt Rodin, „daß die Diebe die Leinwand liegen ließen und mit dem Rahmen abzogen!" M. St.

Absonderliche Pfleglinge. — Ein Arzt in Bristol besitzt einen großen Glaskäfig voll von entzückend schönen, goldgrüngestreiften Schmetterlingen. Der Mann ist ein Lungenspezialist und pflegt die goldgrünen Schmetterlinge zu Heilzwecken. Sie stammen von der Küste von Florida und halten sich dort auf den gelben Blüten des Fieberkrautes auf. Dies Kraut hatte bei Lungenentzündungen der Haustiere in jener Gegend wunderbare Heilkraft bewiesen, übte aber bei erkrankten Menschen keinerlei Wirkung aus, in welcher Gestalt man es bei ihnen auch anwendete.

Da kam im März 1899 ein steinreicher New Yorker zu einem Arzte in Florida und klagte ihm, er befinde sich im letzten Stadium der Schwindsucht und möchte aber um jeden Preis leben. Der Arzt möge doch eine Kur mit ihm vornehmen,

die noch ganz neu sei, vielleicht, daß es doch noch etwas zu seiner Rettung gebe.

Der Doktor, der nichts Erfolgversprechendes wußte und doch dem Kranken gern seinen Herzenswunsch erfüllen wollte, fing eine Anzahl von jenen goldgrüngestreiften Schmetterlingen auf den Fieberkrautstauden, trocknete und pulverisierte sie und gab sie dem Todeskandidaten ein. Diese anscheinend ganz aussichtslose Kur hatte den wunderbarsten Erfolg, den der Kranke selbst nicht zu hoffen gewagt hatte. Sein Zustand besserte sich auffallend, und nachdem er bis zum August, also fünf Monate hindurch, sein Schmetterlingspulver eingenommen hatte, ließ er sich, nach New York zurückgekehrt, von einem Spezialarzt für Lungenleiden untersuchen. Die Lungen des ehemals Schwindsüchtigen erwiesen sich als vollkommen ausgeheilt.

In allen medizinischen Zeitschriften wurde diese neue Wunderkur, die jedenfalls mehr auf das günstige Klima Floridas zurückzuführen ist als auf das Schmetterlingspulver, besprochen, und die Eier jenes Schmetterlings wurden von vielen namhaften Ärzten bezogen, um in fremden Erdteilen zur Entwicklung gebracht und auf ihre heilende Wirkung hin untersucht zu werden. Es gelang aber nur selten, Raupen und Schmetterlinge aus ihnen zu züchten. Jener Doktor in Bristol war einer der wenigen, die Erfolg damit hatten. Daß er aber auch erfolgreiche Kuren damit bei seinen Patienten durchgeführt habe, ist bisher nicht bekannt geworden. —

Ein kleiner Käfer wird von der Lissaboner Gartenbaugesellschaft gehegt und gepflegt, als wäre er ihr zärtlich geliebtes Herzblättchen. Er ist es auch in Anbetracht der unermeßlichen Dienste, die man sich von ihm verspricht. Er soll nämlich Portugals Apfelsinenhaine von der gierigen Schildlaus befreien, durch die ihnen geradezu der Untergang droht. Der kleine Käfer heißt Cardinalis und lebt in Australien ausschließlich von der auch dort überreichlich vorhandenen Schildlaus. Sechzig dieser Käferchen wurden im Jahre 1900 aus Neusüdwales nach Portugal überführt,

und nur fünf von ihnen überstanden die weite Reise. Da nun diese Sendung nicht weniger als 500 Mark gekostet hatte, so entfiel auf jeden der fünf winzigen Käfer, die glücklich in Portugal landeten, das Sümmchen von 100 Mark, so daß man in Anbetracht ihrer Kleinheit sagen kann, sie sind mehr als fünfzigmal mit Gold aufgewogen worden. Und doch ist selbst das nicht zu viel, wenn sie und ihre Nachkommenschaft die auf sie gestellten Erwartungen befriedigen, ihren mächtigen Appetit auch an den Schildläusen Portugals stillen und so dem armen Ländchen seine Orangenernten erhalten. —

Ähnlich hegt und pflegt ein Professor Steinmetz in Kapstadt eine ungeheure Sammlung von Marienkäferchen. Der Professor hofft damit den Preis von 2000 Mark zu gewinnen, den der Ackerbauminister von Kapland für das sicherste Mittel gegen die Blattlaus ausgesetzt hat, durch die den Obstgärten des Landes ein enormer Schaden zugefügt wird. Das Marienkäferchen ist ganz versessen auf Blattläuse, und darauf baut Professor Steinmetz seine Hoffnung auf. —

Ein Mitglied des französischen Aeronautenklubs, M. Mouret, hat mit einem Aufwande von 16,000 Mark ein großes Glashaus errichten lassen, in welchem sich eine Anzahl verkrüppelter, unansehnlicher Bäumchen befinden. Diese Bäumchen sind der Aufenthaltsort einer großen, wunderlich aussehenden Spinnenart, Halabes, und diese Spinnen sind M. Mourets sorglich gehätschelte Lieblinge. Er hat sie sich in Tausenden von Exemplaren mit großen Kosten aus Madagaskar kommen lassen, um ihre zähen Spinnfäden zu ernten, die dreimal so stark sind als die stärksten Seidenfäden der Seidenraupe und daher für die Umhüllung eines Luftballons dreimal geeigneter wären als diese. Man darf auf die Erfolge des Züchters gespannt sein. —

Ratten, glatte, braune Ratten sind die sonderbaren Pfleglinge des russischen Arztes Pawloff, und der Zweck, zu dem er sie in einer Menge von Käfigen um sich hat, ist der, durch unwiderlegliche Experimente festzustellen, daß Ratten die Verbreiter von Pest, Typhus, Scharlachfieber und nicht selten auch von epidemisch auftretendem Keuchhusten sind. —

—

Zu demselben Zwecke hält ein Lungenspezialist in London über dreißig schöne Papageien in einer geräumigen Voliere. Er will an ihnen beweisen, daß diese exotischen Vögel die Urheber der epidemischen Lungenentzündung sind, die in der Mehrzahl der Fälle tödlich verläuft, und daß es deshalb ebenso gefährlich ist, Papageien als Stubenvögel zu halten, wie in einem mit Ratten behafteten Hause zu wohnen. Cl. D.

Eine ungewöhnliche Rechnung. — Im Jahre 1759 hatte der Kunst- und Dekorationsmaler Jaques Casquin in der niederländischen Klosterkirche zu St. Geneviève eine Anzahl von Reparaturen an Gemälden und anderen Kunstgegenständen ausgeführt und einen Preis dafür gefordert, der dem Prior des Klosters viel zu hoch erschien.

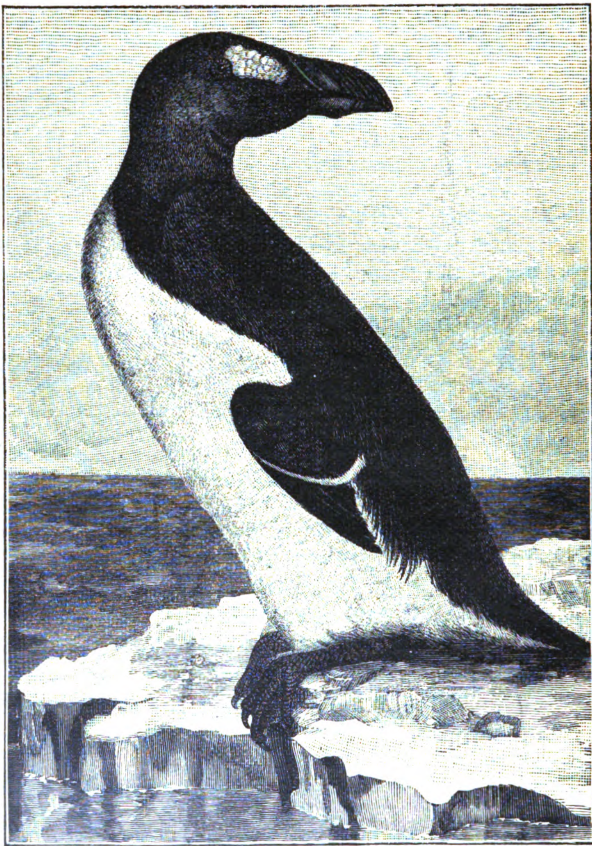
Dieser verlangte deshalb eine genauere Spezifizierung der betreffenden Leistungen, welche nun der Künstler in der folgenden originellen Weise angab:

Ausgebessert und angestrichen die zehn Gebote Gottes	5	Gulden.
Dem Erzengel Gabriel den rechten Flügel vergoldet	2	„
Die Magd des Hohepriesters Kaiphas gewaschen	4	„
Dem Sohne des Tobias ein Paar Sandalen gemacht	7	„
Den Esel Bileams geputzt und beschlagen . .	6	„
Der Sara ein Paar Ohrgehänge vergoldet . .	2	„
In die Eselskinnbacke des Simson neue Zähne eingesetzt	3	„
An den Krug der Samariterin einen Henkel angesetzt	2	„
Dem verlorenen Sohn das Hemd ausgebessert	3	„

u. s. w. K. R.

Ausgestorbene Vögel. — In dem Bilde, das die moderne Naturwissenschaft von der „Urzeit der Erde“ zu entwerfen im stande ist, üben die Riesenvögel der Vorwelt eine ganz besonders märchenhafte Wirkung aus. Wir haben schon bei früherer Gelegenheit Abbildungen von einzelnen dieser

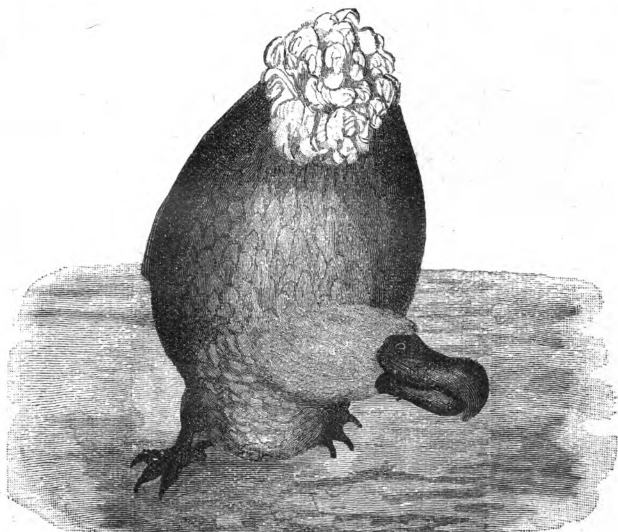
merkwürdigen Tiere gebracht, wie sie sich aus den fossilen Funden rekonstruieren lassen, und heute sind wir in der



Der Riesenalk.

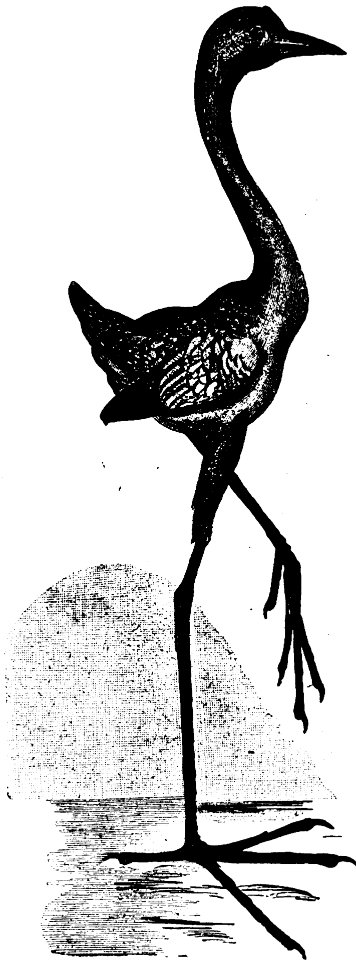
Lage, eine weitere Auswahl ausgestorbener Vögel unseren Lesern vorzuführen, die das Gemeinsame haben, daß sie Riesentypen ihrer Art sind.

Der merkwürdigsten einer ist der Riesenalk. Er gehört zu den Vögeln der Urzeit, wie die Knochenreste beweisen, die sich an der dänischen, englischen und amerikanischen Nordostküste von ihm finden. Am häufigsten war er auf den Schären von Island und Neufundland. Bei den alten Nordländern, die ihn jagten, hieß er Geyrfugl, und Geyrfuglskjäre hieß einer der bedeutendsten Nistplätze dieses



Der Dudu.

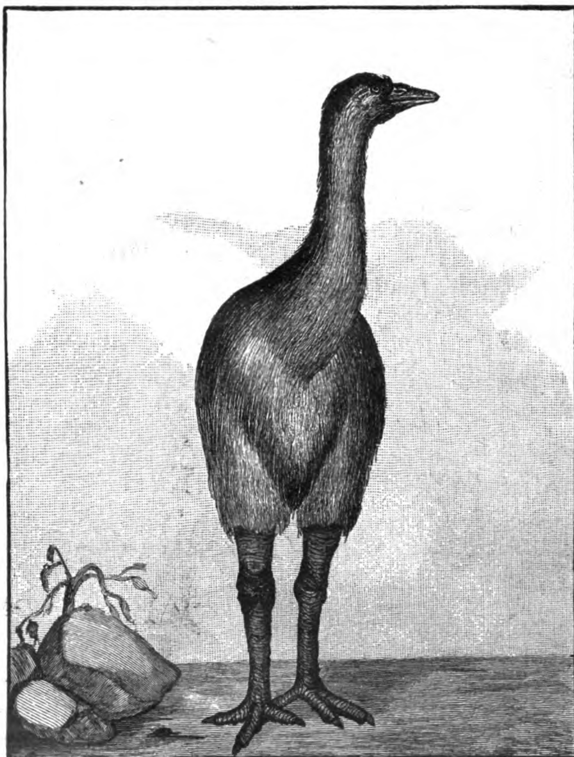
Riesentauchers, eine Insel, die 1830 bei einem unterseeischen Vulkanausbruch versank. Ausgestorben ist der Riesenalk erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts; die beiden letzten Exemplare wurden nachweislich 1844 geschossen. Etwa 80 ausgestopfte Exemplare finden sich in Museen, 20 davon in Deutschland. Noch seltener als die Vögel selbst sind die grün und schwarz marmorierten Eier, von denen eines mit mehreren tausend Mark bezahlt wird. Die großen Schwimmvögel mit ihren kurzen Flügeln an dem


Der „Riese von Mauritius“.

schweren walzenförmigen Leib konnten nicht fliegen und wurden daher den Walfischfängern zur leichten Beute. Sie erreichten eine Größe von 90 Zentimeter; die uns erhaltenen Eier sind 120 bis 130 Millimeter lang.

Weit früher ausgestorben ist ein anderer Inselvogel, eine Taubenart von 80 Zentimeter Höhe und 12,5 Kilogramm Gewicht, der Dudu oder die Dronte genannt, die bis zum Ende des 17. Jahrhunderts auf den Maskarenen im Indischen Ozean heimisch war. Der holländische Admiral van Nek, der 1598 die von dem Portugiesen Mascarenhas entdeckte Insel Mauritius für Holland in Besitz nahm, hat die merkwürdige Riesentaube zuerst beschrieben. Der Dudu hatte gar keine Flügel, sondern an deren Stelle drei bis vier schwärzliche Federn, statt des eigentlichen Schwanzes hatte er ein Büschel gekrauster Federn von hellgrauer Farbe. Das flügellose Tier, das als langsam von Gang und dumm geschildert wird, wurde bei solchen Eigenschaften von den Eroberern ohne

Schwierigkeit in Massen erlegt oder gefangen. Da sich sein Fleisch recht wohlschmeckend erwies, so ist es kein Wunder, daß schon nach einem Jahrhundert auf der ganzen Insel wie auf den Nachbarinseln kein Dudu mehr am Leben



Der Palapteryx.

war. Der Ornithologe v. Marenzeller hat festgestellt, daß der Dudu und ein anderer ausgestorbener Maskarenenvogel in der von den Kaisern Maximilian I. und Rudolf II. in Ebersdorf und Neugebäu bei Wien gehaltenen Menagerie gelebt haben.

Auch der ausgestorbene „Riese von Mauritius“ war größer als alle jetzt noch vorkommenden Stelzvögel. Wie unser Bild zeigt, waren, wie beim Riesenalk, seine Flügel viel zu klein, als daß sie ihn zum Fliegen befähigt hätten.

Auch der Palapteryx auf Neufundland, ein ganz flügelloser Laufvogel, war von bedeutender Größe und von ganz besonderer Stärke, wie schon ein Blick auf seine Beine zeigt. Von diesem Riesenvogel und dem ihm verwandten Moa (Dinornis giganteus) fanden sich in Knochenhöhlen auf Neuseeland sehr gut erhaltene Skelette. Erst in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hat man die ersten Knochenreste dieser Vorweltsvögel aufgefunden. Von den Dinornisarten unterschied sich der Palapteryx durch den Besitz einer Hinterzehe und rudimentärer Flügel. Der Stuttgarter Zoologe Prof. Lampert erzählt: „Ehe man die ersten Moareste auffand, waren durch die Missionäre auf Neuseeland Sagen und Erzählungen bekannt geworden, in denen die Maori, die Eingeborenen Neuseelands, von den Heldenkämpfen ihrer Vorfahren mit diesem Riesenvogel berichteten; ja, ein alter Heldengesang spricht ausdrücklich von einem furchtbaren Kampfe, in welchem die Maori den letzten ihrer gefährlichen riesigen gefiederten Gegner erlegten.“ J. P.

Das beliebteste Buch, das auch bei uns in Deutschland von Tag zu Tag volkstümlicher wird, ist in England und Amerika unstreitig das Scheckbuch. Ist es doch ein wahres Zauberbüchlein, dessen Blätter sich durch wenige Schriftzeichen des Berufenen in Goldwerte verwandeln lassen. Hat der glückliche Besitzer eines solchen Buches Zahlungen zu leisten, so füllt er die betreffende Summe auf einem Blatte seines Buches aus, unterschreibt es, trennt das Blatt heraus, übergibt es dem Gläubiger, und er ist seiner Schuld ledig — vorausgesetzt natürlich, daß bei der Bank, die zur Bezahlung beauftragt wird, ein entsprechender Betrag deponiert ist.

Welche riesigen Summen durch den Scheckverkehr umgesetzt

werden, mögen einige Fälle dartun. So bezahlte das Schatzamt der Vereinigten Staaten von Nordamerika den Panamakanal mit einem Scheck, der auf die Summe von 8,000,000 Pfund Sterling, also 160 Millionen Mark, lautete. Und doch steht dieser Riesenscheck erst an dritter Stelle unter den großartigen, die in jüngster Vergangenheit begeben wurden. Nach Beendigung des chinesisch-japanischen Krieges bezahlte China den ersten fälligen Betrag seiner Kriegsschuld an Japan mit einem Scheck, der auf 8,225,000 Pfund 1 Schilling und 10 Pence lautete. Dieser Scheck war auf die Bank von England gezogen und im Betrage der höchste, der bis dahin in der Geschichte dieses Instituts je honoriert wurde. Drei Jahre später bezahlte China den Restbetrag seiner Kriegsschuld an Japan wiederum mit einem Scheck, der auf die Riesensumme von 11,008,857 Pfund 16 Schilling 9 Pence, also weit über 220 Millionen Mark, lautete.

Der höchste Betrag eines Privatschecks erreichte die Summe von 5,338,650 Pfund, und zwar war dies der Kaufpreis, den die De Beers-Minengesellschaft im Jahre 1889 für den Besitz an Diamantfeldern der Kimberley Central Company in Südafrika zahlte, um der beide Gesellschaften schädigenden Konkurrenz ein Ende zu machen. Weitere große Schecks, die von sich reden machten, waren die von dem Bankhaus J. P. Morgan in New York ausgestellten im Betrage von 4,620,000 und 4,781,754 Pfund, wovon der letzte Betrag die Restsumme darstellte, die der Milliardär Morgan seinem Freunde Andrew Carnegie für seinen Anteil an den Stahlwalzwerken ausbezahlte.

Im Gegensatz zu diesen Riesenschecks wurde dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten Cleveland vom Schatzamt einst ein Scheck überreicht, der auf die Summe von 1 Cent (4 Pfennig) lautete. Dieser Betrag war dem Präsidenten von seinem Gehalt zu wenig bezahlt worden. Der Irrtum wurde bei einer Revision der Bücher und Kassen entdeckt und dem Schatzmeister gemeldet. Dieser stellte nun, wie es seine Pflicht war, einen Scheck aus, lautend auf den Betrag von 1 Cent, und überreichte ihn feierlichst dem Präsidenten.

Zum Schluß mag hier noch eines Schecks erwähnt werden, der kürzlich in einem der großen Londoner Bankhäuser von einer hübschen jungen Dame zur Zahlung präsentiert wurde. Er wies nämlich die Bank an, der „Süßesten der Süßen“ einen bestimmten Betrag auszuhändigen.

„Wer ist denn aber die „Süßeste der Süßen“?“ fragte verwundert der Bankbeamte.

„Wer sonst als ich!“ antwortete selbstbewußt die junge Dame. Und nachdem sie den Scheck mit dem obengenannten süßen Namen indossiert hatte, wurde ihr das Geld anstandslos ausgezahlt. W. Stelljes.

Ein reicher Grönländer. — Der Eskimo lebt vorwiegend von der Jagd. Geht sein Lebensmittelvorrat auf die Neige, so zieht er mit einigen Nachbarn aus, erlegt ein paar Walrosse und hat dadurch alles, was er braucht: Fleisch und Fett zum Essen, Licht für eine Tranlampe, Kleidung u. s. w. Sein Talent, Reichtümer aufzuhäufen, ist sehr gering. Nur ein gewisser Corko-Ja bildet hierin eine Ausnahme.

Dieser Mann wurde in der Kolonie Juliane Haab geboren und hatte eine nach grönländischen Begriffen glänzende Laufbahn. Mit zwanzig Jahren ließ er sich auf einem Walfischfänger in der Baffinsbai anheuern, desertierte aber nach Empfang des ersten halbjährlichen Lohnes auf das Festland. Er ließ sich dann in Frobisher nieder und begann Handel mit den Landesprodukten zu treiben.

Corko-Ja betreibt lediglich Tauschhandel; bares Geld kennt er nicht. Sein Besitztum besteht in einem Holzhaus mit Kachelofen, Tisch und Petroleumlampe; außerdem hat er 10 Kajaks und 4 Weiberboote. Für die Jagd auf dem Lande besitzt er 40 Hunde; 6 Schlitten vollenden seine Ausstattung. Er beschäftigt bei sich 25 Mann als Jäger, Ruderer und Hundewärter. Seine Magazine sind Höhlen, worin er seine Narwalzähne, Bären- und Fuchspelze, Eiderdunen u. s. w. aufbewahrt. Sein Vorrat soll einen Wert von 60,000 Mark darstellen, eine Summe, wie sie sicher noch nie ein Eskimo besessen hat.

Dieser Krösus unter den Eskimos ist jetzt 62 Jahre

alt. Zwei Frauen sind seine Lebensgefährtinnen, die er aber bei Gelegenheit auch austauscht. H. L.

Die Freundschaft zwischen Herz und Magen ist leider zu wenig bekannt, sonst würde man sicher mehr Rücksicht darauf nehmen. Was dem Herzen wehtut, trifft auch den Magen und umgekehrt. Viele sind nur herzkrank, weil sie am Magen leiden, und andere leiden am Magen, weil ihr Herz in Unordnung ist. Und das ist natürlich, denn diese beiden wichtigen Bestandteile unserer Körperwerkstätte liegen nebeneinander, und gleich den Rädern eines Uhrwerkes greift der Gang des einen in denjenigen des anderen ein. Bei Herzkrankheiten ist die Diät immer die Hauptsache. Es dürfen nur kleine Mahlzeiten eingenommen werden, weil Ausdehnung des Magens Druck auf das Zwerchfell und so auf das Herz ausübt. Vieles Essen erweitert aber die Magenwandungen.

So sehen wir denn viele herzkrank werden nur darum, weil sie ihren Magen beständig überladen und dadurch einen andauernden Druck auf das Herz ausüben. Wie viele könnten sich vor Herzbeschwerden retten und beginnenden Herzübeln Einhalt gebieten, wenn sie den Geboten der Mäßigkeit mehr folgten.

Man achte nur auf die Klagen so vieler an Verdauungsbeschwerden Leidender! Was hört man da? Ein Jammern zumeist auch über nervöse Herzzufälle, über Niedergeschlagenheit oder Müdigkeit und Schwäche. Blähungen mit Herzbeklemmung, Ermüdungsschmerz auf der linken Seite des Magens, welcher auf das Herz ausstrahlt, Herzschwäche — das sind Klagen, die aus dem Munde von Tausenden von Magenkranken kommen und auf die man besser achten, über die man mehr nachdenken sollte. Denn die Hilfe liegt ja so nahe, und die Ursachen sind oft so lächerlich winzig.

Es ist durchaus nicht Zufall, daß Magen- und Herzleiden bei mäßig lebenden Menschen so selten sind. Die Engländer sind starke Esser, und bei ihnen sind Herz- und Magenkrankheiten von großer Häufigkeit und beständiger Zunahme. In Ländern, wo man viel Bier trinkt und da-

durch also den Magen stark ausdehnt, sind Magen- und damit verbundene Herzplagen ebenfalls an der Tagesordnung. Man denke ans schöne Bayernland, in dem derlei Krankheiten förmliche Verheerungen anrichten.

In südlichen Ländern, wo die Leute mäßiger, viel mäßiger leben als wir, Bewegung haben und Sonnenschein, durch die manche Stockung in der Körpermaschinerie ausgeglichen wird, in solchen Ländern bestehen auch weit weniger Herz- und Magenleiden. Das sollten wir uns immer vor Augen halten und den Geboten der Mäßigkeit, den wahren Gesetzen der Hygiene, ihr Recht geben, damit wir gesünder werden und uns von Plagen freimachen, die nur wir selbst uns aufladen. E. P.

Die erste Schaufensterversicherung. — In England galt einst ein Gesetz, wonach derjenige, der aus Unachtsamkeit, Fahrlässigkeit oder im Zustande der Trunkenheit eine Fensterscheibe einstieß, als Schadenersatz dafür höchstens fünf Schilling zu bezahlen brauchte, niemals mehr, unter Umständen aber natürlich viel weniger, wenn nämlich die zerbrochene Scheibe einen geringeren Wert hatte.

Dies Gesetz mochte in älterer Zeit auch recht zweckmäßig gewesen sein, weil damals die Fensterscheiben, auch die vor den Geschäftsläden angebrachten, meistens alle nur recht klein und meist aus mehreren, wohl sogar aus vielen Glasscheiben zusammengesetzt waren.

Das dauerte noch bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein. Erst ungefähr mit dem Regierungsantritt der jugendlichen Königin Viktoria begann auf diesem Gebiete eine gründliche Änderung. Man hatte in einer großen englischen Glashütte angefangen, Spiegelglasscheiben von ungeheurer Größe zu gießen. Wie alles Neue und Gute waren sie zuerst sehr teuer, weil die Herstellung noch mit manchen Schwierigkeiten verbunden war, auch wohl nicht immer glückte. Nach einem uns vorliegenden alten Bericht wurden einzelne solcher großen Glasscheiben mit zweihundert Pfund Sterling und in einigen Fällen sogar noch höher bezahlt. Der erstaunlich hohe Preis hinderte jedoch nicht die In-

haber der größten und feinsten Londoner Ladengeschäfte, ihre Schaufenster durch Anbringung solcher Kolossalscheiben zu verschönern, und zwar verwandten sie für jedes Fenster nur eine, demnach genau so, wie es nun heutzutage ja überall gebräuchlich geworden ist.

Ein kluger Spekulant in London geriet nun auf die Idee, eine „Schaufenster-Spiegelglasscheiben-Versicherungs-anstalt" zu begründen. Für eine bestimmte Jahresprämie erbot er sich, das mögliche Beschädigungsrisiko auf sich zu nehmen. Weil er aber noch nicht sonderlich bekannt war in den Kreisen der Kaufleute, schenkte man ihm nicht genug Vertrauen. Nur etwa zwei Dutzend Geschäftsleute versicherten im Laufe des ersten Jahres ihre Schaufenster bei ihm. Das genügte natürlich bei weitem nicht. Um bei dem Versicherungsgeschäft gut bestehen zu können, brauchte er mehrere tausend Kunden.

Da wurde eines Abends in der Holbornstraße einem Ladenbesitzer, der seine Schaufenster noch nicht gegen Bruch versichert hatte, eine große kostbare Spiegelglasscheibe eingestoßen von einem etwas angetrunkenen und deshalb ziemlich unsicher umhertaumelnden Schiffskapitän. Man ergriff den Mann und führte ihn sogleich vor den Polizeirichter des Stadtbezirks, der ihn nach dem klaren Wortlaut des Gesetzes aber nur zu einem Schadenersatz von fünf Schilling verurteilte, welchen Betrag der Seemann lachend sofort bezahlte, worauf er freigelassen wurde. Vergebens bemühte sich der Kaufmann, einen höheren Schadenersatzanspruch zur Geltung zu bringen, indem er meinte, daß der Kapitän, dem es durchaus nicht an Geld zu fehlen scheine, doch eigentlich dazu angehalten werden müsse, den vollen Wert der großen Scheibe zu ersetzen. Der Richter schüttelte bedächtig den Kopf und bemerkte, daß es gesetzlich unzulässig sei, von dem Manne mehr als fünf Schilling Schadenersatz zu beanspruchen.

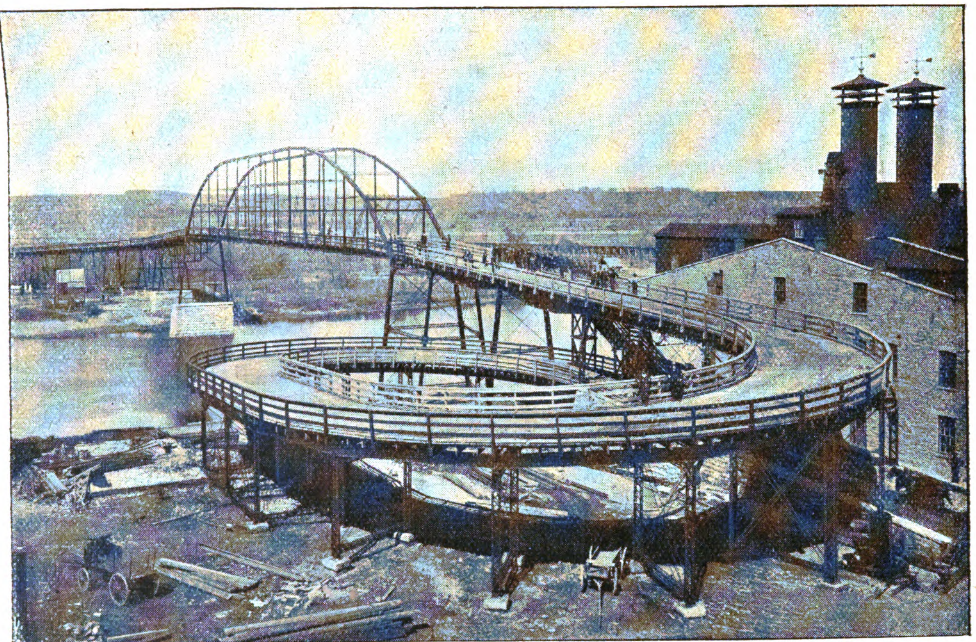
Das hörte der Begründer der „Schaufenster-Spiegelglasscheiben-Versicherungsanstalt", und er baute darauf einen schlauen Plan. Denselben Abend noch schickte er nach der

Regentstraße seinen Hausknecht, der sich anstellte, als glitsche er aus und taumle gegen die große Spiegelscheibe eines Schaufensters, welche er denn auch richtig einstieß. Der Mann bat den sofort vor der Ladentür erscheinenden Eigentümer um Entschuldigung und erklärte sich bereit, den Schaden zu ersetzen, soweit er dazu verpflichtet sei.

Darauf antwortete achselzuckend der Ladeninhaber: „Von Ihnen könnte ich nur fünf Schilling erlangen, denn so bestimmt es das Gesetz. Zum Glück aber sind meine sämtlichen Schaufenster zum vollen Wert versichert, also bin ich nicht so schlimm daran wie mein Konkurrent in der Holbornstraße, dem eine gleiche Verdrießlichkeit widerfuhr, der aber nur fünf Schilling erhielt, weil er seine Scheibe nicht versichert hatte.“

Schon am folgenden Tage wurde die Versicherungssumme prompt ausbezahlt. Die beiden Vorfälle wurden in den Zeitungen besprochen. Die Londoner Ladenbesitzer gelangten dadurch zu der Einsicht, daß wegen der geringen gesetzlichen Entschädigungssumme die schleunige Versicherung ihrer kostbaren Schaufenster unbedingt notwendig sei, und der Begründer der ersten derartigen Versicherungsanstalt, nachdem er ja seine Reellität und geschäftliche Promptheit in dem einen Falle, den er selbst so geschickt herbeigeführt, bewiesen, erhielt nunmehr rasch so viele Versicherungskunden, daß sein Institut herrlich aufblühte. J. O. Hansen.

Eine merkwürdige Brücke. — Auf einen originellen Ausweg sind die Ingenieure geraten, welchen die Aufgabe zufiel, bei der Stadt Hastings im Staate Minnesota der amerikanischen Union eine Brücke über den Mississippi zu bauen, die sich 75 Fuß über den Tiefstand des Stromes erheben sollte. Das Ufer gegenüber der Stadt ist alljährlich Überschwemmungen ausgesetzt, und deshalb wurde hier ein allmählich ansteigender Viadukt als Zugang zur Brücke gebaut. Auf dem Ufer jedoch, auf dem die Stadt sich ausdehnt, war ein solches Verfahren unmöglich, da es durchaus an dem nötigen Raumm angelte. Die Brücke sollte einem



Die Spiralbrücke über den Mississippi bei Hastings.

Nach einer Photographie von The Wisconsin Bridge Iron Co.



starken Lastwagenverkehr dienen, mithin war auch ein Treppenaufgang zur Brücke ausgeschlossen. Man wußte sich zu helfen durch die Konstruktion einer spiralförmigen Zufahrt, wie sie unser Bild zeigt. Auch die schwersten Lastwagen können dieselbe ebenso leicht befahren wie die langgestreckte Zufahrt am anderen Ufer. Die ganze Brückenanlage besteht aus Stahl. Ihre Länge beträgt 591 Meter. J. H.

Seltsame Einbände. — Der berühmte Astronom Camille Flammarion in Paris besitzt ein Buch, dessen Geschichte äußerst originell ist. Eines Abends lernte Flammarion in einer Gesellschaft eine reizende junge Dame, eine russische Gräfin, kennen, mit der er sich in ein eifriges Gespräch vertiefte und welcher er über ihre Schönheit und namentlich über ihre herrlichen Arme lebhafte Komplimente machte.

Nach Jahr und Tag erhielt Flammarion ein Postpaket und einen Brief, von denen das erste die Armhaut der Gräfin enthielt, während der Brief die Gründe dieser sonderbaren Sendung auseinandersetzte. Die Gräfin hatte auf dem Sterbebette bestimmt, daß sie dem Gelehrten die Haut der einst von ihm so sehr bewunderten Arme vermache, er möge sie zum Einband des Buches benützen, in welchem er eine so herrliche Schilderung der Sternenwelt gegeben.

Was sollte Flammarion tun? Er gab dieser seltsamen Laune nach, ließ sein Werk „Himmel und Erde“ in die Haut der jungen Frau binden und stellte den Band in seine Bibliothek.

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da.

Im Jahre 1794 war in Frankreich allgemein das Gerücht verbreitet, es existiere in Meudon eine „Menschengerberei“. Man behauptete, Robespierre ließe die Leichen der Enthaupteten dorthin überführen, ihnen die Haut abziehen und diese gerben, damit die Bürger sich daraus Hosen machen lassen könnten. Robespierre protestierte durch ein öffentliches Plakat dagegen, während der Urheber des Gerüchts, ein gewisser Galetti, ein Redakteur des „Journal des Lois“,

durch ein anderes Plakat darauf antwortete. Er erbot sich, allen, die sich dafür interessierten, ein Exemplar der Verfassung vom Jahre 1793 zu zeigen, das in Menschenhaut gebunden war.

Der Band existierte in der Tat, und er existiert noch heute; man kann ihn in Paris im Museum Carnavalet sehen. Er gehörte dem Marquis Turgot, der dem Titelblatt eine kleine Notiz beigefügt hat, die auf den Ursprung dieses Werkes hinweist.

Man zeigt ferner in Versailles, im dortigen Museum, ein Paar zierliche Pantoffeln, die aus der feinen Haut eines jungen Mädchens hergestellt sind. L—n.

Türkisches Volksweistum. — Jussuf hatte Zuleika geheiratet, weil sie so sanft zu sein schien wie eine Taube. Aber bald zeigte es sich, daß sie gern ihren eigenen Kopf durchsetzen wollte und sie in allem ihrem Mann widersprach. Weil er sich nun die Herrschaft im Hause nicht wollte schmälern lassen, kam es schließlich fast jeden Tag zu häßlichem Streite und zu Schlägen für die junge Frau.

In ihrer Trostlosigkeit klagte die junge Frau endlich ihren Kummer einem weisen Derwisch, welcher draußen vor der Stadt einsam lebte. Dieser nickte, als er alles vernommen, mit dem Kopfe, begab sich hinter seine Hütte, schöpfte in eine Flasche Wasser aus seinem Brunnen, ging dann wieder zu seiner Besucherin, verlangte zwei Piaster für das Wasser und sprach: „Siehe, hier in der Flasche hast du von dem heiligen Wasser Mohammeds. Jedesmal, wenn dein Mann zornig nach Hause kommt und zankt und poltert, nimm einen Schluck hiervon in den Mund und behalte es so lange darin, bis er ausgetobt hat. Habe acht, das heilige Wasser wird ein Wunder wirken — du wirst keine Schläge mehr bekommen!“

Überglücklich zahlte Zuleika die zwei Piaster, lief nach Hause und nahm, als bald nachher Jussuf fluchend heimkehrte, sofort heimlich einen Schluck von dem heiligen Wasser in den Mund. Wohl schalt er wie sonst, polterte und zankte auf sie ein, aber sie blieb steif und stumm. Und

siehe da, allmählich beruhigte sich sein Zorn, und er legte sich endlich hin und schlief. Das heilige Wasser hatte also wahrhaftig Wunder gewirkt: Zuleika bekam keine Schläge mehr. C. T.

Die Narzissenkulturen der Scillyinseln. — Im äußersten Südwesten von England liegen, der Halbinsel Cornwallis vorgelagert, die Scillyinseln, 140 winzige Felseneilande, von denen aber nur die fünf größten bewohnt sind, während die kleinen nur den Vögeln als Brutstätten dienen.

Die Inselgruppe hat insofern einen traurigen Ruf, als unzählige Schiffbrüche bei ihr stattgefunden haben und trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Warnungszeichen noch immer stattfinden. Eine „Halle der abgeschiedenen Seelen" bewahrt zahllose Erinnerungen an solche Schiffbrüche auf, Anker, Wappen, Schiffsfiguren und dergleichen mehr, was die Bewohner der Insel aus den Fluten herausgefischt haben, eine düstere Stätte, die aber anziehend gemacht wird durch die zum Teil wunderhübschen Muscheln, mit denen Decke und Wände der Halle geschmückt sind.

Diese Halle befindet sich am Eingang des Abteigartens der Benediktinermönche von Tawistock. Die Mönche haben ihre Niederlassung auf den Scillyinseln längst aufgegeben, obgleich sie schon vor der Eroberung Englands durch die Normannen gegründet wurde und eine geradezu herrliche Lage hat. Die wenigen Bewohner der Inseln waren ein allzu rauhes, unlenkbares Material, nur damit beschäftigt, zu schmuggeln und Nutzen zu ziehen aus den Schiffbrüchen, die sie nicht selten verräterischerweise selbst herbeiführten. Den einzigen praktischen Erfolg, den die Mönche mit ihrem frommen Dienst bei ihren Beichtkindern erzielten, war der, daß diese auf der kleinen Insel St. Agnes einen Brunnen. den Heiligen weihten und Stecknadeln als Opfergaben hineinwarfen, wofür sie aber von ihren speziellen Heiligen den Gegendienst erflehten, daß sie ihren Schmuggel segnen und ihnen recht einträgliche Schiffskatastrophen zuschicken möchten.

Eine Besserung dieser Zustände trat ein, als Mr. Dorrien-

Smith von der Krone als zeitweiliger Eigentümer der Scillyinseln eingesetzt wurde. Dieser würdige Mann nahm Wohnung in der ehemaligen Benediktinerabtei, und die wunderbare Blumenpracht, die ihn in seinem weitläufigen Garten umblühte, weckte in ihm den Gedanken, die für Blumenzucht ganz ausnahmsweise günstige Lage der Scillyinseln zur materiellen, damit aber auch zur geistigen und sittlichen Hebung seiner Insulaner auszunützen.

Der Umstand nämlich, daß der wärmende Golfstrom von allen Seiten die Gestade der Inseln bestreicht, verleiht diesen eine Temperatur, wie sie gedeihlicher für die Pflanzenwelt nicht gedacht werden kann. Exotische, subtropische Gewächse, die sonst in gleichen Breiten nur innerhalb der Treibhäuser fortkommen, stehen hier gesund und üppig während des ganzen Jahres im Freien. Palmen, Aloes, Azaleen, Myrten, Orangen, kurz, die Lieblinge Floras aus allen reichst ausgestatteten Teilen der Welt entzücken das Auge und füllen die dunst- und staubfreie Luft der Insel mit unvergleichlichen Düften.

Der neue Besitzer verstand es, durch Leutseligkeit und weises, väterliches Eingehen auf ihre Interessen sich schnell das Vertrauen seiner Untergebenen zu erringen. Er genoß in kurzer Zeit die Liebe und das Ansehen eines angestammten Königs in diesem Miniaturreiche von etwa zweitausend Seelen. Und als er so weit war, flößte er seinen Leuten den Gedanken ein, der sich ihm beim Anblick seines wundervollen Abteigartens aufgedrängt hatte, den, die Blumenzucht zu ihrem Lebensberuf zu machen.

Eine Anzahl von Menschen gab es darunter, denen die Annehmbarkeit seiner Idee sofort einleuchtete. Sie folgten also dem Rate des Mr. Dorrien-Smith und legten Kulturen von solchen Blumen an, die im Winter zur Blüte gebracht werden und das blumenfreundliche London zu einer Zeit mit seinen gewohnten frischen Vasen- und Knopflochzierden versorgen konnten, in der die sonstigen Lieferanten versagten.

Die Hauptpflanze, die man kultiviert, ist die Narzisse.

Diese Blume erfreut sich ihres süßen Geruches und ihrer leuchtenden Farben halber einer besonderen Beliebtheit bei den Londonern, und die Scillyinsulaner sorgten von Anbeginn für eine angenehme, die Kauflust anreizende Mannigfaltigkeit darin, indem sie gleich eine Menge von Spielarten anpflanzten.

Das Experiment gelang fast über Erwarten gut und warf einen Ertrag ab, der auch die anfangs Zweifelnden schleunigst zur Nachahmung bewog.

Zu einer Jahreszeit, die in unserer Vorstellung unzertrennlich verbunden ist mit kurzen, kalten, unfreundlichen Tagen und langen, öden Abenden, mit dem müheverursachenden Heizzwang und den bösen Kohlenrechnungen, mit Schnee, Eis und allen übrigen Unbilden des Winters, entwickelt sich jetzt auf den Scillyinseln ein Schauspiel von solch blendendem Glanze und solch berauschendem Frühlingsreize, wie ihn sich keine Phantasie ausdenken könnte. Zumal in den Monaten zwischen Neujahr und Ostern bilden die fünf bewohnten Inselchen mit ihren 3000 Acres anbaufähigen Landes einen ungeheuren Blumengarten, dessen köstlich in allen Tönen gefärbte Blüten eine berückende Augenweide und eine Erquickung für den Geruchsinn darbieten. Die ganze Atmosphäre ist mit ihrem herrlichen Wohlgeruch angefüllt.

Dabei gedeiht alle diese Pracht auf offenem Felde, ohne künstliche Treibmittel. Das Klima ist den Pflanzen so zuträglich, und der Boden ist dermaßen fruchtbar, daß, wenn die Blumen heute geschnitten sind, dieselbe Pflanze in Zeit von einer Woche schon wieder neue Blüten zeitigt.

Hunderte von Variationen werden gezogen, und da sie zu so blumenarmer Zeit und weit früher als die vom Kontinent verschriebenen auf dem Londoner Markte erscheinen, so erzielen sie ganz beträchtliche Preise.

Einen Tag um den anderen legt ein besonderer Dampfer an, der die duftende Fracht abholt, und auf der Höhe der Erntezeit hat er jedesmal dreißig, vierzig, manchmal fünfzig Tonnen hinwegzubefördern. Am Hafenorte Penzance wer-

den die Tonnen auf einen besonderen „Blumenzug“ verladen und eiligst nach der Hauptstadt weitergeführt. —

Die Gruppe der Scillyinseln ist übrigens auch, und das scheint der intelligente Reformator seines Inselvölkleins bisher übersehen zu haben, der wundervollste klimatische Kurort, den man sich vorstellen kann, weil seine Temperatur so auffallend geringen Schwankungen ausgesetzt ist. Der Golfstrom läßt in den strengen Wintermonaten das Thermometer nicht unter + 9 Grad Celsius sinken, und zur heißesten Sommerzeit steigt es, dank den erfrischenden Seewinden, nicht über 16 Grad. Solcher Gleichmäßigkeit erfreut sich vielleicht kaum ein zweiter Luftkurort der ganzen Welt. Der Umstand, daß die Verhältnisse und Einrichtungen auf dem weltabgeschiedenen Inselreichlein bis jetzt noch ziemlich primitiv sind, dürfte für viele Erholungsbedürftige gerade eine Empfehlung bedeuten. Cl. Düsterhoff.

Ein rührendes Scherzwort am Grabe. — Im Oktober 1813, nach dem großen Siege der Verbündeten bei Leipzig, überreichten Jungfrauen den in Leipzig einziehenden Monarchen Lorbeerzweige. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bewahrte seinen Zweig sorgfältig auf, und als er bald danach nach Berlin kam, fuhr er hinaus nach Charlottenburg. Dort war sein erster Gang nach dem Mausoleum, wo die ihm durch den Tod entrissene Gemahlin, die von Napoleon so tief verletzte und gekränkte Königin Luise, in ihrem Sarkophag ruhte. Der Gärtner hatte aber schon, als er den Sieg von Leipzig erfahren, aus eigener Anregung ein Lorbeerreis in den Arm der Marmorstatue gelegt, welcher Rauchs Meisterhand Leben eingehaucht zu haben schien. Nachdem König Friedrich Wilhelm ins Mausoleum eingetreten war, zog er seinen Lorbeerzweig hervor, ehe er zu dem Bildwerke hintrat. Da bemerkte er erstaunt den Lorbeer in der Hand der Entschlafenen, und mit tiefbewegter Stimme sagte er: „Ach, Luise, du kommst mir doch immer zuvor!“ C. T.

Man kann auch ohne Geld leben. — Eines der interessantesten Experimente auf sozialem Gebiete wurde vor

einigen Jahren in Burley Woods im Staate Washington in Amerika unternommen. Über 200 Leute, Männer, Frauen und Kinder, wohnen dort einträchtiglich beieinander, und sie behaupten, das Problem, ohne Geld leben zu können, gelöst zu haben. Das Verfahren, das sie beobachten, ist folgendes. Jeder Arbeiter erhält einen Kredit im Werte seines Tagelohns, jede Frau in demselben Maße, die größeren Kinder von 12 bis 15 Jahren, die nur zwei Stunden täglich arbeiten, ein Drittel des Kredits, der einem Erwachsenen zugestanden wird. Neun Stunden im Sommer und acht Stunden im Winter, darin besteht die tägliche Arbeit für die Erwachsenen.

Die Kolonie hat etwa tausend Hektar Land; sie erzeugt alle nötigen Produkte selbst, so daß sie ihren Mitgliedern alles selbst liefern kann, ohne daß diese dafür bares Geld auszugeben brauchen. Jede Familie hat ein Häuschen mit eigenem Garten. Die Kolonie besitzt eine Sägmühle und eine Mahlmühle, und in diesen Mühlen ist die Mehrzahl der Männer beschäftigt. Ferner ist vorhanden eine Schmiede, eine Bäckerei, eine Wäscherei, eine Druckerei, ein Schlachthaus und eine Schule. In dieser Kolonie hat jede Person ihr Konto, auf welchem ihr Verdienst, wie ihr Verbrauch verrechnet wird; ein Geldstück ist nirgends zu sehen.

Eine ähnliche Kolonie ist im Staate Georgia von Leuten gegründet worden, die sich selbst „Ruskiniten" nennen. Die ganze Kolonie speist zusammen in einer großen Halle, Fleisch wird nur zweimal in der Woche gegeben, gewöhnlich besteht die Speisekarte aus Reis, Erbsen oder Bohnen, Tomaten, Makkaroni, Suppe, Brot und Kaffee. Alles wird von den Kolonisten selbst gebaut. Ebenso wie die Gemeinde von Burley-Woods arbeiten die Mitglieder der Ruskinkolonie nur acht Stunden täglich; der übrige Teil des Tages gehört ihnen. L—n.

Kriegskirchen. — Auf der dänischen Insel Bornholm liegen die zwanzig Kirchen, welche sich auf der Insel befinden, freistehend über die ganze Insel zerstreut und stammen größtenteils aus dem Mittelalter. Eine Eigentümlichkeit dieser Kirchen ist, daß sie sowohl zum Gottesdienste als

zum Kriegsdienste erbaut wurden; letztere Bestimmung ist an den dicken Mauern, sowie an den schweren Pfeilern und Gewölben erkennbar. Die Außenmauern sind mit Schießlöchern versehen, wie zum Beispiel an der höchst interessanten Nylarskirche bei Aakirkeby. Es ist dies eine der vier Rundkirchen der Insel, drei Stockwerke hoch, mit einem Waffenhause und einem besonderen Glockenturme. Kirche und Turm sind aus unbehauenen Granitblöcken erbaut; rund um die Außenmauer läuft der drei Fuß breite Wehrgang.

Diese Kirchen spielten eine große Rolle in den gewaltigen Kämpfen, welche auf Bornholm im zwölften und dreizehnten Jahrhundert zwischen den Königen von Dänemark und den Herren von Lund um den Besitz der Insel wüteten. In den Kirchen sammelte und bewahrte die Gemeinde ihre Waffen, und namentlich die Türme bildeten wahre Kriegsarsenale. Diese sind damals noch unbedeckt gewesen; ihre jetzige höchst eigentümliche Holz- und Schieferbedachung erhielten sie erst, als der kriegerische Zweck aufhörte. C. T.

Die Tanzmäuse. — Unter den Mäusen gibt es viele Spielarten, unter welchen wohl diejenigen die merkwürdigsten sind, die in Japan gezüchtet und gewöhnlich „Tanzmäuse" genannt werden. Diese Tanzmaus ist eine Abart von unserer bekannten Hausmaus. Sie sind klein, grau und weiß gefleckt und laufen nicht wie unsere Mäuse geradeaus, sie beschreiben vielmehr in höchster Geschwindigkeit einen großen Kreis oder drehen sich unablässig um sich selbst. Diese Art ihrer Bewegung hat ihnen den Namen Tanzmäuse gegeben. Auffallend mußte es erscheinen, daß die Tanzmäuse nicht wie andere Mäuse bei entstehenden Geräuschen flüchten, sondern an Ort und Stelle verbleiben und im Kreise sich weiter drehen. Dieser Umstand hat seine Erklärung darin gefunden, daß diese Tierchen, wie die genauesten Untersuchungen festgestellt haben, total taub sind und deswegen durch Geräusche nicht erschreckt und geängstigt werden können. Dieser Taubheit schreiben die Forscher auch die fortwährende Unruhe dieser Tiere zu, denn die Tanzmaus bewegt den Kopf unausgesetzt vorwärts oder

nach oben, um zu wittern. Ruhig bleiben die Tanzmäuse nur in ihrem Neste, wo sie sich sicher fühlen. C. T.

Auch eine Bezahlung. — Der Dichter des „Zigeunerlebens", Henri Murger, befand sich in ewiger Geldverlegenheit und hatte oft nicht so viel, um seine Mahlzeiten zu bezahlen. Eines Tages betrat er eines der elegantesten Restaurants von Paris und ließ sich ein Mahl auftragen, das seinem Appetit alle Ehre machte. Als er fertig war ließ er den Wirt des Lokals zu sich bitten.

„Ist es Ihnen schon vorgekommen," fragte er diesen, „daß Gäste Ihr Lokal besuchten, die ihre Zeche nicht bezahlen konnten?"

Der Wirt machte ob der eigentümlichen Frage ein verdutztes Gesicht.

„Nun, ist Ihnen das schon einmal vorgekommen?"

„Nein, noch nie."

„Wenn es Ihnen aber nun passierte, was würden Sie tun?"

„Was ich tun würde? Das ist doch ganz einfach. Was kann man denn in solchem Falle tun? Ich würde dem Betreffenden einen Fußtritt versetzen und ihm den guten Rat geben, sich bei mir nicht mehr blicken zu lassen."

Murger erhob sich, nahm seinen Hut, setzte ihn auf, drehte dem Wirt den Rücken und sagte lächelnd: „Bitte, machen Sie sich bezahlt." L—n.

Endlich entdeckt. — Ein Zuhörer des Professors Muretus († 1585) erlaubte sich einmal, eine Klingel mit ins Kolleg zu bringen und während des Vortrags zu klingeln.

Der berühmte Gelehrte, durch seine schlagfertigen und beißenden Witze bekannt, sagte gelassen: „Also endlich ist er entdeckt. Ich habe mich nämlich schon lange gewundert, daß unter einer so großen Menge von Schafen sich nicht auch ein Leithammel befinden sollte."

Das Auditorium lachte, und das Geklingel hatte ein Ende. H. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 878 7